This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X004061952

Sammlung

interessanter

und

durchgängig zweckmäßig abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

J. H. Campe.

Dritter Theil.

1787.

EXCHANGE

G
175
.C28
1787

v.3-4
Copy 1

Vorrede.

Ich liefere hier den dritten Theil meiner Reisebeschreibungen für die Jugend: der vierte wird zur Ostermesse erscheinen. Der fortdauernde Beifall, womit das Publikum auch diese meine kleine Bemühung für die junge Nachwelt belohnt, ist mir ein ermunternder Beweis, daß ich die Zwecke, die ich dabei vor Augen hatte, nicht ganz verfehlt haben müsse.

Ich habe hier drei Reisen zusammengenommen, welche nicht wohl von einander getrennt werden konnten, theils weil sie alle drei einen und eben denselben Zwek hatten, theils weil einerlei Charte dabei zum Grunde gelegt werden konnte. Es sollten nunmehr die Cookschen Entdeckungsreisen folgen. Um indeß das Unangenehme der Einförmigkeit zu vermeiden, werde ich diese noch zurükhalten; und in dem nächsten Theile einige sehr interessante Landreisen liefern. Ich behalte übrigens den von Anfang an mir vorgesezten Zwek im Gesicht, meine jungen Leser nach und nach in alle Weltgegenden zu führen.

Die bekannte Quelle der gegenwärtigen drei Reisen habe ich in der Einleitung angegeben.

Da mir Wahrheit, selbst in Kleinigkeiten, über alles wichtig ist: so ermangele ich nicht, diejenigen Berichtungen, welche mir zu einigen Stellen der im zweiten Theile enthaltenen Reise durch Deutschland nach der Schweiz von gutdenkenden und wohlunterrichteten Männern zugekommen sind, hier öffentlich mitzutheilen. Wer da weiß, wie unvermeidlich es für den beobachtenden Reisenden sey, auch bei der größten eigenen Aufmerksamkeit und bei der behutsamsten Prüfung dessen, was er hört und sieht, doch je zuweilen, bald durch eigenes Versehn oder Verhören, bald durch irrige Urtheile solcher Personen, denen er Wahrheitsliebe und Kenntniß der Sache zutrauen darf, irre geleitet zu werden; der wird dem gewissenhaften Schriftsteller, welcher dergleichen Mißverständnisse nicht zu

verbergen, sondern zu berichtigen sucht, wo nicht für seine Ehrlichkeit danken, doch wenigstens ihn des halb nicht schikaniren wollen.

Berichtigungen

zum

zweiten Theile dieser Reisebeschreibungen.

Seite 177. Nicht alle Bürger von Frankfurt werden nach militairischen Ehrenstellen benannt, sondern nur diejenigen, welche dergleichen Stellen bekleiden. Statt Colonel lese man Cornet.

Ebendas. Auf der sogenannten Zeile steht kein churfürstl. Pallast, sondern nur der sogenannte Fürstl. Darmstädtsche Hof und verschiedene ansehnliche Privatgebäude.

S. 186. Es finden sich wirklich einige vernünftige Gründe, warum die Frankfurter Reformirten bisher nicht in Frankfurt, sondern zu Bockenheim, einem eine halbe Stunde entlegenen Hanauischen Dorfe, ihre öffentliche Gottesverehrungen haben halten müssen. Wem daran gelegen ist, diese Gründe näher kennen zu lernen, der findet sie in einem, vier Folianten starken Buche: Frankfurtsche Religionshandlungen betitelt, und in einer sogenannten freimüthigen, doch gründlichen Unterredung zweier vertrauten Freunde über die Kirchenstreitigkeiten der freien Reichsstadt Frankfurt am Main 1748.

Ebendaſ. Ueber die Gründe, warum die Juden zu Frankfurt in eine einige, für ihre große Anzahl viel zu kleine Straße eingepakt ſind, iſt mir folgende Erläuterung zugeſandt worden:

„Es macht Hrn. Campens billigen Vorſichtigkeit in Beurtheilung anderer Ehre, wenn er S. 187. die angegebenen elenden Urſachen von der auffallenden harten Verfügung wider die Juden in Frankfurt verwirft, und gegründetere vorausſezt. Das folgende wird hoffentlich ſeinen Wünſchen entſprechen, indem er daraus die eigentlichen und wahren Gründe dieſer anſcheinenden Härte einſehen wird. Die Juden ſind bekanntlich faſt überall nur auf den Handel, als ihre einzige Erwerb- und Nahrungsquelle eingeſchränkt. Frankfurt iſt ihnen in dieſer Rükſicht durch ſeine Freiheiten, Meſſen ꝛc. ſo ergiebig, daß ſie dieſe Stadt jeder andern vorziehen. Hätte nun nicht von jeher der Magiſtrat die Vorſicht gebraucht, dieſem gegen die chriſtlichen Bewohner dieſer Stadt und ihr Gebiet unverhältnißmäßigen zu großen Zuſammenfluſſe dieſer hebräiſchen Fremdlinge gewiſſe Schranken zu ſezen: ſo würde jezt wahrſcheinlich der größte Theil der hieſigen Einwohner aus Juden beſtehen. Die Beweiſe hievon ſind leicht aus der Geſchichte der Frankfurter Iſraeliten zu führen. In jenen finſtern Zeiten, wo man in ſo vielen chriſtlichen Reichen unſers Welttheils die Rechte der Menſchheit ſo wenig achtete, daß man wähnte, Gott einen Dienſt zu thun, wenn man ſo viele Kreuziger Chriſti todtſchlüge, als man könnte, glaubten die toleranteſten,

testen, durch das Geschenk des Lebens, die gerechtesten Ansprüche auf ihre Personen und Vermögen zu haben. Nach diesem milderen System kam es, daß die Juden in Deutschland unmittelbare Knechte des Kaisers waren, welche für den Schuz ihres Lebens ihm jährlich eine taxmäßige Summe bezahlen mußten, wofür sie in Deutschland, besonders in den Reichsstädten, wohnen und schachern durften, wo sie wollten. Der immer zunehmende Handelsflor zog nach und nach viele Juden nach Frankfurt, daß der damalige Magistrat alle Ursache hatte, zu befürchten, dieses verschmizte Volk würde mit der Zeit nicht allein den ganzen Handel, sondern auch die meisten Wohnpläze in der Stadt den Christen entziehen, und auf diese Art eine christliche in eine Judenstadt umwandeln. Diesem vorzukommen, faßte der Magistrat den weisen Entschluß, dem Kaiser seine Judenknechte für eine gewisse Summe Geldes abzukaufen. Die Stadt Frankfurt bekam hierdurch auf die Juden in ihren Mauern alle Rechte, welche bisher der Kaiser über sie ausgeübt hatte, und zugleich, was mehr werth war, die unumschränkte Freiheit, so viele oder so wenige von diesem Volke aufzunehmen, als ihr gutdünkte. Der Magistrat machte nun das Gesez, es sollten nie mehr als 500 jüdische Familien in der sogenannten Stätigkeit seyn, das heißt: in der Vergünstigung, in Frankfurt eine Stätte oder Wohnplaz zu haben, wofür eine jede Familie eine nach ihrem Vermögen geschäzte Abgabe jährlich entrichten sollte. Die Straße, die jezt weit mehr als 10,000 bewohnen, war für diese bestimmten

500 Familien geräumig genug, und wurde ihnen also zu ihren Wohnplätzen angewiesen. Sie wurde mit einer Mauer umgeben, und mit einem Thore geschlossen, um dadurch die Juden, zumalen an den christlichen Sonn- und Feiertagen und bei jeder andern öffentlichen feierlichen Begebenheit, vor den muthwilligen Gewaltthätigkeiten des Pöbels, der die Juden nach jenem oben angeführten alten Glaubenssystem, jezt noch immer nicht ganz als Menschen würdigt, zu bewahren. Zum Zeichen, daß nun die Frankfurter Juden, Knechte Frankfurts seyn, mußten sie, wenn sie sich in der Stadt sehen ließen, schwarze Mäntel tragen, welches sie noch bis auf den heutigen Tag thun müssen) und an gewissen Tagen wurden sie dazu angehalten, sogar die Straßen der Stadt zu kehren. Die Sclavenarbeit ist ihnen jedoch schon vor langer Zeit erlassen worden. Durch diese Maasregeln glaubte der Magistrat, der zu großen und hierdurch der Stadt nachtheiligen Vermehrung dieser Fremdlinge, ohne alle Eingriffe in die heiligen Rechte der Menschheit, ganz nach den in den damaligen Zeitumständen liegenden Sicherheitsgründen, rechtmäßigen Einhalt zu thun. Allein dieses listige Volk wußte bald Mittel auszufinden, diesen so klug entworfen und schon halb ausgeführten Plan zu vereiteln. Die List glükte ihnen, anfänglich den Magistrat dadurch zu täuschen, daß sie weit mehrere Personen zu einer Familie rechneten, als würklich dazu gehörten. Wie in der Folge ihre verschmizte Verschlagenheit sie einsehen ließ, daß die Gesinnungen der Christen

gegen

gegen sie um vieles menschlicher geworden, und durch ein gewisses Benehmen noch weit gefälliger zu machen wären; der Magistrat aber, bei der augenscheinlichen dem Sande am Meere ähnlichen Vermehrung dieser Abrahamiten, darauf drang, sein altes Gesez in Ansehung der 500 zur Stätigkeit bestimmten Familien in Ausübung zu bringen: so verklagten sie den Magistrat, als einen widerrechtlichen Bedrücker, förmlich bei dem Kaiser. Hier hängt nun dieser auf beiden Seiten sehr kostspielige Prozeß schon Jahrhunderte. Unterdessen vermehren sich diese Frankfurtischen Israeliten, ohne die geringsten Einschränkungen, in ihrer Judengasse, nach ihren Verheissungen wie die Sterne am Himmel; ziehen sogar durch Heirathen nach anderwärts wohnende Juden hinein, und verschmachten so, aus eigner Wahl, durch ihre drückende Menge, lieber in ihrer schmuzigen, stinkenden, aber dabei durch den Handel einträglichen Judengasse, als daß sie, nach den rechtmäßigsten Forderungen des Magistrats, den großen Ueberschuß an jenen festgesezten 500 Familien andre gesundere Wohnpläze in Deutschland suchen lassen. Das sonderbarste in dieser Geschichte ist: daß bei der augenscheinlichen großen Anzahl der Juden, welche bald 15000 ausmachen wird, der Magistrat es nie hat dahin bringen können, daß die schon in den ältesten Zeiten bestimmten 500 Familien in der Stätigkeit vollzählig seyen. Es ist fast unglaublich und doch wahr, (aber eben darum ist die Verfügung des Magistrats in Absicht dieses Volks nichts weniger als ungerecht) daß von diesen

beinahe

beinahe 15000 Juden nur 485 Hausväter die hier sehr gemäßigte kleine Schazung und unter diesen kaum vierzig die sogenannte große Schazung von 54 Gulden jährlich bezahlen. Welche Vortheile genießen hierinn diese erkauften Judenknechte vor ihren christlichen Herrn! noch verdient angemerkt zu werden, daß des Sonntags nach dem Gottesdienste jedesmal das Thor der Judengasse geöfnet wird, und daß alsdann die Juden völlige Freiheit zum Spazirengehen haben. Auch hat der Magistrat ihnen einen besondern Spaziergang um alle Thore der Stadt zwischen dem Fahrwege und dem Spaziergange der Christen bequem einrichten lassen. — Indeß ist zu Anfange dieses Jahrs, beim Antritt des neuen Bürgermeisters, den Juden die Freiheit, Sonntags aus ihrer Gasse zu gehn, wieder abgenommen worden, und bleiben die Thore alsdann geschlossen.“

S. 198. Nicht eigentlich die goldene Bulle muß der neuzuerwählende Kaiser beschwören, sondern die sogenannte Wahlkapitulation, welcher jenes alte Reichsgrundgesez nur zur Basis dient, die übrigens weit mehr auf die jedesmalige Lage der Sachen im deutschen Reiche und die Person des neuen Römischen Königs Bezug habende Punkte enthält, und deswegen immer aufs neue aufgesezt wird.

S. 199—207. In Ansehung der von den Sachsenhäusern mitgetheilten Nachrichten ist mir folgende erläuternde Berichtigung geworden.

„Durch

„Duech die Schilderung, welche Hr. Campe hier von den Sachsenhäusern macht, könnten Auswärtige leicht verleitet werden, zu glauben, als sey dieser ganze Theil der Stadt von einer Art Originalmenschen (wie etwa die Halloren in Halle) bewohnt, da diese Schilderung doch nur auf diejenige, welche durch ihre rohere Lebensart von andern gesittetern Einwohner Sachsenhausens abgesondert leben, und aus ihren Zirkeln selten heraustreten; aber auch auf diese nicht durchgängig paßt. Gartenbau und Fischerei sind zwar Hauptnahrungszweige der Sachsenhäuser; allein bei weitem nicht die einzigen: es giebt unter ihnen Handwerker aller Art, vorzüglich Gerber und Töpfer. Daß sie sich aber jener beiden Hauptnahrungszweige keineswegs ausschließend bemächtigt haben, erhellt aus folgendem: Ein großer und beinahe der größte und beste Theil des zur Gemüßpflanzung tauglichen Bodens liegt diesseits des Mains um das eigentliche Frankfurt herum, und die Eigenthümer davon wohnen alle zunächst an den Thoren, namentlich den Bockenheimer, Friedberger und Allerheiligen Thore. Diese machen gewiß die Hälfte der Gemüßpflanzer und Gartenbauer aus. Daß aber auch diese, wenn sie von Unkundigen unter dem Namen Sachsenhäuser, Gärtner mitbegriffen werden, sich keines Monopols angemaßt, beweisen die ansehnlichen Transporte von Küchengewächsen, welche an den wöchentlichen Markttagen von den benachbarten Frankfurtischen Dörfern, Oberrad, Bornheim und Niederrad hieher gebracht werden. Selbst die Hanauischen Unterthanen

thaten versehen in ganzen Schifsladungen den hiesigen Markt mit gelben Rüben, so wie die Darmstädtischen Orte Gerau, Griesheim ꝛc. wenigstens 1500 Wagen mit weissem Kopfkohl den Herbst durch in hiesiger Stadt absezen. Diesem zufolge fällt also obige Behauptung ganz weg, und die, auf dieses angenommene Küchenkraut-Monopol gegründet seyn sollende Gartenverwüstung verliert dadurch etwas von ihrer Häßlichkeit. Ohne indessen jenes frevelhafte Verfahren, welches man den Sachsenhäusern Schuld giebt, nur im geringsten vertheidigen, oder nur das Schändliche dieses Raubes im mindesten beschönigen zu wollen, muß man eingestehen, daß es äusserst hart für solche Menschen ist, welche im eigentlichsten Verstande im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod essen, wenn sie bei dem hohen Preise der Grundstücke, worinn oft ihre ganze Habe und ein ansehnliches darauf geborgtes Capital stekt, ihre mühsam errungene Produkte, durch den Verkauf derer, die ihren Ueberfluß, ohne davon Steuern zu entrichten, zu Markte bringen lassen, im Preise erniedrigt sehen sollen. Ohne nun auf diese Wahrheit Rükſicht zu nehmen, die der Richter, dem es um Ruhe und Sicherheit im Staate zu thun ist, noch weniger in Anschlag bringen darf, läßt sich wenigstens nicht absehen, auf welche Art die Untersuchung über diesen Vorfall hätte angestellt werden können, da keiner der Mitschuldigen selbst aller Aufmerksamkeit und Nachspürung der Gartenbesizer und des auf die Entdeckung gesezten ansehnlichen Preises von 300 Gulden ohngeachtet

hat

hat entdekt werden können. Und um so viel weniger wird jeder, der die hiesige Verfassung kennt, glauben können, daß der Magistrat durch die Drohung der Sachsenhäuser sich habe abschrecken lassen, eine strenge Untersuchung anzustellen. Denn, daß diese Untersuchung wirklich angestellt worden, konnte zwar Hr. Campe bei seinem Hierseyn unmöglich erfahren, weil man sich damals nur noch auf geheime Kundschaft legte. Es wurde aber kaum einiger Verdacht auf einen gewissen Sachsenhäuser geworfen, als man diesen sogleich einzog, jedoch nach einer zwei monatlichen Gefangenschaft, weil nichts auf ihn zu bringen war, wieder entlassen mußte. Selbst diejenige Weibsperson, welche privatim ausgesagt haben sollte, daß sie einige von dem Komplot kennte, wurde, sobald der Magistrat davon Nachricht erhielt, festgesetzt. Sie läugnete aber, wie die Akten erweisen, alles schlechtweg, und behauptete, jene Aussagen wären ihr angedichtet worden. Eben so einseitig und unzuverläßig hat man Hrn. Campe den in der Kirche zu Sachsenhausen vorgefallenen Auftritt erzählt. Nach der Aussage des Predigers äusserte sich der Unwille der Zuhörer bloß in einem Geräusche, welches erst dadurch seine Aufmerksamkeit erregte, daß einige Weiber, ohne eben laut zu murren und den Prediger zu schimpfen, aus der Kirche giengen. Aber auch diese blieben nicht ungestraft. Sobald der Prediger die Anzeige davon dem Consistorio gethan hatte, wurden beide Weiber zu vier Wochen langer Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verurtheilt. Die eine hielt

diese

diese Strafe ganz aus; der andern wurden wegen ihrer Schwangerschaft und auf Fürbitte des Predigers 8 Tage des gesezten Termins erlassen.“

„Mit der Anmaßung der Fischerei verhält es sich eben so. Ausserdem, daß der gröβte Theil der Fischer hier in der Stadt Frankfurt wohnt, machen alle hiesige Fischer eine förmliche Innung aus, die eben so streng auf ihre Gerechtsame und Herkommen halten, als andere, und dieses Gewebe eben so wenig unzünftigen Pfuschers Preis geben, als Fleischer oder Becker. Gleichwohl ist es auf den beiden wöchentlichen Markttagen auch fremden Fischern vergönnt, ihre Waare öffentlich zu Markte zu bringen.“

„Die Geschichte mit dem Schilderhause welches einige muthwillige Sachsenhäuser von der Mainbrücke genommen und vor das Haus des zum Scherz erwählten Bürgermeisters gesezt haben sollen, ist wahr; nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht von der Brücke, wo eine Wache ist, sondern aus einem Winkel am Main, wo nur am Tage eine Schildwache steht, das Schilderhaus abgeholt haben. — Die Sperrung der Mainbrücke, um bei der Hinrichtung des Judenmörders einen Aufruhr zu verhüten, ist ein Mißverständniß.“

S. 207—210. Zur Berichtigung der hier erzählten Anekdote von dem bekannten Bolongaro ist mir folgendes zugesandt worden.

„Bo-

„Bolongaro war kein mit einem Murmelthiere herumirrender Savoyarde. Er stammt vielmehr aus der Gegend *Lago di Como* oder aus *Como* selber im Mailändischen her. Als Schneidergesell kam er nach Frankfurt zu seinem Anverwandten Matthäi, der schon ehemals in Leipzig mit spanischem Tabak handelte, und damals hier in Frankfurt diesen einträglichen Handel mit noch größerm Erfolge fortsezte. Bei diesem Matthäi hatten Bolongaro's zwei ältere Brüder die Handlung ordentlich erlernt. Schon in einem gewissen Wohlstande hielt es Matthäi für schimpflich, daß ein so naher Verwandter von ihm sich mit der Nadel ernähren sollte, da er ihm eine weit glänzendere Laufbahn eröffnen konnte, wenn er die geringste Anlage dazu zeigte. So geschah es, daß der Schneidergesellen Nadel und Bügeleisen mit der merkantilischen Feder vertauschte, und ohne alle Ansprüche an Erfindungsgeist oder andere große Talente, mit seiner ganz gemeinen Schneiderseele, die in der Folge auch bei dem größten Ueberflusse überall hervorblikte, ganz nahe an die schon aufgefundene Quelle seines nachfolgenden großen Reichthums gebracht wurde. Matthäi etablirte den ältesten Bolongaro, der ein einsichtsvoller Mann war, in Landau, wo dieser aber nach wenigen Jahren starb. Durch des nämlichen Matthäi Unterstützung errichtete der zweite Bolongaro ein Handelshaus in Amsterdam, welches daselbst noch jezt unter dem Namen Bolongaro Crevenna große Geschäfte macht. Dieser Amsterdammer war der große Kopf, der durch

seine Erfindung und glükliche Spekulationen den Grund zu den Bolongarischen Millionen legte. Von seinem großen und schönen Geiste zeigt die kostbare Büchersammlung, welche, nach dem Urtheile der Kenner, eine der vorzüglichsten ist, die je ein Privatmann zusammen brachte. Mit diesem in der That großen Kaufmanne war der Frankfurter Bolongaro in allen Handelsvortheilen verbunden. Jener war der eigentliche Erfinder der reichmachenden Schnupftabaksfance und dieser durch die nun leichte Fabrication und den in Frankfurt bequemen Debit nur Theilnehmer an dem ungeheuren Gewinnste. Bis dahin war er nur Beisaß in Frankfurt gewesen. Nun wollte er hier ein großes Fabrik-Gebäude aufführen, welches nur Bürgern verstattet wird. Er mußte also um das Bürgerrecht anhalten. Der Magistrat machte ihm nicht die geringste Schwierigkeit; er sollte sich nur den gewöhnlichen Bedingungen, unter welchen ein Fremder das Bürgerrecht hier erhält, unterwerfen, nemlich 5 vom hundert seines Vermögens, als sogenannte Anzugsgelder, oder, wie es auch oft geschieht, eine seinen Umständen angemessene Summe überhaupt bezahlen*).

Die

*) Jeder Fremde, der das Bürgerrecht verlangt, muß, ausser jenen Bedingungen, noch versprechen, im Fall er heirathen würde, eine Bürgerstochter zur Frau zu nehmen. Ohne diese garantirte Zusicherung hat man nur wenig Beispiele, daß ein Fremder unter die Bürgerschaft aufgenommen worden. Bolongaro hatte aber eine Fremde zur Frau. Auch hat der Magistrat das Recht, das Bürgerrecht für erworbene Verdienste zu verschenken an wen er will.

Die Stadt konnte nach ihren Gesetzen und Statuten für ihr Bürgerrecht, nach seinen damaligen Vermögensumständen (er besaß schon gegen anderthalb Millionen Gulden) 15000 Gulden fordern; und Bolongaro bot 500 Thaler und keine 20000. Für diese 500 Thaler verlangte er nicht nur das Bürgerrecht für sich, sondern auch für seine ganze Familie, wovon sein Amsterdammer Bruder allein zehen Kinder hatte. Dies war aber noch nicht alles; er foderte zugleich, daß er und seine Familie zu aller Zeit abzugsfrei seyn, das heißt: bei einer etwanigen Veränderung des Wohnortes nicht, wie es hier und fast überall üblich ist, verbunden zu seyn, den sogenannten zehnten Pfennig des Vermögens als Abzugsgelder an die Obrigkeit zu bezahlen; und dies alles für seine 500 Thaler. Dennoch, hätte er 5000 Thaler geboten, würden er und seine ganze Familie wahrscheinlich Bürger geworden seyn; aber freilich ohne Gewährung der höchstunbilligen Forderung der Abzugsfreiheit. Mit Recht verschmähte also Frankfurt die Summe von 500 Thalern und wollte einen Mann von solchen Gesinnungen nicht durch Verletzung ihrer in die ganze Verfassung verwebten Gesetze als Bürger aufnehmen. Aus Rachsucht und Uebermuth, und nicht eines bloßen reichsstädtischen Eigensinns wegen, legte nun Bolongaro zu Höchst, zwei Stunden von Frankfurt, seine Tabaks-Fabrik an, und nannte sie Trutz-Frankfurt. Die Folge bewies aber bald, daß er sich selber getrotzt hatte. Denn kaum hatte er ein

sehr ansehnliches Kapital in Gebäude gesteckt, so sahe er ein, daß sein Plan viel zu weit ausgedehnt war, und wollte ihn nun abkürzen. Die Kurfürstliche Regierung von Mainz wußte ihm aber bald begreiflich zu machen, daß er den ihr vorgelegten Plan zu Gebäuden genau vollenden müßte, er möchte nun Gebrauch davon machen oder nicht. Eben so wurde ihm auch der Krahn, welchen er mit eigenen Kosten am Main erbaut hatte, als ein nur dem Oberherrn zustehendes Recht von der Regierung abgenommen. Auf die Art wurde Frankfurt an einem Uebermüthigen gerächt, dessen Trutz-Frankfurt seine besser gesinnten Erben mit den größten Aufopferungen gern verkauft hätten, wenn sie könnten. Als diese nach Bolongaro's Tode freie Hände hatten, den von ihm begangenen Fehler wieder gut zu machen: so eilten sie bei dem Magistrate um eben das bedeutende Bürgerrecht in Frankfurt, wofür der alte Bolongaro nur 500 Thaler geben wollte, nunmehr 10000 Gulden aus eigener Bewegung anzubieten, für welche Summe ihre Bitte erfüllt wurde. Sie verschönerten nun ihre schon vorher unter dem Namen eines andern hiesigen Bürgers hier in Frankfurt besessenen Häuser, zogen die Fabrik nach und nach wieder zurük, und bedienen sich seitdem der Palläste zu Höchst, die, weil der Plan dazu vollführt werden mußte, so leicht wie immer möglich gebaut worden sind, nur noch zu einem Sommeraufenthalt."

S. 226. Die Schlacht bei Bergen erstreckte sich nicht bis in diejenige Gegend bei Bornheim, wo Blanchard aufstieg.

S. 227—229. Das Armenwesen in Frankfurt betreffend:

„Herr Rulfs wurde nicht von Obrigkeitswegen, sondern von einem Particulier hieher berufen, der mit ihm über die Einrichtung eines Zucht- Armen- und Arbeitshauses zu conferiren wünschte. Sein deshalb entworfener Plan, soll in der Hauptsache gut, allein auf den Zustand des wirklich vorhandenen Waisen- und Armenhauses nicht passend gewesen und wegen der ungesunden Lage des Hauses nicht ausführbar gewesen seyn, indem man es für gefährlich hielt, ohne Veränderung des Orts (welchen man aber vor der Hand unmöglich mit einem andern vertauschen konnte) eine größere Anzahl von Menschen auf diesem ungesunden Flecke zu versammeln. Ob nun gleich Hrn. Rulfs Plan unter diesen Umständen unbefolgt bleiben mußte, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß er, nach Hinwegräumung jener Hindernisse und nach getroffenen nöthigen Anstalten, nicht vielleicht noch werde ausgeführet werden. Unrichtig ist die Angabe, daß in diesem großen und reichen Hospital an 120, nicht etwa Kranke und Arme, sondern größtentheils blos begünstigte Personen den Rest ihres Lebens in Gemächlichkeit verschmausen sollen. Welche von den hiesigen milden Stiftungen

soll dieser Vorwurf eigentlich treffen? Das sogenannte Heil. Geist-Hospital? — Groß und reich ist dies zwar; aber nach Gunst kann es darin unmöglich gehen: jeder erkrankte Fremdling, er sey von welcher Religion und aus welchem Orte er wolle, jeder Dienstbote und Handwerksbursche wird ja ohne Einwendung und Unterschied darinnen aufgenommen, und bis zu seiner Genesung verpflegt. Oder das für kranke Bürger bestimmte Senkenbergische Stift? Dies hat Herr Campe selbst gesehen, und dessen Einrichtung gepriesen. Oder das sogenannte Tollhaus? Dies ist ja blos für Wahnsinnige und Seelenkranke bestimmt. Es kann also lediglich das so genannte Armen- und Waisenhaus, das jedoch den Namen Hospital hier gar nicht führt, gemeint seyn. Diese Anstalt ist aber einzig für arme und verwaiste Kinder der nicht verbürgerten Beisassen, welche ohne Unterschied darinnen aufgenommen werden müssen. Arme Waisen aus der Bürgerschaft fallen dem sogenannten Kasten-Amte zu, welches für ihre Verpflegung dem Waisenhause Kostgeld zahlt. Von blos begünstigten kann also auch hier der Fall nicht seyn, auch nicht von so wohlbesoldeten Officianten, eine Angabe, welche bei Einem der hiesigen Hospitäler, am wenigsten bei dem letztern zutrift, indem das ganze Personale darinn, die zur Kinderpflege nöthigen armen Weiber und 4 Bettelvögte mit eingerechnet, kaum 24 bis 25 Personen betragen wird. Alle übrige mit dieser Anstalt beschäftigte Personen sorgen und arbeiten dafür unentgeldlich."

S.

S. 230. „Die Müllerische Indienne Fabrik liegt nach eine halbe Stunde weiter von der Stadt, als der sogenannte Sandhof. Allem Vermuthen nach ist Herr Campe durch einen Umweg bei dieser Fabrik vorbei nach dem Sandhofe geführt worden, und daher die unbedeutende kleine Irrung entstanden.

S. 233. „Hier rechnet Herr Campe die jedesmal nur allein in der Herbstmesse übliche Feierlichkeit des sogenannten Pfeffergerichtes unrichtig zu den Geleits-Ceremonien, mit welchem diese in keiner Verbindung steht. Mit besagter Feierlichkeit verhält sich's ungefähr also. Die Städte Worms, Alt-Bamberg und Nürnberg genießen von undenklichen Zeiten her, vermöge gewisser Verträge, auf den beiden jährlichen Messen das Vorrecht, daß ihre Bürger von allen Abgaben und Zöllen gleich den Frankfurter Eingebohrnen frei sind. Dieses für die drei gedachten Städte wichtige Vorrecht nicht zu verlieren, werden von denselben vor dem Anfange der Herbstmesse Abgeordnete nach Frankfurt geschikt, welche nach alter Sitte unter Vortrettung einiger Pfeiffer jedesmal auf den lezten Gerichtstag vor Mariä-Geburt vor dem versammelten Schöffen-Rath erscheinen, und mit Ueberreichung ihrer Creditive und eines Geschenks an Pfeffer in einem hölzernen Becher, einem Paar Handschuhen und einem weissen Stäbchen die hergebrachte Zollfreiheit auf den beiden Messen erneuern. Der Filzhut, welchen die Abgeordneten zusammengelegt mitbringen

und

und wieder zurüknehmen, ist kein Symbol eines Verweises, sondern eben so gut, wie die andern Gaben, ein herkommliches Geschenk für den Schultheißen, an dessen Statt sie aber jedesmal einen Goldgulden erlegen. Dafür erhält jeder Bürger der benannten drei Städte, wenn er sich als einen solchen durch Zeugnisse seiner Obrigkeit bei der hiesigen Stadtkanzlei legitimirt hat, ein Freizeichen, durch dessen Vorweisung er bei den Zöllen der Stadt gleich den verbürgerten Frankfurtern gehalten, und von dem die Messe über üblichen Doppelzoll frei wird."

Die über das Schulwesen in Frankfurt mir gewordenen umständlicheren Beschreibungen halte ich aus Discretion und aus Achtung für verschiedene dabei angestellte würdige Männer zurük. Meine Absicht ist zu nüzen; nie zu schaden. Was das Gymnasium insonderheit betrift, so höre ich mit Vergnügen, daß dasselbe seit einem Jahre beträchtliche Verbesserungen erhalten hat.

Campe.

I.

Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt von

dem englischen Commodore Byron
im Jahr 1764 und vollendet
im Jahr 1766.

Einleitung.

Bald nachdem der König von Großbrittanien, Georg III, zur Regierung gekommen war, faßte Se. Majestät den Entschluß, Schiffe auszusenden, welche unbekannte Länder entdecken sollten. Es schien nemlich höchstwahrscheinlich zu seyn, daß sowohl auf dem großen Südmeere überhaupt — meine jungen Leser kennen doch diesen weiten Theil des Weltmeers, welcher Amerika von Asien trennt? — als auch besonders nach der Gegend des Südpols hin, noch manche Insel, vielleicht noch manche sehr beträchtliche Strecke Landes liege, welche den Europäern bis dahin unbekannt geblieben sey. Diese sollten nunmehr aufgesucht werden.

Der Vorsaz konnte indeß erst im Jahre 1764, da das Königreich einer vollkommenen Ruhe ge-

noß, zur Ausführung gebracht werden. Da ernannte Se. Majestät den Commodore Byron*) zum Anführer bei dieser Unternehmung, und ließ ihm dazu zwei Schiffe, den Delphin und die Tamar ausrüsten. Jener war ein Kriegsschiff vom sechsten Rang**) und führte vier und zwanzig Kanonen; diese eine Schaluppe,***) welche sechszehn Kanonen führte. Der Delphin hatte hundert und funfzig Mann, nebst drei Lieutenants und sieben und dreißig Unteroffizieren, die Tamar hingegen nur neunzig Mann, nebst drei Lieutenants und zwei und zwanzig Unteroffizieren an Bord. Das Commando über die letztere wurde dem Capitain Mouat anvertraut; auf dem Delphin befand sich Byron selbst.

Die

*) Commodore heißt in England ein Seeofficier, der zwar noch nicht Admiral ist, aber doch schon einige Schiffe oder ein ganzes Geschwader, als oberster Befehlshaber, commandirt.

**) Die Kriegsschiffe werden nemlich nach der Zahl der Kanonen, die sie führen, in gewisse Classen geordnet. Diejenigen, welche hundert und mehr Kanonen führen, machen den ersten Rang aus.

***) Gewöhnlich heißt eine Schaluppe nur ein großes offenes Boot; hier bedeutet es, wie man sieht, ein kleines Kriegsschiff von sechszehn Kanonen und mehr als hundert Mann Besazung.

Die Beschreibung dieser und einiger andern Entdeckungsreisen wurde, auf Befehl der Admiralität, folgendermaßen ausgefertiget. Die Anführer der Schiffe und alle andere darauf befindliche Personen, welche Tagebücher geführt hatten, mußten ihre Papiere einem gewissen Doctor Hawkesworth überliefern. Dieser verfertigte daraus eine zusammenhängende Geschichte; und als dieselbe vollendet war, wurde sie nicht blos in Gegenwart der sämtlichen Herrn Reisenden vorgelesen, sondern auch einem jeden derselben abschriftlich mitgetheilt, damit nun jeder selbst bei mehrerer Muße für sich untersuche, ob etwan irgend ein Umstand anders darinn erzählt worden sey, als es seines Wissens sich wirklich zugetragen habe; eine Vorsicht, welche dieser Geschichte einen höhern Grad von Glaubwürdigkeit gewährt, als die meisten andern Reisebeschreibungen zu haben pflegen.

Gegenwärtige Erzählung, welche sich auf jene Hawkesworthsche gründet, ist mit aller Treue und Sorgfalt gemacht worden, nur daß man wegließ, was weder für junge Leser, noch für Erwachsene, die keine Seefahrer von Profeßion sind, gehört, und den Stil nach dem Bedürfniß derer einrichtete, für welche diese Sammlung von Reisebeschreibungen eigentlich bestimmt ist. Alles, was für solche Leser einer Erklärung bedurfte, findet man, damit der Faden der Erzählung nicht zu oft unterbrochen würde, in kurzen Anmerkungen unter dem Texte erläutert.

Von geographischen und kosmographischen Kenntnissen wird bey dieser Erzählung nur so viel vorausgesezt, daß der junge Leser eine allgemeine Uebersicht der Erdkugel habe, und mit den Worten Länge und Breite einen richtigen Begriff verbinde. Uebrigens verlasse ich mich darauf, daß die zu diesem Behufe nachgestochene Charte während der Lesung beständig auf dem Tische liege, und bei jeder vorfallenden Gelegenheit nachgesehen werde.

Jezt zur Geschichte selbst.

I.

Abreise von den Dünen; Ankunft zu Rio de Janeiro an der Brasilianischen Küste in Südamerika.

Es war am 21sten Junius 1764, als unsere Reisenden die Anker lichteten und aus den Dünen*) segelten. Bevor wir sie aber weiter schiffen lassen, bitte ich meine jungen Leser, erst die Charte von England, nachher die von Europa aufzuschlagen. — So!

Da, wo Deal an der Küste der englischen Provinz Kent liegt, sind die Dünen. Von hieraus gieng unser Byron unter Segel und steuerte gegen Südwesten durch die bekannte Meerenge zwischen Calais und Dover hin. Jezt war er in dem brittischen Kanale, wo es zwischen England auf der nördlichen und zwischen Frankreich auf der südlichen Seite gerade gegen Westen segelte.

*) Dünen heissen überhaupt Sandhügel, welche das Meer aufgeworfen hat. Hier aber, wie überall, wo von den Dünen schlechtweg die Rede ist, wird darunter eine Gegend längst der englischen Küste von Kent verstanden, wo sich die Schiffe vor Anker legen, und durch eine Reihe von Sandbänken gegen die Wellen des stürmenden Meers geschützt werden.

Das größere Schiff, der Delphin, hatte gleich anfangs einen verdrießlichen Zufall. Es rannte nemlich auf den Grund; *) und man sahe sich deshalb genöthiget, in den Hafen Plymouth einzulaufen, um erst untersuchen zu lassen, ob es auch keinen Schaden genommen habe. Man fand es indeß unversehrt, und gieng am dritten Julius wieder unter Segel.

Schon am folgenden Tage hatten sie den Kanal glüklich zurükgelegt, und befand sich nunmehr im atlantischen Weltmeere. Wind und Wetter waren günstig. Schnell durchschnitten sie daher das französische, spanische und portugisische Gewässer, und bekamen schon am 12 Julius die den Portugiesen gehörige Insel Madeira zu Gesicht. Hier bitte ich meine lieben Leser den Planiglob zur Hand zu nehmen.

Die Hauptstadt dieser Insel heißt Funchal. Bei dieser legte Byron sich vor Anker; nahm hiekt auf einige Erfrischungen ein, und segelte den 19ten weiter.

Jezt gieng ihre Fahrt auf die Inseln des grünen Vorgebürges los, welche bekanntlich noch etwas weiter gegen Süden liegen. Sie erreichten dieselben den 27sten Julius glüklich. Es war dies grade die Zeit, da man in dieser Gegend, bei unausstehlicher Hize, beständig stürmisches und regnichtes Wetter zu haben pflegt. Man hielt sich daher hier

*) d. i. es gerieth auf eine so seichte Stelle, daß es den Grund des Meeres berührte.

hier nicht länger auf, als man nothwendig mußte, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Aber auch diese kamen ihnen wenig zu statten: denn das Fleisch der Ochsen, welche sie einkauften und schlachteten, war einige Stunden nachher schon in Fäulniß übergegangen. Man kann sich hieraus ohngefähr einen Begriff von dem hohen Grade der hier herrschenden Hize machen.

Von da richteten sie ihren Lauf nach Brasilien, einer bekannten portugisischen Provinz in Südamerika; und nunmehr rathe ich meinen jungen Leser, die Charte von Amerika aufzuschlagen.

Derjenige Ort auf der brasilianischen Küste, wohin sie steuerten, heißt Rio de Janeiro, und man findet ihn auf der Charte, wenn man an der Küste von Brasilien mit dem Finger bis in diejenige Gegend hinabfährt, wo der Wendekreis des Steinbocks, den wir alle kennen, die Küste dieses Landes durchschneidet. Daselbst ergießt sich ein Strom ins Meer, welcher auf portugisisch Rio de Janeiro, auf deutsch der Januariusstrom genannt wird, und die an dieser Stelle erbaute portugisische Stadt, wo der Statthalter oder Unterkönig von Brasilien residirt, führt eben denselben Namen.

Hier war es, wo unsre Reisenden den 13ten September glüklich vor Anker kamen; so daß sie also die ganze weite Reise von Plymouth bis hier, mit Inbegriff derjenigen Tage, an welchen sie vor Anker gewesen waren, innerhalb zehn Wochen zurükgelegt hatten.

Die Stadt Janeiro ist groß, befestiget und ungemein ansehnlich. Der daselbst residirende Unterkönig herrscht so unumschränkt, als irgend ein König in Europa, und der Pomp seines Hofstaats kündiget einen wirklichen Monarchen an. Als zum B: Byron einen Besuch bei ihm ablegte, paradirten mehr als sechzig Officiere und eine große Menge anderer wohlgekleideter Personen vor dem Pallaste desselben. Der Unterkönig selbst empfieng ihn an der Spize vieler Standespersonen oben an der Treppe mit großem Gepränge und unter Abfeurung vielge Kanonen. Sie trgten hierauf in ein Staatszimmer. Hier erfolgte eine viertelstündige Unterredung in französischer Sprache; worauf der englische Befehlshaber sich beurlaubte und unter eben so großem Gepränge wieder entlassen ward.

Der vielen Kranken wegen, welche sich auf beiden Schiffen befanden und ans Land gebracht wurden, sahe Byron sich genöthiget, einen ganzen Monat allhier liegen zu bleiben. Man versorgte sich unterdeß mit allerhand frischen Lebensmitteln, welche hier in Ueberfluß zu haben sind; und gieng, sobald der Zustand der Kranken es erlaubte wieder unter Segel. Auch hier fand man die Hize unerträglich.

Es thut mir immer in der Seele weh, so oft ich mich genöthiget sehe, meinen jungen Lesern etwas zu erzählen, was der Menschheit Schande macht. Gleichwohl sehe ich mich hier, so oft die Gelegenheit es mit sich bringen wird, dazu gezwungen, weil diejenigen von meinen jungen Freunden,

für

für welche diese Reisen geschrieben werden, schon in einem Alter sind, wo es anfängt nöthig zu werden, daß sie die Welt und die Menschen, welche darinn leben, nicht blos von ihrer guten, sondern auch von ihren schlimmen Seiten oder in derjenigen Vermischung kennen lernen, worinn sie wirklich da sind. Aus dieser Ursache werde ich ihnen das Böse, welches mir vorkommen wird, eben so treu, als das zu meiner jedesmaligen Geschichte gehörige Gute beschreiben, nur daß das Mißfallen an jenem und das Wohlgefallen an diesem mich natürlicher Weise bewegen wird, mich bei dem einen länger, als bei dem andern zu verweilen.

Was zu dieser Anmerkung mich veranlaßt hat, ist folgende Nachricht unsers Byrons, die er, künftigen Seefahrern zur Warnung, von den hiesigen Portugiesen giebt. „Diese Leute, sagt er, machen sich ein eigenes Geschäfft daraus, Menschen zu stehlen. So oft ein Boot ans Land geht, sind sie bei der Hand, und suchen die Mannschaft desselben durch allerlei Kunstgriffe in ihre Dienste zu locken. Will kein anderes Mittel gelingen, so machen sie die Leute trunken, schicken sie dann sogleich ins Land hinein, und nehmen die sorgfältigsten Maaßregeln, ihre Rükkehr so lange zu verhindern, bis das Schiff, zu welchem sie gehören, den Ort verlassen hat.“

Sollten diese Leute nicht etwa bei den europäischen Werbern in der Schule gewesen seyn? — Byron fährt fort:

„Durch

„Durch dergleichen Kunstgriffe verlor ich fünf von meinen, und die Tamar neun von ihren Leuten. Die mangigen habe ich niemals wiederbekommen. Die Tamar hingegen hatte das Glük zu erfahren, an was für einem Orte die übrigen von den Portugisen aufgehalten wurden; sie schikte hierauf des Nachts eine Parthei aus, welche diese überraschen und jene wieder an Bord bringen mußten.“

Da ich dieses Buch nicht blos zum Vergnügen, sondern auch zum Nuzen meiner jungen Freunde schreibe: so darf ich die Gelegenheit, die sich mir hier darbietet, diejenigen von ihnen, welche jezt in die große Welt treten wollen, vor der Gefahr zu warnen, die ihnen an fremden Orten von gewissenlosen Werbern und von schändlichen Seelenverkäufern *) bevorsteht, nicht ungenüzt vorbeigehen lassen.

Wisse also, Jüngling! daß die List, Bosheit und Unmenschlichkeit dieser abscheulichen Leute weiter geht, als deine unschuldige Gutmüthigkeit sich vorstellen kann. Vernimm daher zu deiner Belehrung einige Beispiele von Menschenraub, die ich selbst erlebt habe; hundert andere wird man dir an solchen Orten und in solchen Gegenden erzäh-

*) So nennt man zu Hamburg, zu Altona und in Holland jene abscheulichen Leute, welche das unmenschliche Gewerbe treiben, daß sie junge Männer von allerlei Ständen durch List oder Gewalt auf die Seite zu schaffen suchen, und sie dann bei Nacht und Nebel auf Holländische Schiffe bringen, um als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien geführt zu werden.

zählen, wo diese schädliche Räuberei vorzüglich im Schwange geht, wie zu Altona, im südlichen und westlichen Deutschland, zu Amsterdam u. s. w.

Du reisest z. B. auf der Post. Neben dir sitzt ein wohlgekleideter honetter Mann, der durch zuvorkommende Höflichkeit und Freundlichkeit sich deines gutmüthigen Herzens bemächtiget. Er erkundiget sich nach dem Orte deiner Bestimmung, und es fügt sich sonderbar, daß es grade der nemliche ist, wohin auch er zu gehen gedenket. Aber das Fahren auf der Post ist so beschwerlich! Er für seinen Theil bedient sich dieser unbequemen Fuhr nur bis zu einem gewissen Orte, wo er sein eigenes Fuhrwerk, oder eine andere bequeme Gelegenheit erwartet; und er hat so unbeschreiblich viel Freundschaft für dich gewonnen, daß er nicht umhin kann zu wünschen, du möchtest dich der nemlichen Gelegenheit bedienen, damit er deiner angenehmen Gesellschaft noch länger genießen könne. Es versteht sich, daß es dir keinen Pfennig mehr kosten werde, als wenn du auf dem unbequemen Postwagen sitzen bleibest. Du, entzükt über die unverdiente Freundschaft des Mannes, trägst keinen Augenblik Bedenken, sein großmüthiges Anerbieten dankbar anzunehmen.

Es wird Nacht. Man nähert sich dem besagten Orte, wo der liebe Mann grade einen lieben Vetter oder eine liebe Muhme hat, bei der ihr übernachten werdet. Ihr steigt ab, die Post fährt weiter, und ihr begebt euch zu der Muhme. Man speiset, man trinkt, man lacht. Nach und nach kommt die Rede auf den Soldatenstand; man preißt

ihn,

ihn, man sucht dir Liebe dafür einzuflößen; man weiß, daß du in kurzer Zeit dein Glük darinn machen würdest, man bietet dir wohl gar ein Officier-Pantent an. Der Angel hängt; beissest du an, so ist die Sache mit guter Manier gemacht, und du bist morgen, deiner Meinung nach, Officier, in der That aber nur ein gemeiner Soldat. Weigerst du dich hartnäckig, so nimmt man endlich die Maske ab. Ein Paar handfeste Kerle springen hervor, verstopfen dir den Mund, binden dich, schleppen dich in ein von der Straße entferntes Loch, wo man dir so viele und so triftige Bewegungsgründe vorzulegen weiß, daß du endlich nicht umhin kannst, ja! zu sagen. Man füttert dich z. B. mit nichts als Heringen; läßt dich dabey hinter einem wohlgeheizten Ofen sizen, und willst du etwan einmal trinken: so wird dir Heringslake gereicht. Solchen Bewegungsgründen widerstehe einer, wenn er kann!

Ein anderes Beispiel. Ein junger wohlgewachsener Mann aus der Gegend des Rheins — seinen eigentlichen Geburtsort habe ich vergessen — hatte Theologie studirt, und war als Candidat wieder in sein Vaterland zurükgekehrt. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit einem sehr artigen preußischen Officire, der ihn bald ausnehmend lieb gewann. Es wollte sich lange für den jungen Mann keine Gelegenheit zu einer Beförderung zeigen; und sein militärischer Freund bedauerte oft, daß er nicht lieber ins Preußische gienge, wo einem Manne, wie ihm, die Pfarren duzendweise entgegen laufen würden. Sein Onkel, fügte er hinzu, wäre Generalsuperintendent

tendent in Breslau. Dieser habe jährlich eine Menge sehr fetter Pfarren zu vergeben; wenn ihm damit gedient wäre, so wolle er an diesen einmal schreiben und ihn bitten, gelegentlich für ihn zu sorgen.

Ein so gütiges Anerbieten konnte nicht anders als mit dem wärmsten Danke angenommen werden. Der Officier schrieb, und nach etwa vier Wochen zeigt er dem Candidaten die Antwort des angeblichen Generalsuperintendenten vor. Sie lautete so:

"es wäre zwar jezt keine vorzüglich gute Pfarre eröffnet; aber wenn es dem empfohlenen Candidaten gefiele, etwan ein halbes oder ganzes Jahr in seinem, des Herrn Generalsuperintendenten Hause zu leben und sich mit der Unterweisung seiner Kinder abzugeben: so sollte der erste gute Pfarrdienst, welcher erlediget würde, der seinige seyn.

Thränen der Freude und des Danks entströmten den Augen des gerührten Jünglings. Er flog seinem Freunde in die Arme und war unerschöpflich an Danksagungen. Jezt war er reisefertig. Er erhielt einen Brief an den angeblichen Onkel, und fuhr auf der Post nach Breslau.

An dem Thore von Breslau wurde, wie gewöhnlich, examinirt, und kaum hatte der wachhabende Officier den Namen des Candidaten gehört, als er ihn ersuchte abzusteigen, und sich in die Wachtstube zu bemühn. Der junge Mann fand diese Einladung etwas sonderbar; er wollte sich ablehnen; allein da half keine Entschuldigung, weil der Officier ihm andeutete, daß er Befehl habe, ihn zu arretiren.

ren. Der Candidat wurde bestürzt, stieg ab, begleitete den Officier in die Wache, und erfuhr hier zu seinem Erstaunen und Schrecken — daß er ein Angeworbener wäre.

Ich habe diesen Mann nachher in Potsdam gekannt, wo er als Grenadir bei der zweiten, oder dritten Garde stand. Er hieß Mauer, und ich habe die jezt erzählte Geschichte aus seinem eigenen Munde.

Der ergiebigste Fang für Werber und Seelenverkäufer geschieht in jenen höllischen Häusern, deren es leider! in den meisten großen Städten giebt, und welche man mit dem Schandnamen Bordelle gebrandmarket hat; Häuser, in denen der scheußlichste Auswurf des andern Geschlechts lebt, Weibsbilder nemlich, welche auf alle Ehre und auf alle Scham Verzicht gethan haben, und welche junge Leute an sich zulocken suchen, um sie unter den schändlichsten Ausschweifungen, wofür die Sprache der gesitteten Menschen keine Namen hat, um Unschuld und Tugend, um Ehre und Vermögen, um Zufriedenheit, Gesundheit und Leben zu bringen. Diese Schandthiere machen nun gemeiniglich mit Werbern und Seelenverkäufern gemeinschaftliche Sache, und die Art wie sie sich dabei nehmen, ist etwa folgende.

Du gehst des Abends auf der Straße; es begegnet dir eins von den eben erwähnten Schandthieren, vielleicht in hübscher anständiger Kleidung; die Unverschämte redet dich an, bittet dich, sie nach Hause zu führen, weil ihr Begleiter vergessen habe,

ihr, sie abzuhalten; und noch ehe du dich von deiner Befremdung erholen kannst, hängt sie dir schon am Arme. Gehst du nun mit ihr, läßt du dich gar so sehr von ihr bethören, daß du sie bis in ihr Haus begleitest: dann fahre wohl, Unschuld, Gesundheit, Wohlergehn und Freiheit! Man berauscht dich in Wollust, und wenn du erwachst: so erblickst du in dir mit Schaudern einen Elenden, Betrogenen, Beraubten und nicht selten einen Gefangenen!

O Jüngling, fliehe, wenn deine Tugend, dein Glük und deine Freiheit dir noch etwas werth sind, die Reze der Wollust, und präge dir tief in deine Seele ein, daß jede Abweichung von dem Wege der Unschuld auch zuverläßig eine Abweichung von dem Wege zur Glükseligkeit in den Irrgarten des Verderbens sey! — Aber laßt uns jezt wieder zu unsrer Geschichte zurükkehren.

2.

Reise von Rio de Janeiro nach Port Desire an der Küste von Patagonien. Beschreibung dieser Gegend.

Nachdem unsere Reisenden von Rio de Janeiro wieder in See gelaufen waren, berief der Commodore die sämtliche Mannschaft aufs Verdek, und eröfnete ihnen nun erst den eigentlichen Zwek ihrer Reise, der ihnen bis dahin noch ein Geheimniß gewesen war. Eine Entdeckungsreise, also eine Reise in unbekannte Gewässer, ist allemal mit großen

Gefahren verbunden. Es stand daher zu befürchten, daß die Mannschaft über diese ihnen bis dahin verhehlte Bestimmung murren, vielleicht gar sich dagegen sträuben dürfte. Allein — so sind die Menschen! — kaum hatte Byron ihnen bekannt gemacht, daß sie von dem nur doppelten Sold und, wenn sie sich gut aufführen würden, auch noch andere Vortheile zu erwarten haben sollten: so äusserten alle die größte Freude und versicherten, daß sie bereit wären, jede gefahrvolle Beschwerlichkeit zu übernehmen und den Befehlen ihres Anführers blindlings zu gehorchen. Gutes, unentschlossenes Geschöpf! Wie leicht du zu lenken und zu regieren bist, sobald deine Beherrscher es nur ein wenig darauf anlegen, die auch zuweilen, wär es auch nur in Kleinigkeiten, zu Gefallen zu leben! Gutes lenksames Geschöpf!

Nicht lange, so bekam das Schifsvolk schon Gelegenheit, das Gelübde der Standhaftigkeit und der Geduld, welches man abgelegt hatte, in Erfüllung zu bringen. Es erhob sich ein gräulicher Sturm mit so heftigen Windstößen, daß man die Masten durch Wegnehmung der Bramstengen *) verkürzen, die Segel einreissen **, und, wie es in

*) So heißt die zweite Verlängerung des großen Masts, auch die des vordern Mastbaums oder des Fockmasts genannt, die bekanntlich aus mehr als Einem Stücke bestehn.

**) Von unten auf zusammenwickeln oder bis auf eine gewisse Höhe aufrollen.

in der Schiffersprache genannt wird, beylegen *) mußte. Allein auch dieses schien zur Rettung der Schiffe noch nicht hinreichend zu seyn. Der Sturm fuhr fort die See so entsetzlich aufzublasen, und der Delphin besonders kämpfte gegen die heranrollenden Wogen so schwer, daß man sich genöthiget sahe, die zwo vordersten und die zwo hintersten Kanonen über Bord zu werfen.

In diesem gefahrvollen Zustande schwebte man nicht blos den ganzen Tag, sondern auch die ganze darauf folgende Nacht, und der wüthende Sturm fieng erst mit Anbruch des neuen Tages an, sich ein wenig zu legen. Aber nunmehr trat eine andere Mühseligkeit ein. Ohngeachtet man erst bis zum 36sten Grade der südlichen Breite gekommen war, und ohngeachtet es schon im November, das heißt auf dieser Hemisphäre, mitten im Frühlinge war: so fand man es hier doch so kalt, als es in England gegen Anfang des Winters zu seyn pflegt. Zum Unglük hatten die Matrosen in der irrigen Meinung, daß sie beständig unter einem heißen Himmelsstriche segeln würden, in denjenigen Häfen, wo man bisher eingelaufen war, Mittel gefunden, nicht nur alle ihre warmen Kleider, sondern auch sogar ihre Betten zu verkaufen. Da befanden sie sich nun also in großer Verlegenheit. Aber der Befehlshaber, welcher vorsichtiger, als sie, gewesen war, half derselben

*) Ein Schiff beilegen heißt, die Segel dergestalt stellen, daß die Wirkung des einen der Wirkung des andern entgegen ist, so daß das Schiff dadurch in seinem Laufe aufgehalten wird.

dadurch einigermaßen ab, daß er ihnen wärmende Matrosenkleider und andere für diesen Himmelsstrich erforderliche Nothwendigkeiten reichen ließ.

Am 12ten November, da der Commodore auf dem Verdecke spazierte, hörte er die Leute auf dem Vordertheile des Schiffes plötzlich Land! Land! Grade vor uns! rufen. Er sahe hin, und erblickte selbst etwas, welches anfangs eine Insel zu seyn schien, die in zwei rauhen steilen Bergen aus dem Meere hervorragte. Bald darauf glaubte er auch eine Strecke Landes zu erblicken, welche damit zusammenhieng. Ein Officier wurde auf den Mastkorb beordert, und auch dieser rief herab, daß er das Land deutlich vor sich liegen sähe. Viele vom Schiffsvolke waren so scharfsichtig, daß sie schon bemerken konnten, wie die Wellen sich an der sandigen Küste dieses Landes brachen. Allein was geschahe?

Als man ohngefähr eine Stunde lang auf das vermeinte Land losgesteuert hatte, fieng es plötzlich an zu verschwinden, und man bemerkte nun mit großer Verwunderung, daß es weiter nichts, als — eine Nebelbank gewesen war. Das bewieſe denn wohl, wenn so etwas erst noch eines Beweises bedürfte, daß die Sinne auf dem Ocean eben sowohl, als auf dem festen Lande trügen können, und daß man nie auf etwas schwören muß, was man nicht durch mehr als Einen Sinn zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat.

Den nächsten Tag um 4 Uhr Nachmittags drehete sich der Wind bei sehr heiterem Wetter plötzlich gen Süd-

Südwesten und fieng an stark zu wehen. In gleicher Zeit schwärzte sich der Himmel, und nach einigen Minuten wurden alle, die auf dem Verdecke waren, durch ein plözliches, ganz ungewöhnliches Getöse erschrekt, das dem Geräusche glich, mit welchem die See sich an einer Küste zu brechen pflegt. Alle standen Erwartungsvoll, und der Commodore befahl augenbliklich, die obersten Segel einzuziehn.

Allein ehe dieser Befehl völlig ausgeführt werden konnte, sahe man bereits die See nicht weit vom Schiffe in ungeheuern schäumenden Wogen fürchterlich heranstürmen. Der Befehlshaber war überzeugt, daß dieser Wasserstoß das Schiff, wenn er es bei ausgespannten Segeln erreichen sollte, umstürzen würde, und rief daher dem Volke zu: das Vorsegel aufzuziehn und das große Segel augenbliklich niederzulassen. Noch war man nicht ganz damit zu Stande gekommen, als der herstürmende Wasserberg das Schiff erreichte und es auf die Seite legte. Das große Segel warf den ersten Lieutenant zu Boden, quetschte ihn jämmerlich und schlug ihm drei Zähne aus. Keiner von der Schiffsequipage hatte dergleichen Wassersturz jemals so unvermuthet und so heftig einbrechen sehen; und hätte der Zufall sich des Nachts ereignet, so würde man, statt der vorhabenden Reise um die Welt, vermuthlich die aus dieser Welt in eine andere haben machen müssen.

Als man den Wasserstoß heranrollen sahe, flogen viele hundert Vögel vor demselben her, die ihr Entsezen durch lautes Angstgeschrei ausdrükten.

Er währte ungefähr zwanzig Minuten, und legte sich alsdann nach und nach. Es stürmte indes die ganze Nacht hindurch. Erst mit Annäherung des Morgens wurde der Wind gelinder; und als der Tag anbrach, schien die See so roth als Blut, weil sie mit kleinen Schaalthieren von dieser Farbe ganz bedekt war. Man zog eine große Menge derselben, in Körben herauf, und fand, daß sie unsern Krebsen glichen, nur daß sie kleiner waren.

Unter abwechselnden Stürmen und mancherlei Gefährlichkeiten erreichte man endlich diejenige Breite, in welcher Port Desire, ein an der patagonischen Küste unter in Amerika befindlicher Hafen liegt. Meine jungen Leser können ihn auf der Karte von Amerika, ohngefähr unter dem 48sten Grad südlicher Breite finden.

Ohnweit diesem Hafen liegt eine Insel, Pengguin-Eiland genannt, welche man am 20sten Novembr gegen Abend zu Gesicht bekam. Diese hat ihren Namen von der daselbst lebenden erstaunlichen Menge von Pengguinen oder Fettgänsen, einer Art von Wasservögeln, aus dem Geschlecht der Gänse, die statt der Flügel auf jeder Seite ein Stük herabhängendes Leder haben, welches nicht mit Federn, sondern nur mit kurzen Borsten besezt ist. Tausende von diesen Thieren, wie auch von Seekälbern, schwärmten um die Schiffe, als sie sich dieser von Menschen unbewohnten Insel naheten.

Am folgenden Morgen lief man in die Mündung des Hafens Port Desire ein, welche durch ein merkwürdigen

wichtigen Felsen, der wie ein Thurm aus dem Meere hervorragt, kenntlich gemacht wird. Das Land rings umher bestand, so weit man sehen konnte, aus Dünen oder unfruchtbaren Sandhügeln, ohne Bäume und Stauden. Aber der Strand und die in dem Hafen befindlichen kleinen Inseln wimmelten dergestalt von Vögeln und Seehunden, daß man über die unzählbare Menge von beyden erstaunt war.

Unter den Vögeln war einer sehr merkwürdig. Sein Kopf glich dem eines Adlers, nur daß er mit einem großen Kamm geziert war. Rings um den Hals hatte er eine weiße Krause; die Federn auf seinem Rücken waren so schwarz, als schwarzer Agat, und eben so glänzend, als dieser, wenn er recht schön geschliffen ist. Seine Füße waren besonders stark und groß, mit Adlerklauen, und die Länge seiner ausgespannten Flügel betrug, von einem Ende der selben bis zum andern gerechnet, gegen zwölf Fuß.

Unter den hiesigen Landthieren zeichnet sich besonders das sogenannte Guanicoe, oder Guanaco aus, welches meine jungen Leser unter dem Namen Lama oder Kameelschaaf aus dem jüngern Robinson kennen, wo man auch eine Zeichnung davon findet. Eine Beschreibung desselben ist daher hier nicht nöthig. Sonst giebt es auf dieser Küste auch Tiger und Hasen, letztere von der Größe eines geschornen Hammels. Einer von diesen den man, wog über sechs und zwanzig Pfund. Das Fleisch desselben, welches man ausserordentlich wohlschmeckend fand, war so weiß, wie Schnee.

Byron nahm, nebst verschiedenen andern von der Schifsgesellschaft, einigemal einen Gang von etlichen Meilen ins Land vor; allein er fand, wohin er kam, und so weit das Auge jedesmal reichte, alles unfruchtbar, alles wüst und öde. Man stieß auf ein Nest voll Straußeneier, die eine herrliche Mahlzeit gewährten. Nach trinkbarem Wasser hingegen suchte man lange vergebens; die einzige Quelle, welche man endlich fand, gewährte ihnen nur einen kleinen dürftigen Vorrath.

Da ich der Straußeneier erwähnt habe, so vermuthe ich, daß meine wißbegierigen jungen Leser es nicht ungern sehen werden, wenn ich, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, ihnen erst eine kurze Beschreibung dieses in so mancher Absicht merkwürdigen Vogels mache.

Der Strauß ist unter allen bekannten Vögeln der größte. Die lange Beine und den eben so langen Hals mit gerechnet, beträgt seine Höhe ohngefähr acht Fuß. Er hat zwar Flügel, aber diese sind im Vergleichung mit der Größe und Schwere seines Körpers so kurz, daß er sich damit nicht von der Erde bewegen, sondern sie nur als Ruder brauchen kann, um seinen Lauf zu beschleunigen.

Dieser sein Lauf ist so schnell, daß ein im stärksten Gallop jagender Reuter ihn nicht einzuholen vermag. Seine Füße, welche nur einmal gespalten sind, gleichen denen einer Ziege; und sein Rücken hat eine kleine Erhöhung, wodurch er eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Kameele erhält. Deswegen

hat

hat man ihm im Lateinischen den Namen *Struthio camelus* gegeben. Er scheint übrigens gleich der Fledermaus und dem fliegenden Eichhörnchen, zwischen dem Geschlechte der Vögel und dem der vierfüßigen Thiere in der Mitte zu stehn und beide mit einander zu verbinden.

Sein Schnabel ist kurz, gerade und fast platt, und sein Nacken, der bis zu seinem reifen Alter völlig nakt war, wird, wenn er erwachsen ist, mit sehr schönen rothen Federn bedekt, besonders bei dem Männchen. Der übrige Theil seines Körpers ist theils mit weissen, theils mit pechschwarzen Federn bewachsen, Brust, Bauch und Schenkel ausgenommen, welche ordentlicher Weise nakt bleiben. Am Halse herunter trägt er, statt der Federn, ein sehr weiches, weisses und glänzendes Haar, welches theils zu Hüten, theils zu feinen Wollenarbeiten gebraucht werden kann.

Sein Auge hat eine ganz eigenthümliche Gestalt; es ist fast dreieklicht: und er ist der einzige Vogel, welcher Augenwimpern hat.

Der Strauß legt dreißig bis funfzig Eier, von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, weißgrau und marmoriert von Farbe, und dabei so hart, daß man allerlei Geschirr daraus verfertigen kann; Er leget dieselben in heißen Sand, und überläßt das Geschäft des Ausbrütens bei Tage der Sonne; zur Nachtzeit sezt er sich selbst darauf. Einen Theil dieser vielen Eier wendet er dazu an, die auskommenden Jungen damit zu füttern, weil er

gemeiniglich in so kahlen und unfruchtbaren Gegenden nistet, daß weit und breit keine andere Nahrung für sie zu finden ist.

Die Gemüthseigenschaften dieses großen Vogels sind, nach der Beschreibung, die uns ein Mann davon giebt, der sie in ihrem eigentlichen Vaterlande, Afrika, lange und sorgfältig beobachtet hat, *) eben nicht sehr liebenswürdig. Ich will sie meinen jungen Lesern erzählen.

Er ist zuvörderst, trotz seiner Größe, nur eine feige Memme, und legt sich, bei dem geringsten gehörten Geräusche, sogleich aufs Laufen. Alle andere Thiere pflegen zu der Zeit, da sie brüten oder Junge haben, beherzt zu seyn und eher ihr Leben zu wagen, als daß sie ihre Brut verlassen. Nicht so der Strauß. Bei ihm scheinen Liebe zum Leben und Furchtsamkeit viel stärker, als die mütterliche Liebe zu wirken. So oft er daher von seinen Eiern oder Jungen verscheucht wird, kommt er entweder gar nicht, oder erst nach langer Zeit zurük, daß seine Jungen unterdeß verschmachten müssen.

Daneben ist er dumm; so wie überhaupt Feigheit und Dummheit gemeiniglich miteinander verbunden zu seyn pflegen. Als einen Beweis davon erzählt man, daß er auf seiner Flucht, wenn er irgend ein kleines Gesträuch antrift, den Kopf darin zu verbergen pflegt, und den übrigen Körper den Hunden Preis giebt, weil er sich sicher wähnt, sobald er die Gefahr nur nicht vor Augen sieht.

Aus

*) D. Shaw in seiner morgenländischen Reisebeschreibung.

Aus Dummheit oder übermäßiger Gefräßigkeit weiß er auch nicht einmal die ihm zuträglichen Nahrungsmittel von solchen Dingen zu unterscheiden, welche ihm schädlich sind, ihm wenigstens nicht zur Nahrung dienen können. Er verschlukt daher alles, was ihm vorkommt, ohne Unterschied — alte Lumpen, Stücken Leder, Holz, Steine, Knochen, Metalle u. d. gl. Glüklicher Weise hat er einen Magen, der das alles ertragen kann. Herr Shaw hat sogar einmal gesehn, daß ein Strauß eine so eben gegossene und noch zischend heiße bleierne Kugel verschlukte, ohne daß es ihm schadete. Dergleichen unverdauliche Dinge sind durch den gewöhnlichen Weg kaum wieder von ihm gegangen, so schlukte er sie mit neuer Gierigkeit abermals hinunter, um sie noch einmal von sich zu geben. Das heiße ich gefräßig seyn!

So zahm und folgsam der eingefangene Strauß sich gegen diejenigen beträgt, die er einmal kennt, so wild und wüthend pflegt er gegen Unbekannte zu seyn. Er fällt darüber her, sucht sie zu Boden zu werfen, hakt dabei unaufhörlich mit dem Schnabel und stößt mit den Füßen, an denen eine spizige Klaue befindlich ist. Mit derselben sind sie im Stande, einem Menschen mit einem einzigen Schlage den Bauch aufzureissen, wie Herr Shaw wirklich einmal selbst gesehen hat.

Ihre Stimme ist sehr abwechselnd. Wenn sie aufgebracht sind, lassen sie ein ergrimmtes, zischendes Geräusch von sich hören, welches sie mit

aufge-

aufgeblähter Kehle aus offenem Rachen hervorbringen. Haben sie aber mit einem schwachen Gegner zu thun, so scheinen sie ihre Verachtung durch einen lickernden und krackelnden Laut, der dem Gekrackel der Hüner gleicht, ausdrücken zu wollen. Zur Nachtzeit ist ihre Stimme wieder ganz anders. Dann geben sie einen schrecklichen Ton von sich, der dem Brüllen des Löwen gleicht. Ein andermal ist ihre nächtliche Stimme brummend, so daß man einen Ochsen oder einen Stier zu hören glaubt. Oft fallen sie auch in einen klagenden Ton, und dann scheint ihre Stimme ein wahres Angstgeschrei zu seyn, das von Marter und Todesnoth erpreßt wird.

Wenn sie sich ganz überlassen und ohne Furcht sind, pflegt man sonderbare Gebehrden und Bewegungen an ihnen wahrzunehmen. Sie spielen, hüpfen, tanzen und springen mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit, und kommen dabei niemals aus dem Gleichgewichte.

Noch sagt man ihnen nach, daß sie in hohem Grade eitel seyn sollen. Indem sie nemlich im Sonnenscheine trozig einherstolziren und sich mit ihren kurzen Flügeln fächeln, glaubt man bei jeder Wendung, die sie machen, ihnen anzusehn, daß sie ihren eignen Schatten bewundern.

Die Straussenfedern sind sehr weich und biegsam. Man bleicht sie, und giebt ihnen hierauf welche Farbe man will. Dann werden sie zu allerlei Zierrathen gebraucht z. B. zu Büschen auf Helmen, Hüten, Müzen und auf Thron- und Bettbimmeln.

Diese

Diese Federn machen daher, so wie die Eier der Strausse, einen ordentlichen Handelsartikel aus.

Das Fleisch dieses Vogels soll hart, unverdaulich und unschmackhaft seyn, und daher selbst da, wo sie zu Hause sind, zum Essen selten gebraucht werden. Indeß erzählt man vom Kaiser Heliogabalus, daß er einmal bei einer einzigen Mahlzeit sechshundert Straussenköpfe habe zurichten lassen, wovon man blos das darinn befindliche Hirn gegessen habe.

So viel vom Strausse. Jezt kehren wir wieder zu unsern Reisenden zurük.

Ein Sergeant und einige andere, welche an Land gegangen waren, schossen einige Guanaco's; allein sie mußten sie liegen lassen, weil sie ihnen zu schwer waren, indem jedes derselben über 300 Pfund wog. Man schikte den folgenden Tag mehr Mannschaft hin, um sie abzuholen: allein man fand nur noch die Knochen davon; das Fleisch hatten die Tiger verzehrt, die sogar auch die Knochen aufgebissen hatten, um sich des Marks zu bemächtigen. Ein junges Guanaco wurde lebendig gefangen und nach dem Schiffe gebracht. Es war, nach aller Urtheile, eines der niedlichsten Geschöpfe, die man sehen kann, und wurde geschwind zahm; aber es starb, aller Sorgfalt ungeachtet, in wenigen Tagen.

Auch von menschlichen Bewohnern dieser Gegend sahe man zwar Spuren, aber von ihnen selbst bekam man keine zu Gesicht. Einige ans Land gegangene Matrosen fanden einen menschlichen Hirnschädel und Knochen; das war alles.

Byron

Byron schickte in einem Boote eine gute Strecke lang den sich hier ergießenden Strom hinauf, welcher ungemein breit ist. Auf einer der Inseln, die derselbe bildet, fand er eine so erstaunliche Menge Vögel, daß die Luft, indem sie auflogen, im eigentlichsten Verstande davon verfinstert wurde. Man konnte keinen Schritt thun, ohne daß man auf ihre Eyer trat. Die Matrosen tödteten viele dieser Vögel, indem sie mit Steinen und Stacken nur aufs Gerathewohl in die von ihnen angefüllte Luft warfen.

Eines Tages, da einige Leute nach der Quelle gegangen waren, um Trinkwasser zu holen, fanden zwei derselben, welche vorangiengen, einen großen Tiger daselbst ausgestrekt liegen. Keiner von ihnen hatte ein Schießgewehr bey sich. Sie stuzten daher, gafften das Thier eine Zeit lang an, und wurden von ihm wieder angegaft. Es schien sie zu verachten, und blieb ruhig liegen. Dies machte sie endlich so kühn, daß sie mit Steinen nach ihm warfen. Allein auch dadurch ließ der Tiger sich nicht aus seiner gemächlichen Lage bringen. Endlich, da auch die übrigen Wasserschöpfer herzukamen, hob er sich langsam auf und spazierte weiter.

Nachdem man sich mit Wasser nothdürftig versehen und die nöthigen Schifsausbesserungen vollendet hatte, lichtete man den 5ten December gegen Abend die Anker, und steuerte mit einem frischen Landwinde wieder hinaus in die See.

3.

Abermalige Landung an der Küste von Patagonien. Beschreibung der großen Bewohner derselben. Einfahrt in die magellanische Meerenge.

Nach einigen Seecharten soll in derjenigen Gegend des Meers, in welcher unsere Reisenden nunmehr segelten, eine Insel liegen, die Pepys Insel genannt. Byron hatte beschlossen, dieselbe aufzusuchen: allein seine Bemühung war vergebens. Er überzeugte sich endlich, daß die angebliche Insel gar nicht da wäre; und fuhr hierauf fort, längst der patagonischen Küste gegen Süden zu steuern.

Das Wetter war zwar anfangs heiter, aber dabei so kalt, als es in England mitten im Winter zu seyn pflegt, ohngeachtet es jezt hier mitten im Sommer war. Allein am 1sten December entstand ein so heftiger Sturm, daß selbst Byron, der doch schon ehemals mit Lord Anson die Reise um den Erdball gemacht hatte, sich nicht erinnern konnte, seines gleichen jemals erlebt zu haben. Die Wellen stiegen zu einer fürchterlichen Höhe, und droheten in jedem Augenblicke die Schiffe in den Abgrund zu senken. Dieser ängstliche Zustand fieng gegen Abend an, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst am folgenden Morgen um 8 Uhr legte sich die Wuth des Sturms; und man athmete wieder freier.

Man

Man hielt sich nunmehr so nahe als möglich am Lande, um einen Hafen oder Ankerplaz zu entdecken, weil der dürftige Wasservorrath, den man zu Port Desire eingenommen hatte, bereits auf die Neige gieng. Man sahe von fern einen Rauch aufsteigen; steuerte darauf zu, und ankerte ohngefehr zwo Meilen *) weit vom Lande. Zu gleicher Zeit bemerkte man durchs Fernglas dem Schiffe gegen über eine Anzahl von Reutern, welche hin und her ritten, und mit etwas Weissem in der Hand zu winken schienen, welches man für eine Einladung hielt. Und Byron beschloß, diese Einladung anzunehmen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das alte Gerücht von der übermenschlichen Größe der Patagonier wahr sey oder nicht.

Demzufolge ließ er das zwölfruderige Boot aussezen, stieg mit einem Officier und einem Trupp wohlbewafneter Mannschaft hinein, und ließ sich nach dem Strande rudern. Herr Cumming, der erste Lieutenant des Schiffs, folgte in dem sechsrudrigen Boote nach.

Als sie sich nun der Küste näherten, erblikten sie auf einer steinigen Landspize, die ziemlich weit ins Meer hervorlief, ohngefähr 500 Eingebohrne, einige zu Fuß, andere, und zwar die meisten, zu Pferde.

*) So oft hier von Meilen die Rede ist, so werden immer Seemeilen und zwar engländische verstanden, deren zwanzig auf einen Grad gehn, und wovon also jede ohngefähr drei viertel einer gewöhnlichen deutschen Meile ausmacht.

Pferde. Alle winkten und riefen unaufhörlich. Dieser freundschaftlichen Einladung ohngeachtet, glaubte der Befehlshaber vorsichtig zu Werke gehn zu müssen. Er gab ihnen daher ein Zeichen, daß sie sich etwas zurükziehen möchten; und man gehorchte ihm augenbliklich.

Jezt wurde gelandet. Byron stellte seine Mannschaft in Reihe und Glied, die Officiere an ihre Spize, und befahl ihnen nicht eher aus der Stelle zu gehn, bis er ihnen ein Zeichen geben würde. Er selbst trat darauf allein vor, um sich den Patagoniern zu nähern. Da er merkte, daß diese in eben dem Maaße, wie er ihnen näher kam, zurükwichen, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehn, daß einer von ihnen hervortreten möchte. Glüklicher Weise ward dieses Zeichen verstanden, und einer von ihnen, den man nachher für einen Anführer erkannte, kam dem Commodore entgegen. Die Beschreibung, welche Byron von ihm macht, ist folgende:

Er war von riesenmäßiger Statur, und schien das Mährchen von ehemaligen Giganten *) zu bestätigen. Um seine Schultern hieng die Haut eines wilden Thiers; er selbst war mit allerlei Farben so wunderlich bemalt, daß er einen recht scheußlichen Anblik verursachte. Um das eine Auge hatte er sich einen großen weißen Kreis, um das andere einen schwarzen gewalt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Byron schäzte die Höhe desselben auf sieben Fuß. Indem

*) Riesen.

Indem nun beide zusammentraten, murmelten sie sich einander etwas zu, welches einen Gruß bedeuten sollte. Dann giengen sie zusammen nach dem Haufen der Eingebohrnen, denen Byron zuwinkte, daß sie sich sezen möchten, welches denn auch alsobald geschahe.

Der ganze Hause bestand aus Männern, Weibern und Kindern. Die Weiber waren durchgängig von proportionirlicher Größe; unter den Männern hingegen bemerkte man wenige, welche kleiner, als der eben beschriebene Anführer, waren.

Einige alte Männer unter ihnen erhoben ihre Stimmen, und sangen in kläglicher Melodie einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene ab. Byron hielt dies für irgend eine religiöse Ceremonie, womit sie ihn, als ihren Gast, bewillkommen wollten.

Alle waren ohngefähr auf einerlei Weise bemalt und mit Fellen behangen; aber die um ihre Augen gemalten Kreise waren bei jeglichem von verschiedener Farbe, nemlich bei einigen weiß und schwarz, bei andern weiß und roth, oder roth und schwarz u. s. w. Ihre Zähne waren weiß, wie Elfenbein, und standen vortreflich an einander gereihet. Einige unter ihnen trugen etwas unsern Stiefeln ähnliches an den Beinen, woran sie in der Gegend des Absazes ein spiziges Holz befestiget hatten, welches ihnen zum Sporn diente.

Nachdem der Commodore diese Gesellschaft von Kolossen lange genug angestaunt hatte, zog er einen

Vorrath weißer und rother Glaskorallen hervor und fieng an sie auszutheilen. Er hatte dabei das Vergnügen zu sehen, daß dieses armselige Geschenk den Herren und Damen große Freude machte. Hierdurch ermuntert, langte er auch ein Stük grünen Bandes hervor, gab das eine Ende davon einem von ihnen in die Hand, und ließ alle diejenigen, die ihm zunächst saßen, so weit es reichen wollte, dasselbe anfassen. Hierauf schnitt er mit einer Scheere das Band jedesmal zwischen zwei und zwei Anfassenden durch, so daß jeder von ihnen eins der abgeschnittenen Stücke in der Hand behielt. Er wickelte hierauf jedes Stük Band dem, der es bekommen hatte, um den Kopf, welches denn auch jeder ruhig geschehn und nachher sizen ließ.

Das merkwürdigste hierbei war, daß dies alles so friedlich und sittsam ablief, als wenn diese Gesellschaft von Wilden aus lauter gesitteten Leuten von feinen moralischen Gefühlen bestanden hätte. Denn ohngeachtet man deutlich sahe, daß das Band ihnen etwas sehr Schäzbares und Wünschenswürdiges zu seyn schien: so blieb doch jeder, auch von denen, welche nichts erhielten, ruhig sizen, und man bemerkte nicht, daß auch nur ein einziger ungehalten geworden wäre, oder versucht hätte, einem andern das, was ihm geschenkt war, zu entreissen. In der That ein Betragen, welches man von sogenannten Wilden kaum erwarten sollte, und welches ich meinen jungen Lesern auf ähnliche Fälle nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Jeder, der an seinem Empfindungsvermögen noch nicht ganz

verwahrloset ist, fühlt, daß das schön und rühmlich gehandelt sey, dahingegen Unverträglichkeit, Selbstsüchtigkeit und Gierigkeit überall, wo sie wahrgenommen werden, Mißfallen und Abscheu erregen. So achtet denn auf dieses eigene Gefühl, ihr jungen Freunde; und thut bei vorfallender Gelegenheit das, was dieser stille Richter unsrer Handlungen für unedel oder unrecht erklärt. Das ist der sichere Weg zu jeder schönen Tugend und das untriegliche Mittel, sich bei Gott und Menschen wohlgefällig zu machen!

Jezt laßt mich weiter erzählen.

Einer von den Männern zeigte dem Commodore einen Pfeifenkopf von rother Erde; wobei er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er keinen Tabak habe, und gleichwohl gern welchen haben möchte. Byron winkte hierauf seinen Leuten zu, die noch immer auf dem ihnen angewiesenen Plaze stehn geblieben waren. Alsobald kamen drei oder vier derselben herbeigerannt. Dies veranlaßte ein unangenehmes Mißverständniß. Die Indianer nämlich, welche die von fern stehende Mannschaft immer im Auge behalten hatten, sahen kaum, daß einige derselben sich in Bewegung sezten, als sie mit großem Geschrei aufsprangen und davon laufen wollten, vermuthlich, um ihre Waffen zu ergreifen, weil sie sich eines feindlichen Angrifs versahen.

Um den Folgen dieses Irrthums zuvorzukommen, lief Byron seinen Leuten entgegen, und rief ihnen, sobald er sie mit seiner Stimme erreichen konnte,

zu,

zu, daß nur Einer von ihnen kommen und allen Tabak, den er und seine Kameraden bei sich hätten, mitbringen sollte. Dies zerstreute die Furcht der Eingebohrnen, und sie kehrten alle nach und nach zu dem verlassenen Orte zurük. Aber einer von ihnen, ein alter Mann, trat zu dem Befehlshaber, und sang ihm ein langes Lied in seiner Landessprache vor, wovon dieser aber natürlicher Weise auch nicht eine Silbe verstand.

Derjenige, welcher den Tabak brachte, war der Lieutenant **Cumming**. Dieser, welcher selbst von sehr ansehnlicher Länge war, indem er sechs Fuß und zwei Zoll maaß, erstaunte nicht wenig, da er sich durch die Gegenwart dieser riesenförmigen Leute auf einmal zum Zwerg gemacht sahe. *) Was die Größe dieser Menschenart noch merkwürdiger macht, ist die proportionirliche Dicke derselben, welche man bei denjenigen Europäern, welche sich durch eine ungewöhnliche Länge auszeichnen, selten zu bemerken pflegt. **Byron** versichert, daß der kleinste unter den fünfhundert Patagoniern, welche man hier sahe wenigstens vier Zoll größer und nach Proportion dicker gewesen sey, als der längste unter seiner Mannschaft.

*) Dies ist vermuthlich ein übertriebener Ausdruk; denn der Capitain **Wallis**, der, wie aus der folgenden Erzählung erhellen wird, viele dieser Leute maaß, fand keinen darunter, der über sieben Fuß hoch gewesen wäre.

Als der Tabak ausgetheilt war, traten vier oder fünf der Vornehmsten hervor, und baten, so viel man aus ihren Zeichen schließen konnte, daß ihre Gäste zu Pferde steigen und mit ihnen nach ihren Wohnungen reiten möchten. Allein der englische Befehlshaber glaubte mit Recht, daß es unvorsichtig gehandelt seyn würde, in dieses Gesuch zu willigen, und gab ihnen zu verstehn, daß er nothwendig wieder nach den Schiffen zurükkehren müßte. Sie deuteten hierauf an, daß ihnen das leid thäte, und setzten sich wieder nieder.

Einer der Alten versuchte indeß noch einmal eine Einladung durch pantomimische Vorstellungen. Er legte seinen Kopf einigemal auf einen Stein, schloß seine Augen ohngefähr eine halbe Minute lang, und zeigte darauf bald auf seinen Mund, bald nach den Bergen hin. Man glaubte, er wolle hierdurch andeuten: daß die Fremden, wenn sie mit ihm gehn und bei ihm übernachten würden, mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Allein auch diese Einladung ward abgelehnt.

Als Byron endlich aufbrach, um wieder nach den Schiffen zurükzukehren, verlangte kein einziger ihn zu begleiten. Jeder blieb vielmehr, so lange man sie sehen konnte, ruhig sizen.

Viele unter ihnen hatten Hunde bei sich. Vermuthlich bedienen sie sich derselben zur Jagd, welche ihre einzige Beschäftigung zu seyn schien. Ihre Pferde waren zwar klein und schlecht genährt,

aber

aber dabei schnell und wohl zugeritten. Ein kleines Stückchen Holz diente denselben zum Gebiß; daran war ein Zaum von ledernen Riemen befestiget; und statt eines Sattels trugen sie ein kleines lederne Küssen. Weiber und Männer ritten auf einerlei Weise und beide ohne Steigbügel. Dennoch galoppirten sie kek über einen Boden hin, der über und über mit großen und glatten Steinen besäet war.

Diejenige Gegend, wo diese Zusammenkunft mit den Patagoniern vorfiel, war nicht fern von der Mündung der magellanischen Straße, *), die, wie meinen jungen Lesern bekannt seyn wird, die südliche Spize von Amerika und das darunter liegende sogenannte Feuerland (*Terra del fuego*) von einander absondert. Ihren Namen hat dieselbe von demjenigen portugisischen Seefahrer, der sie zuerst entdekte, durch sie hinfuhr und der erste war, welcher den großen südlichen Ocean bis nach Ostindien hin durchschifte, oder die erste Reise um die Welt machte, ohngeachtet er selbst sie nicht vollendete, weil er auf den sogenannten Diebsinseln sein Leben einbüßte. Byron steuerte jezt in diese Straße hinein, nicht um dieselbe schon jezt, wie man sagt, zu passiren; sondern nur um einen Hafen in derselben aufzusuchen, wo er sich mit Wasser und Holz versorgen möchte. Dann wollte er erst, bevor er weiter segelte, die unweit der Mündung dieser

*) Straße, Kanal und Sund bedeuten in der Schiffersprache einen schmalen Theil des Meers zwischen zwei Ländern.

Straße liegenden Falklandsinseln aufsuchen, welche schon längst von einem Engländer entdekt, aber noch immer nicht recht bekannt geworden waren.

Nachdem man die ersten beiden Engen dieser Straße glüklich zurükgelegt hatte, steuerte man auf eine kleine Insel zu, welche in derselben liegt und die Elisabethsinsel genannt wird. Allein da der Wind anfieng, ihnen grade entgegen zu blasen; so sahen sie sich genöthiget, vor Anker zu gehn. Hier ließen sich gegen Abend sechs Indianer am Strande sehn, welche ihnen winkten und zurieffen; allein da das Schifsvolk einige Tage und Nächte sehr gearbeitet hatte und also Ruhe bedurfte; so konnte der Befehlshaber es nicht übers Herz bringen, ihnen noch die Mühe zu machen, das Boot auszusezen. Man ließ daher die Indianer stehen; und da diese sahen, daß man auf ihre Einladung nicht achtete, so giengen sie endlich wieder weg.

Den 24sten December landete Byron in dem Boote auf einer Landspize, Sandy Point genannt. Die Küste war hier ungemein anmuthig. Hinter derselben breitete sich eine schöne flache Landschaft aus, deren Boden außerordentlich fruchtbar zu seyn schien. Er war mit mancherlei Blumen bedekt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Das Gras war mit Erbsen untermengt, welche eben in voller Blüte standen, und es wimmelte hier von einer Art großer Vögel, die man, sowohl ihrer Gestalt als auch ihrer schönen Federn wegen, gemalte Gänse nannte. Man traf auch verschiedene Wig-

wamms,

wamms, d. i. Hütten der Indianer an: aber von den Bewohnern derselben bekam man keinen zu Gesicht.

Die reine und feine Luft, welche in dieser Gegend herrscht, hatte den Appetit der Leute dermassen geschärft, daß sie wohl dreimal mehr, als gewöhnlich, essen konnten. Es kam ihnen daher wohl zu statten, daß einige eine Menge Gänse, Enten und Schnepfen geschossen, andere einen eben so ansehnlichen Fischzug gemacht hatten.

Von da segelte man weiter nach einem in der Straße gelegenen Hafen, Port Famine (der Hungerhafen) genannt, und legte sich daselbst dicht am Ufer vor Anker. Hier strömt ein Fluß in die Straße. Dieser hatte eine solche Menge Treibholz herbeigeführt, daß wohl tausend Schiffe sich damit hätten versorgen können. An den Ufern dieses Stroms stehen die schönsten Bäume, welche, nach Byrons Urtheile, für die ganze brittische Seemacht die besten Masten von der Welt abgeben könnten. Zwischen den Aesten dieser Bäume wimmelt es, der Kälte des Himmelsstriches ungeachtet, von Papagaien und andern Vögeln von wunderschönen Farben. Man fand auch Spuren wilder Thiere und Hütten von Menschen erbaut; aber man bekam weder Wild noch Menschen zu Gesicht. Hie und da stieß man auf ganz frische Feuerstellen, und einmal, da man selbst Feuer angezündet hatte, sahe man jenseits der Meerenge auf dem Feuerlande alsobald ein Gleiches geschehen. Vermuthlich sollte das irgend

eine Bedeutung haben, die man aber nicht errathen konnte. Die fernen Berge, welche man von hieraus entdecken konnte, waren alle erstaunlich hoch, und durchgängig mit Schnee bedekt. Byron nahm auch eine Streiferei in die nördliche Gegend vor, und fand das Land überall ungemein angenehm. Der Boden war häufig mit Blumen bedekt, welche unsern Gartenblumen, weder an Schönheit noch am Wohlgeruche etwas nachgaben.

Nicht weit von dem Ankerplaze des Schiffes hatte man, neben einem Bache ein kleines Gezelt aufgeschlagen, worinn drei Matrosen, welche sich mit Waschen beschäftigten, übernachten mußten. Diese wurden bald nach Untergang der Sonne aus dem ersten Schlafe durch das Gebrülle einiger wilden Thiere aufgeschrekt, welches in der Finsternis und Stille der Nacht unbeschreiblich fürchterlich klang. Zur Vergrößerung ihres Schreckens merkten die armen Leute, daß diese gräulichen Stimmen je länger je lauter und näher ertönten. Zu entfliehen war nicht möglich und zur Vertheidigung fehlte es ihnen an Waffen; sie schienen daher verloren zu seyn!

Aber Erfahrung, Vernunft und Ueberlegung schüzen den, der sie gehörig zu brauchen weiß, bei tausend Vorfallenheiten mehr; als den Starken seine Stärke oder den Bewafneten sein Geschoß. So auch hier. Die armen Matrosen erinnerten sich in ihrer bedrängten Lage einmal gehört zu haben, daß die reissenden wilden Thiere eine natürliche Furcht vor dem Feuer haben sollen; und sogleich beschlossen

sie,

sie, von dieser Erfahrung zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen. Sie zündeten also hurtig ein helles Feuer an und unterhielten dasselbe sorgfältig in hohen Flammen. Und siehe! das Mittel half. Die wilden Bestien wagten es nicht, sich diesem Feuer zu nähern sie begnügten sich blos, die klugen Matrosen belagert zu halten, und ihnen die ganze Nacht hindurch etwas vorzubrüllen. Als endlich der Tag anbrach, schlichen sie sich davon.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermaliges lehrreiches Beispiel von dem großen Nuzen, den man davon hat, wenn man auf eigene und anderer Leute Erfahrungen fleißig achtet, und sich sorgfältig merkt alles, was man hört, sieht oder lieset, auch wenn man nicht gleich absehen kann, wozu man es einmal werde brauchen können. Keine Erkenntniß und keine Erfahrung, sie betreffe was sie wolle, ist so unbedeutend, daß sie uns nicht einmal über kurz oder lang gar sehr zu statten kommen sollte. Das lernen wir hier abermals an dem Beispiele dieser Matrosen; und das soll uns denn zum Bewegungsgrunde dienen, auf alles wohl zu achten und nichts in den Wind zu schlagen, wodurch wir den Schaz unserer Erkenntniß und Erfahrungen bereichern können. So werden wir immer weiser und immer glüklicher werden.

Die Benennung dieses Hafens] Port Famine, d. i. Hafen der Hungersnoth, ist durch folgende Begebenheiten veranlaßt worden. Die Spanier legten hier vor ohngefähr 200 Jahren eine Pflanzstadt an,

an, die sie Philippeville nannten. Die Zahl der Menschen, die sich daselbst niederließen, belief sich auf 400. Als nun sechs Jahre nachher ein bekannter englischer Seefahrer, Namens Cavendish, in diese Gegend kam, fand er von jener großen Anzahl von Menschen nur noch einen einzigen, welcher Hernando hieß. Von diesem erfuhr er denn, daß alle seine Landsleute, bis auf 24 aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen wären. Drei und zwanzig von diesen Uebriggebliebenen hatten sich auf den Weg gemacht, um, wo möglich, eine spanische Kolonie am Plato-Strome zu erreichen; Hernando allein war geblieben. Von jenen hat man niemals etwas wieder gehört, vermuthlich also waren sie auf ihrer langen und gefahrvollen Reise umgekommen.

Daher die Benennung des Hafens der Hungersnoth.

4.

Rükreise von Port Famine nach den Falklandsinseln. Abermaliger Eintritt in die magellanische Straße und gänzliche Durchfahrt durch dieselbe.

Nachdem man bis zum 4ten Jenner allhier verweilt und beide Schiffe mit Holz und Wasser hinreichend versorgt hatte, gieng man wieder unter Segel und steuerte zurük, um, bevor man weiter reisete, erst die Falklandsinseln aufzusuchen.

Auf dieser Rükreise lief der Delphin augenscheinliche Gefahr zu scheitern. Denn, nachdem man sie mit vieler Mühe und Vorsicht aus der Meerenge wieder glüklich herausgearbeitet hatte, und der Befehlshaber, welcher vier und zwanzig Stunden hintereinander auf dem Verdecke gewacht hatte, sich nun eben, da er das Schiff in Sicherheit glaubte, zur Ruhe begab: so wurde er plözlich durch einen starken Stoß des Schiffes wieder aufgeschrekt. Er rannte augenbliklich auf das Verdek zurük, und bemerkte bald mit Bestürzung, daß das Schiff auf einer Sandbank fest saß. Zum größten Glük herrschte grade eine vollkommne Windstille; und es dauerte nur noch eine kleine Weile, so trat eben so erwünscht die Fluthzeit ein. Durch beides wurde das Schiff gerettet. Die Tamar hatte bald nachher einen ähnlichen Zufall; allein auch sie wurde glüklich wieder abgebracht.

Jezt

Jezt segelte man in offener See gegen Osten bis zum 12ten Jenner, an welchem man die Falklandsinseln zu Gesicht bekam. Die See ist hier von Seekälbern, die Luft von Vögeln belebt. Auch ließen sich verschiedene Wallfische sehen, die rings um die Schiffe herum das Wasser, gleich Strömen, von sich bliesen. Einige derselben schienen von ungeheurer Größe zu seyn.

Nichts wünschte man jezt sehnlicher, als bei einer dieser Inseln einen bequemen und sichern Hafen zu finden. Nach langem Suchen, wobei die Schiffe mehr als einmal Gefahr liefen, an den felsigten Küsten zu scheitern, ward ihnen dieser Wunsch endlich glüklich gewährt. Man fand eine sehr bequeme und geräumige Bucht, welche vor jedem Winde geschüzt lag. Dem damaligen ersten Lord der Admiralität zu Ehren, nannte man dieselbe Port Egmont.

Hier gab es Lebensmitteln, und Erfrischungen von allerlei Art in Ueberfluß. Da war frisches Trinkwasser die Fülle, und Gänse, Enten, Schnepfen und andere Vögel bedekten den Strand und verfinsterten die Luft. Man brauchte nicht erst darnach zu schießen; man durfte nur mit Knitteln oder Steinen aufs Gerathewohl in die Luft oder auf den Strand werfen, und man verfehlte seine Absicht fast nie. Auch Seekälber giebt es hier in so unbeschreiblicher Menge, daß der Strand damit bedekt war und daß man den Fuß nicht aus der Stelle sezen konnte; wenn man sie vorher nicht erst weggetrieben hatte.

Eine

Eine der wohlthätigsten Erfrischungen für scorbutische Seefahrer, der wilde Sellerí nemlich und Buchampfer oder Sauerklee, fand sich hier gleichfalls in Ueberfluß. Nur an Holz gebricht es auf diesen Inseln gänzlich, etwas weniges Treibholz ausgenommen, welches die Meerswogen, wahrscheinlich aus der magellanischen Meerenge, herbeiführen, und hie und da an den Strand werfen.

Damit aber meinen jungen Lesern dieses Land, wegen der Leichtigkeit, womit man hier Seehunde und Vögel fängen kann, nicht gar zu angenehm vorkömme: so muß ich ihnen auch wohl etwas von den furchtbaren Thieren erzählen, deren es hier gleichfalls in großer Menge giebt.

Dazu gehören zuvörderst die Seelöwen. Meine lieben Leser kennen dieselben, wo nicht sonst schon, doch wenigstens aus dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen. Diejenigen, welche an den Küsten der Falklandsinseln leben, sind unbändiger und furchtbarer, wie gewöhnlich. Man hielt oft lange und gefährliche Gefechte mit diesen Thieren, und bisweilen mußten wohl an zwölf Mann sich eine ganze Stunde lang mit einem einzigen derselben herumschlagen, bevor sie es erlegen konnten. Der Commodore selbst wurde eines Tages ganz unvermuthet von einem solchen Seelöwen angefallen, und entgieng ihm nur mit genauer Noth. Sein Hund hingegen wurde bei dieser Gelegenheit durch einen einzigen Biß fast in Stücken zerrissen.

Aber dies ist nicht die einzige Art gefährlicher Thiere, vor denen man hier auf seiner Huk seyn muß. Eines Tages, da der Steuermann ausgesandt war, um die Küste zu sondiren, *) berichtete er bei seiner Zurükkunft, daß vier wolfartige, grimmige Thiere bis an den Bauch ins Wasser gelaufen wären, um ihn und seine Gefährten im Boote anzugreifen, und daß man, aus Mangel einer Flinte, sich genöthiget gesehen habe, das Boot abzustoßen. Als hierauf Byron den nächsten Morgen selbst ans Land gieng, stieß er mit seinen Leuten auf einen der größten Seelöwen, den man je gesehen hatte. Man ließ sich mit ihm ein; aber kaum hatte der Kampf seinen Anfang genommen, als man eins von den oben erwähnten Thieren herbeirennen sahe, gleichsam als wenn es dem Seelöwen zu Hülfe kommen wollte. Es wurde indeß erschossen, noch ehe es den Kampfplaz erreichte.

Eben so angreifend zeigten sich diese Thiere nachher immer bei jeder Gelegenheit. So oft sie einen Menschen wahrnahmen, kamen sie spornstreichs auf denselben zugerannt, um ihn anzufallen. Man erlegte auf diese Weise an dem nämlichen Tage nicht weniger als fünf. Das Schiffsvolk nannt sie zwar Wölfe; allein, ihre Größe und die Gestalt des Schwanzes ausgenommen, schienen sie eher eine Art von Füchsen zu seyn. Auch graben sie sich, wie diese, Löcher in die Erde, wobei ihnen ihre langen und scharfen Klauen treffliche Dienste thun.

Es

*) d. i. durch Hülfe des Senkbleis die Tiefe des Wassers zu erforschen.

Es giebt hier eine große Menge dieser Thiere. Wie sie zuerst auf diese Inseln, welche wenigstens 100 Seemeilen weit vom festen Lande abliegen, gekommen seyn mögen, das läßt sich schwerlich angeben. Meine jungen Leser mögen ihre eigene Vermuthungskraft davon üben. Um ihrer los zu werden, steckte das Schifsvolk das trockene Gras in Brand. Davon gerieth das ganze Land, so weit das Auge reichte, in Flammen; und man sahe sie hierauf Heerdenweise die Flucht ergreifen.

Dem Schifsvolke wurde, so lange man hier vor Anker lag, alle Morgen ein herrliches Frühstük von sogenannter Taschenbrühe (*Bouillon de poche*) bereitet, die mit wilden Sellerі und Habermehl vermischt, eine eben so wohlschmeckende als gesunde Speise gab. Um diese Taschenbrühe zu bereiten, kocht man in einem fest verschlossenen Topfe allerlei Fleisch, so lange, bis es zu Gallert aufgelöst wird. Dann seigt man es durch und wenn hierauf dieser Gallert kalt geworden ist: so wird er hart und behält diejenige Form, die man ihm gegeben hat, so daß man ihn, gleich Schokoladentafeln, füglich in der Tasche tragen kann. Thut man ihn nachher in kochendes Wasser, so löset er sich wieder auf und giebt dem Wasser den Geschmak einer frischen Fleischbrühe. Für Reisende und besonders für Seefahrende eine vortrefliche Erfindung!

Da endlich die Zeit gekommen war, daß man weiter segeln wollte, so nahm Byron im Namen seiner brittischen Majestät von dem Hafen und allen

umherliegenden Inseln förmlich Besitz, das heißt, er erklärte unter einigen bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Ceremonien, daß diese Inseln künftig dem Könige von Großbrittanien und keinem andern zugehören sollten. Und wider diese Besitznehmung war nun wohl nichts einzuwenden, weil diese Länder bisher noch nicht bewohnt gewesen wären, und also derjenige, der sie zuerst entdekte, das nächste Recht dazu hatte. Dies war aber, wie man glaubt, ein Engländer; ohngeachtet andere dem bekannten Spanier, Americus Vespucius, die Entdeckung derselben zuschreiben wollen.

Allein befremdender ist es, wenn man die Herrn Ländererdecker und weltumsegler von Inseln und Ländern Besitz nehmen sieht, welche nicht allein Einwohner, sondern auch schon eine Art von bürgerlicher Verfassung haben, wie wir das in der Folge schon sehen werden. Gleichsam, als wenn man nöthwendig ein Europäer seyn müßte, um ein Landeigenthum zu haben, und als wenn die Indianer keine Menschen wären, die etwas Eigenthümliches besitzen könnten! Allein die Mode hat dies Verfahren der europäischen Mächte nun schon so gewöhnlich gemacht, daß es fast keinem mehr auffällt. Was die allgewaltige Mode doch nicht alles vermag! So hat Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verwandeln; — Wunderbar!

Nun ging den 27sten Jenner wieder unter Segel, und steuerte abermals der magellanischen Meerenge zu.

Während

Während dieser Fahrt tummelte eine solche Menge von Wallfischen um die Schiffe herum, daß die Schiffahrt dadurch wirklich gefährlich wurde. An einem derselben streifte man hart vorbei, und ein anderer blis sogar das Wasser bis auf das Verdek. Diese Thiere übertrafen an Größe alle andere, welche man jemals gesehen hatte.

Uebrigens fiel bei der abermaligen Einfahrt in die magellanische Meerenge nichts Erhebliches vor, welches meinen jungen Freunden erzählt zu werden würdig wäre. Ich überhüpfe daher einen Zeitraum von vier Wochen, und führe meine Leser gleich mitten in die magellanische Straße, wo unsre Reisenden sich den ersten März in einer Gegend vor Anker legten, welche der Hieronimus Sund genannt wird.

Sie erblikten hier dem Schiffe gegen über am nördlichen Strande drei oder vier Feuer; und nicht lange, so sahen sie einige Kähne, mit Indianern besezt, herbeirudern. Sobald diese die Schiffe erreicht und ein Zeitlang um dieselben herumgerudert hatten, faßte einer von ihnen das Herz, an Bord zu kommen. Sein elender kleiner Kahn war aus Baumrinde gemacht. Auffer ihm befanden sich darinn noch vier Männer, zwei Weiber und ein Knabe; alle so armselige menschliche Geschöpfe, daß man ihres gleichen nie gesehen hatte. Troz der rauhen Himmelsgegend, in welcher es oft mitten im Sommer eben so kalt, als bei uns mitten im Winter, zu seyn pflegt, hatten diese elenden Menschen doch ganz und gar keine Bedekung, ein stinkendes Seehundsfell ausgenommen, welches ihnen

blos um die Schultern flatterte. Indeß waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewafnet, die sie gern für ein Paar Glaskorallen vertauschten, eine Waare, worauf die Wilden fast durchgängig einen hohen Werth zu sezen pflegen.

Wer von meinen jungen Lesern etwa geneigt ist, sie deshalb auszulachen, den bitte ich erst zu bedenken, daß wir klügern Europäer in diesem, wie in manchem andern Stücke, nicht minder belachenswerthe Thoren sind, indem wir z. B. Gold, Edelsteine und Perlen — Dinge, die an und für sich selbst eben so wenig Nuzen, als die Glaskorallen, gewähren — unter die wünschenswürdigsten Dinge zählen. Aber, werdet ihr vielleicht sagen, dafür kann man doch etwas Nüzliches kaufen oder eintauschen! Richtig; aber würde man das können, wenn man diesen unnüzen Dingen nicht lächerlicher Weise einen so hohen Werth beigelegt hätte! Und wer weiß, ob nicht auch die Wilden unter sich von den Glaskorallen den nemlichen Gebrauch zu machen wissen.

Die Pfeile dieser Indianer waren ungefähr zwei Fuß lang, aus einer Art von Rohr gemacht und mit einem grünen Steine zugespizt. Der Bogen mochte etwa drei Fuß lang seyn, und die daran befindliche Schnur war ein getrokneter Darm von irgend einem, ich weiß nicht welchem Thiere.

Da man an eben diesem Tage noch etwas weiter segelte, so kamen gegen Abend verschiedene andere Indianer an Bord, die den vorigen völlig ähnlich waren,

wären, eben so armselig an Geist und Körper, wie jene. Man machte ihnen Geschenke mit Glaskoralien, Bändern und andern dergleichen Kleinigkeiten, und ihre Freude darüber war sehr groß.

Um ihren Besuch zu erwiedern, setzte sich der Befehlshaber in die Jölle *), und ließ sich ans Land fahren. Zu seiner Begleitung nahm er nur einige wenige Personen mit, weil er besorgte, daß eine größere Anzahl sie in Furcht sezen möchte. Die gutmüthigen Wilden nahmen ihn am Strande mit vielen Freundschaftsbezeugungen auf, und bewirtheten ihn mit gewissen wilden Beeren, welche diese Gegend hervorbringt, und welche, nebst dem, was das Meer an Muscheln und todten Fischen auswirft wo nicht ihre einzige, doch ihre vornehmste Nahrung auszumachen schienen.

Am folgenden Tage segelte man in der Straße weiter.

Die Fahrt in dieser Meerenge ist eine der mühsamsten und gefährlichsten, welche ein Seefahrer machen kann. Häufige Stürme, Klippen und Sandbänke sezten die Schiffe fast an jedem Tage in die äußerste Gefahr zu scheitern, und die Luft war dabei gemeiniglich so rauh und kalt, wie sie bei uns nur im Winter zu seyn pflegt. Das Land an beiden Seiten ist fast durchgängig wild und öde; und Gebürge, welche sich über die Wolken erheben, und von oben bis unten mit Eis und Schnee bedekt sind, beschränken die Aussicht. Dies alles macht

*) Ein kleines Boot.

die Schiffahrt in diesem Kanale eben so unangenehm, als sie beschwerlich und gefahrvoll ist.

Eines Tages da der Befehlshaber einen Officier in einem Boote vorausgeschikt hatte, um die Tiefen zu untersuchen, erzählte ihm derselbe bei seiner Zurükkunft, daß er einigen Indianern begegnet wäre, deren einer ihm einen Hund geschenkt hatte. Es war auch eine Frau dabei gewesen, die ein kleines Kind an der Brust hatte. Diese — man sehe, wie diese armen Menschen fast unter die Natur der Thiere herabgesunken seyn müssen! — hatte dem Officier dieses ihr eigenes Kind angeboten. Man schaudert bei dieser Vorstellung, weil sie uns die Menschheit in ihrer tiefsten Erniedrigung darstellt! Wie sehr muß nicht die Seele einer Mutter an allen menschlichen Gefühlen abgestumpft seyn, welche fähig ist, das Kind von ihrer Brust zu reissen, um es dem ersten dem besten Fremdling zu schenken oder gegen ein Paar Glaskorallen zu vertauschen!

Die Witterung wurde jezt von Tage zu Tage rauher. Ein strenger Winter schien von dieser öden und fürchterlichen Gegend schon völlig Besiz genommen zu haben, ohngeachtet noch nicht einmal die Zeit des Herbstes angebrochen war. Die armen Seeleute litten daher unbeschreiblich viel von Kälte, wozu noch die große Unbequemlichkeit kam, daß sie des häufigen Regens wegen selten einen trockenen Faden am Leibe hatten. Der Commodore ließ daher unter die halberstarrte Mannschaft beider Schiffe, die Officiere mit eingeschlossen, ein dickes wollenes Zeug

zu Wasser entheilen, welches ihnen unbekannt zu stehen kam.

Nach unbeschreiblich vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren erreichte man endlich das jenseitige Vorgebirge der Straße und stiesse nunmehr in die weite Südsee hin. Ein an das nördliche Ufer abgeschikter Officier berichtete bei seiner Zurükkunft, daß er auf einige Indianer gestossen wäre, die einen Nachen bei sich führten, der von denen, welche man vorher gesehen hatte, ganz verschieden, nemlich nicht von Baumrinde, wie jene, sondern von zusammengefügten Planken gewesen wäre. „Diese Leute, sagte er, kamen an Gestalt und Sitten dem Viehe näher, als alle, die uns vorher zu Gesicht gekommen waren. Auch sie giengen, der gräulichen Witterung ungeachtet, völlig nakt, nur daß ein Seehundsfell um ihre Schultern flatterte. Ihre Speise, die nicht leicht ein anderes Thier, als ein Schwein, angerührt haben würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stük von einem ölichten, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank verursachte. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den Uebrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thiers hinunterschlukten. Gleichwohl sahen sie dasjenige, was unsere Leute besaßen, nicht mit Gleichgültigkeit an; denn unterdeß, daß einer von diesen schlief, schnitten sie ihm das Hinterstük seiner Jacke mit einem scharfen Feuersteine ab, dessen sie sich, statt eines Messers, bedienten.

Da man am folgenden Tage still lag, um Holz und Wasser einzunehmen, kamen sieben bis acht Indianer in einem Kahne herbei geschwommen, trauten sich aber nicht völlig heran, sondern landeten den Schiffen gegen über, und machten ein Feuer an. Man lud sie durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber vergebens! Der Befehlshaber stieg darauf in die Jölle und fuhr zu ihnen.

Nachdem er eine Zeitlang bei ihnen gewesen, und sich durch Zeichen mit ihnen unterhalten hatte, schikte er seine Leute zurük, um Schifsbrod zu holen, und blieb unterdeß bei ihnen allein. Das Brod wurde jezt gebracht, und Byron fieng an, es unter sie zu vertheilen. So oft ein Stük davon zur Erde fiel, hatte er jedesmal das Vergnügen zu sehen, daß niemand von ihnen es eher aufnehmen wollte, bis er seine Erlaubniß dazu gegeben hatte. Ein sonderbarer Zug in dem Charakter dieser Wilden! So ungesittet und viehisch in jeder andern Betrachtung, und dabei doch so bescheiden, so viel Herrschaft über ihre Begierden!

Eine andere eben so liebenswürdige Eigenschaft des Charakters, die man an ihnen wahrnahm, stach gleichfalls stark gegen ihre sonstige Wildheit ab. Dies war ein Gefühl von Dankbarkeit, welches sie auf eine rührende Weise an den Tag zu legen suchten. Da sie nemlich bemerkten, daß die Matrosen Gras für einige Schaafe abschnitten, welche man auf dem Schiffe hatte, fiengen sie augenbliklich an, alles Kraut, welches sie nur finden konnten, aus-

zuraufen

zuraufen und nach dem Boote zu tragen. Byron wurde durch diesen Beweis ihres guten Willens gar sehr gerührt, und er konnte bemerken, daß das Vergnügen, welches er darüber äusserte, ihnen Freude machte.

Diese gutmüthigen wilden hatten ihn bald so lieb gewonnen, daß sie, da er wieder ins Boot stieg, alle sogleich in ihren Nachen sprangen, und ihn begleiteten. Man kam ans Schiff. Hier ließen sie, beim Anblik eines großen und wunderbaren Gebäudes, vor Erstaunen und Schrecken die Ruder sinken, und blieben eine gute Weile wie versteinert. Endlich bewegte man einige derselben, wiewohl mit Mühe, an Bord zu kommen.

Hier machte man ihnen allerhand kleine Geschenk, und es dauerte hierauf nicht lange, so schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu seyn. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, fieng einer der Matrosen an, auf der Geige zu spielen, und einige andere tanzten. Das war eine herrliche Unterhaltung für sie! Sie wurden darüber entzükt, und zugleich so begierig, sich dankbar dafür zu bezeigen, daß einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel von Seehundshaut mit rother Farbe holte, und dann des Geigers Angesicht sehr emsig damit anzuschmieren begann. Er wollte hiernächst dem Befehlshaber die nemliche Ehre anthun; und dieser hatte alle Mühe von der Welt, die sonderbare Höflichkeitserweisung von sich abzulehnen, weil man seine Weigerung für übertrie-

hene Bescheidenheit hielt. Nachdem sie einige Stunden sehr vergnügt auf dem Schiffe zugebracht hatten, gab man ihnen zu verstehen, daß es gut seyn würde, wenn sie nunmehr wieder ans Land zurükgiengen. Aber ihre Zuneigung gegen den Befehlshaber und das Schiffsvolk war so groß, daß es Mühe kostete, sie dazu zu bewegen.

Den 7ten April lichtete man zum leztenmale in der Straße die Anker, und da zu gleicher Zeit ein überaus günstiger Wind aufsprang; so hatte man in zwei Tagen das Glük, die öden und rauhen Küsten dieser Meerenge völlig zurük zu legen, und nunmehr in das unermeßlich große Südmeer zu stechen. Die ganze mühselige Durchfahrt hatte sieben Wochen und zwei Tage gekostet.

5.

Lauf der Schiffe von der westlichen Mündung der magellanischen Straße bis zu den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung.

Nunmehr bitte ich meine jungen Leser, diejenige Charte vor sich hinzulegen, welche dieser Reisebeschreibung beigefügt ist, und worauf sie die fernere Fahrt unserer Reisenden bis nach Ostindien hin verzeichnet finden.

Als sie die Straße gänzlich zurükgelegt hatten, steuerten sie anfangs, wie aus dem auf der Charte befind-

beständigen Striche, der den Lauf der beiden Schiffe andeutet, erhellet, gegen Westen; dann wandten sie sich und fuhren längst der westlichen Küste von Südamerika hinauf gegen Norden. Es war der 9te April 1765, an welchem sie ins Südmeer liefen. Von da bis zum 16ten April sahen sie nichts als Wasser und Himmel; und es begegnete ihnen nichts was des Wiedererzählens würdig wäre.

An dem leztgenannten Tage erblikte man zum erstenmale wieder Land. Dies war die Insel Masafuero, welche meine Leser auf unserer Charte angegeben finden. Die nicht weit davon liegende Insel Don Juan Fernandes blieb ihnen zur Seite liegen, und konnte, des nebelichten Wetters wegen, nicht von ihnen gesehen werden.

Man steuerte auf Masafuero los, und suchte lange vergeblich einen Plaz, wo man die Schiffe mit einiger Sicherheit vor Anker legen könnte. Endlich fand man, was man suchte. Allein die Küste war überall so felsigt und die Brandung *) an derselben so stark, daß man es nicht möglich fand, mit einem Boote, ans Land zu kommen. Gleichwohl mußte man sich hier nothwendig mit Wasser und Holz versorgen; und so groß daher auch die Gefahr zu

*) Das Aufsteigen und Brechen der Wellen an einer Küste oder an Felsen, welche ohnweit der Küste unter dem Wasser verborgen liegen. Die daran sich brechenden Wogen pflegen zuweilen wie ein Mastbaum hoch in die Luft zu steigen.

zu seyn schien, so mußten doch Leute dazu beordnet werden.

Zum Glük hatte der Befehlshaber sich für Fälle dieser Art mit einer Anzahl von Korkwämsern versehen, die sowohl das Schwimmen erleichtern, als auch den, der damit bekleidet ist, verwahren, daß er nicht an den Klippen zerquetscht werde. Durch dieses Hülfsmittel wurde nach und nach ein ziemlicher Vorrath von Wasser und Holz an Bord geschaft, auf den man, in Ermangelung jener Wämser nothwendig hätte Verzicht thun müssen. Man blieb nemlich mit den Böten ausserhalb der Brandung liegen, und die mit Korkwämsern versehenen Matrosen schwammen hindurch. Dann wurden die gefüllten Wasserfässer und das gefällte Holz an Stricke gebunden, und so nach den Böten hingezogen.

Allein diejenigen, welche sich auf diese Weise ins Wasser wagten, um ans Land zu schwimmen, schwebten, troz ihrer Korkwämser, doch jedesmal in großer Gefahr, ihr Leben auf die jämmerlichste Weise einzubüßen. Es gab nemlich in dieser Gegend des Meers eine Menge sehr großer Haifische, *) deren einige über zwanzig Fuß lang waren, und welche, so oft sie einen schwimmenden Menschen erblikten, sogar die Brandung nicht scheueten, sondern in dieselbe hineinschossen, um ihn zu erhaschen. Einige Bootsleute geriethen dadurch in große

*) Ich habe diesen furchtbaren Raubfisch in der Entdeckung von Amerika beschrieben.

große Gefahr, der sie nur mit genauer Noth zu entkommen das Glük hatten. Man sahe diese gefräßigen Seeungeheuer ganze Seehunde, die sie erhaschten, wie einen einzigen Bissen hinunterschlucken.

Man fand die Insel mit Ziegen bevölkert. Verschiedene derselben wurden erlegt, und man fand das Fleisch eben so wohlschmeckend, als das schönste Wildpret. Eine derselben schien schon einmal in menschlicher Bothmäßigkeit gewesen zu seyn; denn sie war am Ohr auf eine solche Weise gezeichnet, daß man wohl sehen konnte, daß es nicht zufällig geschehen sey. Ausserdem gab es hier einen solchen Ueberfluß an Fischen, daß man mit leicher Mühe in kurzer Zeit mehr derselben fangen konnte, als die ganze Schiffsmannschaft zu einer Mahlzeit nöthig hatte. Einige derselben wogen 20 bis 30 Pfund, und ihr Geschmak war vortreflich.

Indem man nun mit der Einholung des Holzes und Trinkwassers auf die eben beschriebene Weise beschäftiget war, ereignete sich folgender Vorfall.

Der Constabel und ein Matrose, welche mit ans Land geschwommen waren, fanden gegen Abend, da sie zurük zu kehren dachten, die Brandung so fürchterlich, daß sie es nicht wagen wollten, mit ihren Gefährten wieder hindurch zu schwimmen. Sie wurden daher beide am Lande zurükgelassen.

Am folgenden Tage fand der Befehlshaber für nöthig, die Schiffe an einer andern Stelle ankern

zu

zu lassen, welche ohngefähr anderthalb Meilen weiter nordwärts lag. Er schikte daher ein Boot aus, um die beiden Zurükgebliebenen abzuholen. Nun konnte aber das Boot, wie mir wissen, der Brandung wegen nicht bis ans Land gehn. Man rief daher dem Constabel und dem Matrosen zu, daß sie herbeischwimmen möchten. Der Constabel wagte es, und kam glüklich an Bord; allein der Matrose, der kein Schwimmer war, entsezte sich vor dem Anblicke der Gefahr und blieb abermals zurük.

Der Befehlshaber schikte noch einmal nach ihm aus, und ließ ihm zurufen: es stünde wahrscheinlicher Weise stürmisches Wetter bevor; dann dürften die Schiffe leicht von ihrem Ankerplaze weggetrieben werden, und dann würde er Gefahr laufen, den Rest seines Lebens auf dieser Insel allein zuzubringen. Allein der Mann blieb unbeweglich. Er sey überzeugt, sagte er, daß wenn er es versuchen wollte, nach dem Boote hin zu schwimmen, er gewiß ertrinken würde. Er wolle daher lieber bleiben, wo er wäre; es möge ihm nun auch gehen, wie es wolle. Er nahm hierauf einen zärtlichen Abschied von den Matrosen im Boote, und wünschte ihnen alles mögliche Wohlergehn, welches diese von Herzen erwiederten.

Da nun das Boot eben im Begriff war, wieder umzukehren, und den armen Kerl seinem Schikſale zu überlassen: so ergreift einer der Unterofficiere das eine Ende eines im Boote befindlichen Strikks, springt damit in die See, und schwimmt durch die schäumende und wogende Brandung

dung hindurch nach dem Orte, wo der arme Johann — so hieß der neue Robinson — in niedergeschlagener Stellung stand, und sein unglükliches Schikſal überdachte. Jener bemüht sich nun, ihm den Vorſaz, auf der Inſel zurükzubleiben, durch die kräftigſten Vorſtellungen auszureden: aber umſonſt! Johann ſieht ſeinen Tod im Waſſer, wenn er ſich in die Brandung wagen wollte, als gewiß an; und iſt daher ſchlechterdings nicht zu bewegen, das Land zu verlaſſen.

Der Unterofficier hatte unterdeß an ſeinem Stricke unvermerkt eine Schlinge gemacht. Plözlich warf er ihm dieſelbe um den Leib, und hurtig rief er ſeinen Gefährten im Boote, welche das andere Ende des Strickes hielten, zu, daß ſie nach ſich ziehen ſollten. Man gehorchte; und ſo ward der arme Johann Hals über Kopf ins Meer und durch die Brandung hingeriſſen. Jezt hob man ihn ins Boot; aber ach! er ſchien ſchon ganz entſeelt zu ſeyn. Man machte ſich indeß über ihn her, richtete ihn auf den Kopf, blies ihm Luft ein, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen, ihn ins Leben zurükkehren zu ſehn. Der Unterofficier ſchwamm auch herbei, und ſo kehrten alle, vergnügt über den glüklichen Ausgang dieſes Abentheuers, zurük nach dem Schiffe.

Man verließ nunmehr die Inſel Maſafuero und fuhr noch eine Zeitlang fort, gegen Norden zu ſteuern, bis man den 27ſten Grad der ſüdlichen Breite erreicht hatte; da man die Schiffe wandte, um nun gegen Weſten zu ſegeln. Ich bitte, hier abermals auf unſerer Charte nachzuſehn.

Nachdem

Nachdem man zehn Tage lang ununterbrochen unter Segel geblieben war, erblikte man verschiedene Vögel um das Schiff her, welche Hoffnung zu einem nahen Lande machten. Einige derselben waren vorzüglich merkwürdig. Sie flogen hoch, waren so groß, wie eine Gans und so weiß, wie Schnee, die Füße ausgenommen, welche schwarz waren.

Verschiedene Tage darnach erblikte man zwei andere große Vögel, welche schwarz waren, nur daß sie einen weissen Hals und einen Schnabel von gleicher Farbe hatten. Ihr Flug war schwerfällig, man schloß daraus, daß sie zu langen Reisen unfähig wären, und das machte abermals Hoffnung, daß man bald irgend ein Land zu Gesicht bekommen würde.

Je weiter man kam, desto größer wurde die Zahl von allerhand Vögeln, welche die Schiffe begleiteten: aber Land wollte sich immer noch nicht zeigen. Gleichwohl hatte man täglich größere Ursache, sich darnach zu sehnen, weil die Mannschaft immer mehr und mehr vom Schaarbok ergriffen und dadurch zur Arbeit unfähig gemacht wurde.

Erst am 7ten Junius entdekte man früh Morgens eine kleine und bald darauf eine größere Insel, bei welcher man in der Dunkelheit der Nacht hart vorbei gesegelt seyn muste. Man befand sich damals unter dem funfzehnten Grade südlicher Breite und in der westlichen Länge von 145. Graden. Meine jungen Leser finden diese beiden Inseln auf unserer Charte unter dem Namen der **Inseln fehlgeschlagener Hoffnung** angegeben.

Man

Man steuerte gegen die kleine Insel zu, und nahm bei weiterer Annäherung ein Land wahr, welches durch seine Anmuth in Entzücken sezte. Die Küste bestand aus dem feinsten weissen Sande, und die Insel selbst glich einem angenehmen Obstgarten. Aber rings um dieselbe her bäumten sich die Wogen in fürchterlicher Brandung.

Es währte nicht lange, so entdekte man, daß das Eiland auch bewohnt war. Es ließen sich nemlich verschiedene Eingebohrne an der Küste sehn, und zwar mit Spiessen bewafnet, die wenigstens sechszehn Fuß lang waren. Man sahe sie alsobald geschäftig, verschiedene große Feuer anzulegen; und nicht lange, so geschahe auf der größern Insel ein Gleiches: ein Beweis, daß die Bewohner von beiden mit einander einverstanden seyn mußten, daß man sich in Fällen solcher Art auf diese Weise einander benachrichtigen wollte.

Der Commodore schikte hierauf das Boot mit einem Officiere aus, um einen Ankerplaz zu suchen: allein zur allgemeinen Betrübniß kehrte dieses, nachdem es die ganze Insel umrudert hatte, mit der traurigen Nachricht zurük, daß das Meer rund umher so tief sey, daß man den Grund desselben mit dem Senkblei nicht habe erreichen können. Das war in den Ohren der ganzen Schiffsgesellschaft ein rechter Donnerschlag! Denn der Schaarbok hatte nunmehr so fürchterlich um sich gegriffen, daß die meisten schon wirklich bettlägerig waren, indeß andere matt und krank auf dem Verdecke herumkro-

chen, und mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, nach dem Paradiese hinblikten, welches die Natur für sie verschlossen hatte. Sie sahen Kokosnüsse in Menge, deren Milch für scorbutische Leute vielleicht, die beste Arzenei von der Welt ist: und was ihre Begierde so wohl, als auch ihre Betrübniß ausnehmend vergrösserte, das waren die vielen Schildkrötenschaalen, welche längst der Küste herum lagen. Das alles sollten sie nur sehen, aber nicht geniessen!

Man segelte indeß, um sich wenigstens durch den Anblik zu laben, rings um die Insel herum, und fand es überall unmöglich, sogar nur mit den Böten zu landen. So wie aber die Schiffe sich der Küste gegen über sehen liessen, rannten die wilden Einländer schreiend herbei, tanzten ihren Kriegestanz, schwungen dabei ihre langen Spiesse, warfen sich alsdann rüklings nieder und blieben eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Unsere Reisenden irrten vermuthlich nicht, indem sie dies für eine Drohung hielten, daß derjenige, der es wagen würde, ans Land zu kommen, auf der Stelle des Todes seyn sollte. Man fühlt sich zwar geneigt, dieses ungastfreundschaftliche Verfahren zu misbilligen; aber wenn man weiß, wie die gesitteten Europäer sich bisher gegen diejenigen Wilden, deren Land sie eigenmächtiger Weise in Besiz nahmen, zu verfahren pflegten: so kann man es diesen Insulanern nicht übel nehmen, daß sie solche gefährliche Gäste von sich abzuhalten suchten, und ein menschenfreundliches Herz kann nicht umhin, ihnen Glük zu wünschen,

sen, daß die Natur selbst ihr kleines Eiland für jeden ungerechten Eroberer unzugänglich machte.

An einer Stelle der Küste bemerkte man im Vorbeisegeln, daß die Eingebornen zwei Spiesse in den Sand gesteckt, und an die Spize derselben etwas befestiget hatten, welches in der Luft flatterte. Vermuthlich hatte dies irgend eine gottesdienstliche Absicht; denn man bemerkte alle Augenblicke, daß einige Indianer vor diesen Spiessen niederknieten, vielleicht um irgend ein von ihnen göttlich verehrtes Wesen um Schuz wieder die Fremden anzuflehen.

So oft ein Boot abgeschikt wurde, um sich der Küste zu nähern, erhoben die Eingebornen jedesmal ein so fürchterliches Geheule, als man je gehört hatte. Sie ermangelten dabei auch niemals, mit ihren Spiessen zu drohen, und große Steine in Bereitschaft zu halten, um die Landenden damit zu empfangen. Vergebens machte man ihnen alle nur erfinnliche Zeichen von Freundschaft und Zuneigung; vergebens warf man ihnen Brod und andere Dinge zu, wovon man glaubte, daß sie ihnen angenehm seyn dürften: sie liessen alles mit Verachtung liegen, und wadeten vielmehr ins Wasser, um sich, wo möglich, des Boots zu bemächtigen. Die in dem leztern befindliche Mannschaft war daher geneigt, auf sie zu feuern: allein glüklicher Weise hatte der commandirende Officier keine Erlaubniß, Feindseligkeiten auszuüben; und man zog sich daher ohne Blutvergiessen zurük.

Hier kann ich nicht umhin, dem Nachdenken meiner jungen Leser die Frage vorzulegen: ob unsere Reisenden, die, wie wir wissen, in einer so kläglichen Lage waren, daß sie vom Scorbut aufgerieben zu werden befürchten mußten, sich nicht für berechtigt halten durften, sich die zur Erhaltung ihres Lebens erforderlichen Erfrischungen mit Gewalt zu verschaffen? Ich gebe ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, um erst selbst darüber nachzudenken und Partie zu ergreifen: dann mögen sie weiter lesen, um zu sehen, ob mein eigenes Urtheil mit dem ihrigen übereinkomme oder nicht?

Hier ist das meinige: allerdings waren sie dazu berechtiget, aber nur unter der dreifachen Bedingung: 1) daß die besagten Erfrischungen ihnen zur Erhaltung ihres Lebens wirklich unentbehrlich waren; 2) daß sie einen Ort fanden, wo sie landen konnten und also nicht vergebens Blut vergossen und 3) daß es schlechterdings unmöglich war, das ihnen Unentbehrliche auf eine mindergewaltsame Weise zu erhalten. Fiel hingegen eine einzige dieser Bedingungen weg, so war es eben so grausam und strafbar einen dieser Wilden zu tödten, als wenn es gesittete Europäer gewesen wären. Denn waren sie nicht auch Menschen, so gut wie wir?

Mein bejahendes Urtheil gründet sich auf den unläugbaren Satz aus dem Rechte der Natur: daß die Sorge für die Erhaltung unsers Lebens die erste aller unsrer Pflichten sey, und daß wir wenn kein anderes Mittel dazu vorhanden ist,

es

es sogar mit dem Leben eines andern erkaufen dürfen. Dank sey indeß der göttlichen Vorsehung, daß nur selten ein Mensch in den traurigen Fall zu kommen pflegt, von diesem natürlichen Nothrechte Gebrauch machen zu müssen.

Jezt möchte ich wissen, ob alle meine jungen Leser gleichförmig mit mir geurtheilt haben? Schade, daß wir uns nicht alle darüber besprechen können! —

Die wilden Bewohner dieser Insel waren von einer dunkeln Kupferfarbe, übrigens stark und wohlgebildet. Im Laufen waren sie so schnell, daß unsere Reisenden nie etwas Aehnliches gesehn zu haben bezeugen.

Da nunmehr alle Hoffnung, an diesem schönen Eiland zu landen, gänzlich verschwunden war: so steuerte man auf die nicht weit davon gelegene grössere Insel zu. So bald man dieselbe erreicht hatte, ließ der Befehlshaber beilegen — meine jungen Leser wissen aus der obigen Erklärung, was dieser Ausdruk sagen will — und sandte wiederum das Boot aus, um einen Ankerplaz zu suchen. Kaum hatte dieses sich in Bewegung gesezt, als man die Eingebornen in großer Menge, mit Keulen und Spiessen bewafnet, herbeirennen sah, um sich der Landung zu widersezen. Um sie zurükzuschrecken, schoß man eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin; und dies that die erwartete Wirkung; denn sie liefen augenbliklich in den Wald zurük.

Dennoch kehrte das Boot abermals mit der niederschlagenden Nachricht zurük, daß man einen Ort zum Ankern nirgends habe finden können, weil auch hier das Meer bis nahe an die Küste hin unergründlich tief befunden wurde. Die Sehnsucht der armen Kranken nach irgend einem erfrischenden Labsal mußte also unbefriedigt bleiben. Traurig wendete man hierauf die Schiffe, um weiter gegen Westen zu segeln, und nannte diese Eilande; die Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

6.

Entdeckung der König Georgs-Inseln, nebst einer Beschreibung derselben und einer Nachrichten von verschiedenen daselbst vorgefallenen Begebenheiten.

Schon am folgenden Tage, nemlich den 9ten Junius hatte man gegen Abend das Glük, abermals Land zu entdecken. Es lag noch in einer Entfernung von sechs bis sieben Seemeilen. Man legte daher bei, um erst den Anbruch des nächsten Tages abzuwarten. Demongeachtet war man am folgenden Morgen dem Lande um vier Meilen näher gekommen, und konnte nunmehr sehen, daß es eine lange niedrige Insel war. Sie hatte übrigens ganz das schöne Ansehn der vorigen, eine weisse Küste, eine herrliche Waldung von Kokos- und andern Bäumen; und sie war rund umher, wie jene, mit rothen Korallenfelsen umgeben, welche eine starke Brandung verursachten.

Man

Man konnte, sobald man ihr nahe genug gekommen war, längst der nord-östlichen Seite derselben hin, und sahe auch hier die Eingebohrnen, mit langen Spiessen bewaffnet, in Menge herunterrennen und große Feuer anzünden. Als man die südwestliche Spize des Eilandes erreicht hatte, bemerkte man einen großen Landste, der ohngefähr drei Seemeilen breit zu seyn schien, und durch eine kleine Einfahrt mit dem Meere zusammenhieng. Hier hatten die Wilden im Schatten eines lustigen Kokoswaldes eine kleine Stadt, das heißt hier, wie überall, wo von Wilden die Rede ist, eine Anzahl von Hütten erbaut. Der Anblik dieser Gegend war so einladend, daß man sehnlichst wünschte, hier einen Ankerplaz zu finden.

Der Befehlshaber schikte daher augenbliklich die Böte zum Sondiren aus: allein sie fanden unglüklicher Weise auch hier die Küste zu steil, wie eine Mauer und das Meer unergründlich tief. Man fuhr hierauf fort, längst der Küste hinzusegeln, und sahe überall viele Hunderte von Wilden in der Absicht herbeilaufen, ihnen die Landung streitig zu machen. Einer derselben trug ein Stük von einer Matte, an der Spize eines Spiesses befestiget, welches vermuthlich eine Fahne seyn sollte; die übrigen aber stellten sich, und zwar in guter Ordnung, bis an den Leib ins Wasser; wobei sie ein unaufhörliches gräuliches Geheul erhoben. Nach einer kleinen Weile sahe man auch eine Menge großer Kähne den Landste herunter kommen und sich ihnen beigesellen.

Unterdeß waren die Böte noch immer mit Sondiren beschäftiget. Die darinn befindlichen Leute erschöpften ihre Erfindungskraft, um Zeichen und Geberden zu ersinnen, wodurch sie den Indianern ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen gäben. Einige von den Kähnen setzten sich hierauf in Bewegung, um sich den Böten zu nähern; und dies ließ hoffen, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung kommen würde. Doch diese Hoffnung war schlecht gegründet.

Die wilden hatten nemlich keine andere Absicht, als die Böte ans Land zu ziehen, um sich ihrer und der darinn befindlichen Mannschaft zu bemächtigen. Verschiedene von denen, welche auf der Küste standen, suchten ihnen dazu behülflich zu seyn, sprangen von den Felsen hinab ins Wasser und schwammen nach den Böten hin. Einer derselben wagte es sogar bei dem Boote der Tamar an Bord zu kommen: aber kaum war dies geschehen, als er mit einer Matrosenjacke, die er ergriff, wieder ins Wasser sprung, untertauchte und nicht eher wieder zum Vorschein kam, als bis er dicht an der Küste mitten unter seinen Landsleuten war. Ein anderer von ihnen wollte einem Unterofficiere den Hut vom Kopfe reissen; da er aber nicht wußte, wie ein Hüt abgenommen wird, so zog er ihn, statt ihn aufzuheben, aus Dummheit unterwärts, wodurch der Unterofficier Zeit gewann, sein Eigenthum zu sichern. Die braven Schifsleute ertrugen dies alles mit großer Nachsicht. Darüber frohlockten die Indianer und wurden immer übermüthiger.

Man

Man fuhr unter diesen Umständen fort, die Küste zu untersuchen, bis man die westliche Spize der Insel erreicht hatte, ohne einen Ankerplaz gefunden zu haben. Man entdekte indeß hier eine andere Insel, welche ohngefähr vier Seemeilen weit gegen Westen lag. Ehe man aber alle Hoffnung, von demjenigen Eilande, bei welchem man jezt war, einige Erfrischungen zu erhalten, aufgab, segelte man noch einmal nach der Oeffnung des Landes zurük.

Die Böte hatten sich unterdeß etwas weit von den Schiffen entfernt; und man bemerkte zwei doppelte Kähne, mit ohngefähr sechzig bewafneten Wilden bemannt, nach der Gegend hinrudern, wo sie waren. Byron gab hierauf den Böten das Zeichen, daß sie mit diesen Kähnen sprechen sollten, und jene gehorchten. Aber kaum bemerkten die Wilden, daß man ihnen entgegen ruderte, als sie von einem plözlichen Schrecken ergriffen wurden, und eiligst die Küste zu erreichen suchten. Die Böte folgten ihnen eben so eilfertig nach. Jene sezten indeß mit ihren kleinen Fahrzeugen mitten durch die fürchterliche Brandung, erreichten den Strand und zogen ihre Kähne nach sich. Und nun sezten sie sich in Positur, die ihnen nacheilenden Böte mit Keulen und Steinen zu empfangen.

Das Volk in den Böten glaubte jezt — ob mit Recht? das mögen meine jungen Leser selbst beurtheilen — in der Lage zu seyn, daß sie Gewalt brauchen dürften. Sie gaben also Feuer

und ach! — zwei oder drei der armen Insulaner stürzten. Dem einen derselben hatten drei Kugeln den Leib durchbort; dennoch hob er noch einmal einen Stein auf, warf damit nach seinen Feinden und — verschied. Die beiden andern Gefallenen wurden von ihren fliehenden Kameraden augenblicklich fortgeschleppt; diesen aber ließen sie liegen, vermuthlich weil er nicht weit von den Böten gefallen war.

Die Böte bemächtigten sich hierauf der beiden doppelten Kähne, welche die Wilden im Stiche gelassen hatten, und brachten dieselben ans Schiff. Der größte von beiden war 32 Fuß lang, und muste denen, welche sie verfertiget hatten, ungemein viel Mühe gemacht haben. Sie bestanden nämlich aus Brettern, ohngeachtet man kaum begreifen kann, wie Leute, welche keine eiserne Werkzeuge haben, aus Bäumen Bretter machen können; und sie waren noch obenein mit allerlei Schnizwerk reichlich geziert. Die Bretter waren zusammengenäht, d. i. durch Hülfe kleiner Löcher, durch welche man Bindfaden gezogen hatte, an einander befestiget. Um das Eindringen des Wassers in die Fugen zu verhindern, lag ein Streif von Schildkrötenschaalen darüber her, der auf eine sehr künstliche Weise befestiget war.

Je zwei und zwei lange und schmale Kähne waren, durch Hülfe zweier Balken, welche von Bord zu Bord giengen, dergestalt an einander befestiget, daß zwischen beiden ein Raum von ohngefähr sechs bis acht Fuß blieb. Dann hatte man in jedem einzelnen Kahne einen Mast errichtet, und zwischen den beiden

den Masten des Doppelkahns halb oben das Segel befestiget. Das Segel selbst bestund aus einer Matte von so künstlicher Arbeit, daß unsern Reisenden nie etwas Schöneres von der Art vorgekommen war. Eben so gut und künstlich war auch das Tauwerk dieser Kähne gearbeitet, ohngeachtet es dem Ansehen nach nur aus der äussern zäserichten Schaale der Kokosnuß bereitet war.

Meine jungen Leser werden es hoffentlich nicht ungern gesehen haben, daß ich ihnen diese Stücke so umständlich beschrieb. Was kann angenehmer und lehrreicher seyn, als zu hören, wie weit die Erfindungskraft und der Fleiß der Menschen, selbst bei armen, aller eisernen Werkzeuge entbehrenden Wilden, zu gehen vermögen, sobald sie von Bedürfnissen gespornt werden und ihre Geduld und Emsigkeit nicht zu früh ermüden! Mir sind solche, wie alle andere Beweise von den hohen Fähigkeiten, welche der Schöpfer seinen Menschen eingepflanzt hat, von jeher ehrwürdig und äusserst interessant gewesen; und ich wünsche sehr, daß dies bei jedem meiner lieben Leser der nemliche Fall seyn möge.

Nachdem man über diejenigen Wilden, welche ohnweit der Einfahrt in den Landsee am Strande zusammengelaufen waren, eine Kanonenkugel hingefeuert und sie dadurch zurückgescheucht hatte: so landeten die Böte und waren so glüklich, einige Kokosnüsse zu bekommen, die sie an Bord brachten. Die einbrechende Nacht verhindert sie, mehr derselben ein-

[illegible] [illegible] [illegible] [

des Eisen, ein Stück Metall und verschiedene eiserne Werkzeuge, welches alles die Eingebohrnen nur von Europäern erhalten haben konnten. Ob das Schiff wozu jenes Volk gehört hatte, hier gescheitert oder von den Indianern erobert worden war, konnte man nicht ausfindig machen.

Nahe bei den Wohnungen der Eingebohrnen sahe man unter dikbelaubten Bäumen Gebäude welche man für Begräbnißörter hielt, deren Seitenwände und Decken aus Steinen gemacht waren. Daselbst standen Kisten voller Menschengebeine, und an den Aesten der Bäume umher hieng in Körben aus Rohr verfertiget, eine Menge Köpfe und Beine von Schildkröten nebst allerlei ausgetrokneten Fischen. Das sollten vermuthlich Opfer seyn, welche man den Todten oder für dieselben gewissen Gottheiten gebracht hatte.

Dieser Tag war für die ganze Schiffsgesellschaft, worunter nicht ein einziger war, der vom Schaarbok gänzlich frei geblieben wäre, ein Tag der Erquickung und des Genesens, weil man Kokosnüsse vollauf zu essen fand und verschiedene Böte voll nach den Schiffen schicken konnte.

Der Strand war mit Korallen und mit Schalen von sehr großen Perlenaustern bedekt. Man schloß daraus, daß sich eine der vortheilhaftesten Perlenfischereien hier würde anlegen lassen.

Von den Eingebohrnen bekam man einige aber nur von weitem zu Gesicht, weil sie sich nicht

heran

herum giengen. Man konnte indeß unterscheiden, daß die Weiber eine Schürze von Matten vom Unterleibe bis auf die Knie trugen; die Männer hingegen durchgängig nakt giengen.

Eine unerträgliche Plage für die Bewohner dieser Insel müssen die Fliegen seyn. Nicht nur diejenigen von unsern Reisenden, welche ans Land gegangen waren, sondern auch die Böte, ja die Schiffe selbst waren, ganz damit bedekt. Was müssen die armen nakten Wilden nicht erst davon auszustehn haben! Man sahe große und kleine Papagaien, auch verschiedene unbekannte Vögel und besonders eine schöne Art von Tauben, die so zahm waren, daß sie den Menschen ganz nahe kamen, ihnen sogar in die Hütten der Indianer folgten.

Gegen Abend begab die ganze Gesellschaft sich wieder an Bord, und am folgenden Morgen segelte man von dannen, um die andere Insel zu besuchen, welche man von fern gesehen hatte.

Auch diese Insel hatte ganz das schöne Ansehn der vorigen, und die Bewohner derselben waren völlig von dem nemlichen Schlage, wie die von jener. Sie rannten, sobald die Schiffe sich der Insel näherten, in großer Menge an den Strand, und waren gleichfals mit langen Spiessen bewafnet. Sie begleiteten den Lauf der Schiffe, welche längst der Küste hinsegelten, in vollem Galoppe; weil aber die Hize hier sehr groß ist: so hatten sie von Zeit zu Zeit einer Abkühlung nöthig. Man sahe sie daher, bald in die See springen und untertauchen, bald sich an

dem

dem Strande niederwerfen, um die Wellen über sich hinschlagen zu lassen. Dann rannten sie jedesmal aufs neue mit den Schiffen um die Wette.

Die zum Sondiren ausgesandte Böte, welche den strengsten Befehl hatten, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, und im Gegentheile jedes Mittel zu versuchen, um das Zutrauen und die Freundschaft der Eingebohrnen zu gewinnen, näherten sich so sehr, als die Brandung es zuließ, der Küste, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser verlangten. Die Indianer begriffen dieses sogleich, und bedeuteten denen in den Böten, daß sie noch eine Strecke weiter hinrudern sollten. Dies geschahe; und so langte man in einer Gegend an, wo die Einwohner eine Anzahl von Hütten erbaut hatten.

Hier versammelten sich der Eingebohrnen viele. Die Böte näherten sich ihnen, so weit sie der Brandung wegen konnten, und die Schiffe legten nicht weit davon bei.

Nicht lange, so kam ein starker alter Mann mit einem langen ehrwürdigen Barte, von den Hütten an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Mann begleitet, und schien das Oberhaupt der übrigen zu seyn. Er gab ein Zeichen, und sogleich wichen alle übrige Indianer ein wenig zurük; er selbst trat bis ans Wasser vor. Hier faßte er seinen Bart mit der einen Hand und drükte ihn an die Brust; in der andern hielt er einen grünen Zweig, und in dieser Stellung stimmte er eine Rede, oder vielmehr einen Gesang an, der ganz angenehm zu

hören

hören war. Jedermann bedauerte gar sehr, daß man den Inhalt desselben nicht verstehen konnte; man warf ihm indeß, um ihm sein Wohlgefallen zu bezeugen, allerlei kleine Geschenke zu: allein er wollte sie weder selbst aufnehmen, noch sie von andrer aufnehmen lassen, bis er seinen Gesang vollendet hatte. Dann trat er ins Wasser, warf den Leuten im Boote den Zweig zu und hob hierauf die Sachen auf, die man ihm zugeworfen hatte.

Jezt gab man den Indianern zu verstehen, daß sie ihre Waffen niederlegen möchten; und die meisten von ihnen gehorchten. Dies machte einen Schiffsunterofficier so kek, daß er in voller Kleidung aus dem Boote ins Wasser sprang, und mitten durch die Brandung hin an den Strand schwamm. Augenblicklich versammelten sich alle um ihn her, begafften ihn, und fiengen an, seine Kleidungsstücke zu untersuchen. Besonders schienen sie seine Weste zu bewundern. Um sich nun seinen neuen Freunden gefällig zu erweisen, zog er dieselbe aus, und machte ihnen ein Geschenk damit. Allein diese Freigebigkeit wäre ihm beinahe übel bekommen: denn nun erregten auch andere Theile seiner Bekleidung ihre Begierden. Einer von ihnen löste ihm das Halstuch unmerklich auf, riß ihm dasselbe vom Halse und lief damit fort. Der Unterofficier fieng nunmehr an zu besorgen, daß er nach und nach ganz ausgeplündert werden dürfte; und rante, um diesem Abendtheuer zuvorzukommen, so geschwind als möglich, zurük nach den Böten.

Das

Das angefangene gute Vernehmen wurde indeß hierdurch nicht gestört. Es schwammen vielmehr verschiedene Indianer von Zeit zu Zeit hin nach den Böten und brachten bald eine Kokosnuß, bald ein wenig frisches Wasser in einer Kokosschale. Was man aber am liebsten von ihnen gehabt hätte, nemlich Perlen, das konnte man ihnen auf keine Weise begreiflich machen.

Die Hoffnung, bei dieser Insel einen Ankerplaz zu finden, schlug leider! abermals fehl. Der Befehlshaber hielt es daher nicht für rathsam sich hier länger vergeblich aufzuhalten, und segelte weiter, nachdem er diesen beiden Inseln den Namen König Georgens Inseln gegeben hatte. Meine jungen Leser finden sie unter diesem Namen auf unserer Charte, nicht weit von den Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

7.

Fahrt von den Georgens Inseln nach den Inseln Saipan, Tinian und Aiguigan.

Indem man nun fortfuhr gegen Westen zu steuern, hatte man das traurige Vergnügen, mehrere dergleichen Inseln zu entdecken, ohne daß man bei einer einzigen derselben eine Stelle zum Ankern finden konnte.

Als man sich einer dieser Inseln, welche man die Byronsinsel nannte, und welche gleichfalls auf

unserer Charte angegeben ist, näherte, versammelten sich mehr als tausend Eingebohrne am Strande; und man sahe bald darauf gegen 60 Kähne abstoßen und auf die Schiffe zurudern. Man legte also bei, um sie zu empfangen.

Jezt kamen sie an, machten einen Kreis um die Schiffe und stauneten dieselbe lange an. Endlich sprang einer der Wilden aus seinem Kahne, schwamm herbei und kletterte, gleich einer Kaze, an der Seite des Schiff hinauf und sezte sich, da er oben war, auf dem Verdecke nieder. Hier brach er in ein unbändiges Gelächter aus. Dann sprang er auf, lief auf dem ganzen Verdecke herum, und wollte alles, was er erreichen konnte, wegmausen; allein weil es nakt war, so konnte er nichts verbergen; sein Anschlag gelang also nie.

Die Bootsleute zogen ihm ein Wamms und ein Paar Matrosenbeinkleider an; worinn er sich grade, wie ein Aff, gebehrdete, welches ihnen viel zu lachen gab. Man gab ihm auch Brod, welches er sehr begierig hinunterschlukte. Nachdem er tausend Affenstreiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wamms und Beinkleidern über Bord, und schwamm nach seinem Kahne zurük.

Sein Beispiel reizte andere zur Nachahmung. Es kamen nach und nach mehrere derselben aufs Schiff, und alle hatten die Absicht etwas zu mausen. Einigen glükte es auch, indem sie schnell, wie der Bliz, mit dem, was sie erhascht hatten, über Bord sprangen und sich nach ihren Kähnen flüchteten.

Man

Mann sahe bei dieser Gelegenheit einige von ihnen schwimmen, indem sie beide Händen voll hatten, und um das Naßwerden der gestohlnen Sachen zu verhüten, beide Arme aus dem Wasser emporhielten. Vermuthlich verrichteten diese das ganze Geschäft des Schwimmens bloß mit den Füßen.

Diese Leute waren alle groß, wohlgebildet und von einer hellen Kupferfarbe. Ihre Gesichtszüge fand man schön und in ihren Blicken und Mienen glaubte man eine angenehme Mischung von Muth und Lustigkeit zu bemerken. Ihr Haar ist lang und schwarz. Einige trugen dasselbe in einem hinten zusammengebundenen Busche, andere in dreien am Hintertheile des Kopfs zusammengeschürzten Knoten. Alle giengen nakt, nur daß sie mit verschiedenen Zierarten von Muscheln geschmükt waren, die sie um den Hals, um die Handgelenke und mitten um den Leib trugen. Ihre Ohren waren zwar durchbohrt, aber die Gehenge hatten sie zu Hause gelassen. Diese müssen von ansehlichem Gewicht seyn, weil ihnen die Ohrlappen bis auf die Achsel hinabhiengen und zum Theil durchgerissen waren.

Einer dieser Wilden, der ein gewisses Ansehn unter ihnen zu behaupten schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen um den Leib; aller Wahrscheinlichkeit nach ein Siegeszeichen, weil er es für keinen Preis vertauschen wollte. Diejenigen, welche bewafnet waren, trugen ein Gewehr, womit sie sehr viel Schaden anrichten müssen. Es war ein Spieß, welcher am Ende breit und ohn-

gefähr drei Fuß in der Länge mit Seehundszähnen besezt war, die so scharf als eine Lanzette sind. Man zeigte ihnen einige noch vorräthige Kokosnüsse und machte ihnen begreiflich, daß man mehrere davon zu haben wünschte. Aber statt diesen Wunsch zu erfüllen, bemüheten sie sich, auch noch dieser Ueberbleibsel habhaft zu werden.

Mit Schmerzen sahe man sich genöthiget, auch diese Insel zu verlassen, ohne von den erfrischenden Früchten derselben, deren man für die armen Kranken so sehr bedurfte, auch nur einiger habhaft geworden zu seyn. Es ist unglaublich, wie schnell und sicher die Kokosnuß den Schaurbokkranken Linderung und Heilung gewährt. Viele, deren Glieder von dieser Krankheit pechschwarz geworden waren, welche sich ganz und gar nicht mehr zu bewegen vermochten, und die peinlichsten Schmerzen litten, wurden dadurch in einigen Tagen so weit wieder hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten, ja sogar die Masten wieder erklettern konnten.

Man näherte sich nunmehr, unter beständiger unausstehlicher Hize, den sogenannten Diebsinseln, deren drei Seipan, Cinian und Aiguigan hiessen. Auf diese, welche meine jungen Leser auf unserer Charte finden, richtete man den Lauf der Schiffe, und erreichte dieselben den 30 Julius.

Die genannten drei Inseln liegen nur zwei bis drei Seemeilen weit von einander. Man segelte zwischen der ersten und lezten durch, und legte sich jener vor Anker.

Sobald

Sobald die Schiffe gesichert waren, gieng der Befehlshaber selbst ans Land, um einen Plaz auszusuchen, wo man Gezelte für die Kranken aufschlagen könnte, deren es jezt auf beiden Schiffen eine gar große Menge gab. Die Sonne stand jezt beinahe senkrecht über dieser Gegend, und da die gewöhnliche Regenzeit zugleich eingetreten war: so fand man die Hize, der drükenden Dünste wegen, um so viel unausstehlicher.

Nachdem man einen bequemen Plaz für die Gezelte gefunden hatte, erinnerte sich der Commodore der Beschreibung einer höchstanmuthigen Gegend, welche der Weltumsegler Anson auf dieser Insel fand, und wovon er sagt, daß sie jenseits des Gebüsches liege. Byron beschloß diese Gegend aufzusuchen und machte sich daher mit einigen Gefährten auf den Weg, um sich durch den Dikicht durchzuarbeiten. Alle hatten, der großen Hize wegen, nur Schue, Matrosenbeinkleider und Hemde an; aber diese wenigen Kleidungsstücke wurden ihnen, da sie durch das verwachsene Gebüsch hindurchzudringen suchten, in kurzer Zeit so sehr zerfezt, daß ihnen nur noch einzelne Lappen am Leibe hiengen.

Mit unbeschreiblicher Mühe drangen sie doch endlich durch, indem sie sich, des dichtverwachsenen Gesträuchs wegen, welches sie hinderte auch nur einige Schritte weit zu sehn, von Zeit zu Zeit einander zuriefen, um nicht von einander getrennt zu werden. Ihre größte Plage bei dem allen waren die Fliegen, deren es hier eine so unglaubliche

Menge gab, daß die Luft davon verfinstert wurde. So oft sie den Mund eröffneten, um einander zuzurufen, stürzte ihnen ein ganzer Schwarm derselben hinein und benahm ihnen die Stimme. Sie trösteten sich indeß mit der Vorstellung von der paradiesischen Gegend, die sie bald zu erreichen hofften, und sie ertrugen in der Hoffnung, endlich schadlos gehalten zu werden, jedes Ungemach mit hartnäckiger Gedult.

Jezt hatten sie das Ende des Gebüsches erreicht; aber ach! das Paradies, welches sie zu finden hofften, war verschwunden! Die ganze Gegend, welche bei Anfons Hier seyn so blühend und schön gewesen war, hatte sich seitdem in einen dichten Wald von Schilf und Rohr verwandelt, worinn man keinen Schritt thun konnte, ohne sich mit den Füßen darinn zu verwickeln, die denn davon, wie von Peitschenschnüren, verwundet wurden. Man hatte indeß das Glük, einen wilden Ochsen, deren es auf dieser Insel viele giebt, zu Gesicht zu bekommen, und denselben zu erlegen.

Naß von Schweiß, als wären sie in Wasser eingetaucht, zerfezt von Dornen und von Fliegenstichen, und so ermattet, daß sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnten, gelangten sie endlich, kurz vor Sonnenuntergang, wieder an den Ort, wo man unterdeß die Gezelte aufgeschlagen hatte, und schikten sogleich eine Parthei aus, um den erlegten Ochsen abzuholen. Sie selbst erquikten sich unterdeß durch Speise und Schlaf.

Der

Der Genuß der Landluft und der Seeluft, welche diese Insel gleichfalls hervorbringt, heilte die Schaarbokkranken in kurzer Zeit: aber eben diese Luft war in anderer Betrachtung so ungesund, daß viele, statt des Schaarboks, mit gefährlichen Fiebern befallen wurden. Bis dahin hatte man auf beyden Schiffen noch keinen einzigen Mann verloren; hier rafften die bösartigen Fieber zwei dahin, und mehrere lagen gefährlich krank darnieder.

Und so, wie also dieses Land, nach der Beschreibung unsrer Reisenden, eins der ungesundesten in der Welt seyn muß: so übertraf auch der Aufenthalt daselbst an Beschwerlichkeit und Ungemach alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten. Die Hitze war größer, als man sie irgendwo empfunden hatte; scharfstechende Mücken und Fliegen, worunter sich besonders diejenigen auszeichneten, welche man Muskiten zu nennen pflegt, ließen ihnen nicht einen Augenblik Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht; und zur Vergrösserung ihrer Quaal gab es ausserdem überall noch eine Menge anderer höchstbeschwerlicher und giftiger Insekten, besonders eine Art schwarzer Ameisen, deren Stiche fast eben so giftig, als die der Scorpionen, waren, deren es gleichfalls hier in Menge gab.

Zwar bot die Insel ihnen mancherlei frische Lebensmittel, besonders Fleisch von wilden Ochsen, wilden Schweine und von mancherlei Geflügel dar: aber die entsezliche Hitze, verbunden mit dem unzählbaren Ungeziefer, welches jedes erlegte Stük

Wind täglich bedeckte, verdarb ihnen das Meiste, nach ehe sie es genießen konnten. Oft fand man das Fleisch eines eben erlegten Thiers eine Stunde darnach schon grün von Fäulniß, und lebendig von Maden. Ein Neger hatt indeß die Geschicklichkeit, ein Mittel anzugeben, wie man die Schweine, deren es hier in Menge gab, lebendig fangen könnte. Dies gieng vortreflich von Statten; und dadurch erreichte man den doppelten Vortheil, sowohl ganz frisches Fleisch in die Töpfe zu bekommen, als auch eine Anzahl lebendiger Schweine zum Mitnehmen an Bord schicken zu können. Schade, daß man uns nicht auch das Mittel bekannt gemacht hat, dessen der schwarze Mann sich dazu bediente! Erfindungen dieser Art sollte man nicht in Vergessenheit gerathen lassen.

Von einer Art von Fischen, welche es an der Küste dieser Insel giebt, haben Reisende Ursache sich in Acht zu nehmen. Man fand sie so ungesund, daß alle, welche davon genossen hatten, tödtlich krank davon wurden.

Während der Zeit, daß man hier vor Anker lag, schikte der Befehlshaber die Camar ab, um die Insel Saipan zu untersuchen. Diese ist gröſser als Tinian, hat auch höhere Berge, und ward überhaupt viel anmuthiger befunden, als jene. Man fand Schweine und Guanicoys oder Lama's darauf, aber kein Hornvieh. Hin und wieder stieß man auf große Haufen von Perlen-Austerschaalen und, auf andere Merkmale, die es wahrscheinlich machten,

den, daß die Spanier zu gewissen Jahreszeiten aus Ostindien hieher zu kommen pflegen, um Perlen zu fischen.

Nachdem man neun Wochen auf Tinian verweilt hatte und die meisten Kranken ziemlich wieder hergestellt waren, schifte man sich von neuem ein, und gieng wieder unter Segel.

8.

Lauf von Tinian nach Pulo Timoan, von da nach Batavia und von Batavia nach England.

Es war der erste Oktober, an welchem man bei Tinian die Anker wieder lichtete, und von da bis zum 3ten November, an welchem man die Insel Pulo Timoan erblikte, fiel nichts vor, welches hier erzählt zu werden verdiente.

Bei der jetztgenannten Insel beschloß man abermals anzulegen, um sich, wo möglich, erst wieder mit einigen Erfrischungen zu versehn, weil man seit vier Wochen fast nichts als eingesalzene Speisen genossen hatte, wovon der Ueberrest nunmehr auch verdorben war.

Die Bewohner dieser Insel sind Malaien d. i. sie gehören zu jener ausgedehnten indischen Nation, die nicht nur denjenigen Theil der zweiten ostindischen Halbinsel, welche Malacca genennt

wird, bewohnt, sondern sich auch über alle südliche Inseln Asiens und über verschiedene im Südmeer ausgebreitet hat. Dieses Volk steht bei denen, welche Verkehr mit ihnen haben, in keinem guten Rufe, indem man es der Treulosigkeit und der Grausamkeit beschuldiget. Auch unsere Reisenden bezeugen ihre Unzufriedenheit über diejenigen von ihnen, die sie auf der Insel Pulo Timoan vorfanden.

Sobald diese nemlich sahen, daß man sich ihrer Küste näherte, liefen sie in großer Menge an den Strand, indem sie in der einen Hand ein langes Messer, in der andern einen Spieß mit einer eisernen Spitze, und an der Seite einen Dolch trugen. Allein man kehrte sich an ihre kriegerischen Anstalten nicht; sondern gieng dennoch ans Land, und suchte sie zum Tauschhandel zu bewegen. Aber alles, was man von ihnen bekommen konnte, schränkte sich auf etwa zwölf Stük Geflügel, auf eine alte und junge Ziege ein. Man bot ihnen Messer, Beile, Hacken, und andere dergleichen Werkzeuge: aber sie verwarfen das alles mit Verachtung, und forderten Rupien *). Da man nun dergleichen Münze nicht hatte: so war man in Verlegenheit, wie man sie befriedigen sollte, bis sie sich endlich gefallen liessen, unter verschiedenen Schnupftüchern die besten auszusuchen.

Man

*) Eine ostindische Münze sowohl in Silber, als auch in Gold. Jene gelten ohngefähr 18. Ggr. Eine goldene Rupie gilt 13 ein viertel silberne. Ein Lak Rupien sind 100,000 Rupien oder ohngefähr 12,500 Pf. Sterling.

Man fand die Insulaner klein von Statur, aber wohlgebildet und von dunkler Kupferfarbe. Nur ein einziger unter ihnen, ein Greis, gieng ohngefähr nach persischer Art gekleidet, die andern alle nakt, nur daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf, und ein Stük Tuch um den Leib gebunden hatten. Ihre Wohnungen sowohl als auch ihre Fahrzeuge waren sehr geschikt gebaut. Unter den leztern sahe man einige größere, worin sie vielleicht nach Malacca fahren, um Handel zu treiben.

Man fand diese Insel, ihrer Berge und Waldungen wegen, ungemein anmuthig. Die leztern bestanden zum Theile aus Kokosbäumen; allein die Einwohner waren nicht zu bewegen von den Früchten derselben etwas zu vertauschen. Hie und da sahe man auch schön Reisfelder auf dieser Insel. Man hielt sich übrigens hier nur einen Tag u. zwei Nächte auf, u. segelte alsdann weiter.

Auf der fernern Fahrt von hier nach Batavia, der holländischen Hauptstadt in Ostindien auf der Insel Java, begegnete ihnen ein kleines englisches Fahrzeug. Es sahe um diese Zeit um den Mundvorrath auf beiden Schiffen kläglich aus: denn alles noch übrige Fleisch stank unerträglich vor Fäulniß, und das Brod war voller Schimmel und Würmer. Kaum war der Patron des englischen Schiffes hievon benachrichtiget: so theilte er großmüthiger Weise seinen ganzen Vorrath mit ihnen, indem er ihnen ein Schaaf, zwölf Stük Geflügel, eine Schildkröte und zwei Gallons*) Arrak schikte. Und für das alles wollte der edeldenkende Mann schlechterdings nichts, als

den

*) Vier Maaß.

den Dank derer annehmen, die er dadurch erquikte. Wem unter meinen jungen Leser thut es nicht wohl, wenn er hört, daß es auch auf der andern Seite unserer Erdkugel Menschen giebt, die so menschlich und so großmüthig handeln können?

Bald nachher segelte man bei der Insel Sumatra vorbei, und hatte endlich den 27 Nov. das Glük, bei der Insel Java und zwar auf der Rheede von Batavia wohlbehalten vor Anker zu kommen.

Da der Befehlshaber wußte, daß dieser Ort einer der ungesundesten in der Welt ist: so beschloß er, seinen Aufenthalt allhier so kurz als möglich zu machen. Er selbst fuhr in die Stadt, um dem holländischen Statthalter aufzuwarten. Da derselbe eben auf seinem Landgute war, so wurde er von dem Ceremonienmeister desselben in einer Karosse dahin geführt und überaus höflich empfangen.

In ganz Batavia ist nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremde abtreten müssen, weil den Bürgern der Stadt bei 500 Thlr. Strafe verboten ist, jemanden auch nur eine einzige Nacht über zu beherbergen. Dieses Haus ist daher ungemein groß, und gleicht eher einem prächtigen Pallaste, als einem Gasthofe. Dem englischen Commodore wurde es indeß von dem Statthalter freigestellt, sich einzuquartiren, wo er Lust hätte.

Alle Häuser in Batavia haben von aussen ein eben so prächtiges Ansehn, als sie inwendig schön und geschmakvoll ausmöblirt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß

es

es bei nahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehen.

Der Ort ist groß, und hat ganz das Ansehen einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Kanal.

Die Volksmenge dieses Orts ist unglaublich groß. Man sieht hier Leute aus allen Nationen der Welt: Holländer, Malaien, Chineser, Perser, Japaner, Schwarze u. s. w. Die Chineser, welche hier sehr zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die ausserhalb den Wällen von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige holländische Kolonie einen großen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh giebt es hier eine solche Menge und Mannigfaltigkeit, als man nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dahingegen wimmelt es auch hier von Muskiten und anderem dergleichen schädlichem Geschmeiß, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und niemand Ruhe lassen, weder bei Tage noch bei Nacht. So ist Gutes und Böses überall beisammen; und man thut daher wohl, wenn man sich von früher Jugend an gewöhnt, jenes mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und dieses als etwas, was von unserm dermaligen Leben unzertrennlich ist, mit Geduld zu ertragen.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren: eilte der Commodore, wieder in See zu gehn, weil die Wirkungen des ungesunden hiesigen Klima's schon anfiengen,

sich

sich durch gefährliche Faulfieber zu bessern. Drei von der Schiffsgesellschaft wurden davon hingerafft, und viele andere lagen schon gefährlich krank. Doch diese leztern wurden durch die gesundere Seeluft nach acht bis vierzehn Tagen wieder hergestellt.

Auf der Reise von hier bis nach dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, Vorgebürge der guten Hoffnung, stel nichts erhebliches vor. Man erreichte das Vorgebürge den 13 Febr. 1766, und fuhr, während eines harten Sturms in die sogenannte Tafelbai, allwo die Schiffe sich vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen gieng der Commodore ans Land, um dem holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter und allgemein beliebter Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor und schikte eine sechsspännige Karosse an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeigte sich dieser ehrwürdige Greis auch nachher gegen ihn; denn er wollte, daß er sich, so lange er am Lande bliebe, das Haus der ostindischen Commagnie zur Wohnung und eine Karosse zum täglichen Gebrauche bedienen sollte.

Dieses Vorgebürge ist ohnstreitig ein herrlicher Erquickungsort für diejenigen, welche nach Ostindien segeln oder von daher zurükkommen. Er gewährt ihnen einen Ueberfluß an allen Arten von Erfrischungen, und die Luft daselbst ist ungemein gesund. Der Garten der holländischen ostindischen Compagnie ist ein sehr reizender Lustort. Am Ende desselben hat der Statthalter eine Menagerie, d. i. einen Verwahrungsort für allerlei seltene Thiere angelegt, worunter man damals drei schöne Strauße und vier sehr

große

große Zebrals oder afrikanische Waldesel sahe, deren Fell bekanntlich weiß und braun gestreift ist.

Die ganze Schiffsgesellschaft that sich hier, um die ausgestandenen Drausale der zurükgelegten Reise zu verschmerzen, bis zum Uebermaaße gütlich. Denn da sie wechselsweise ans Land gehen durften: so kehrte selten eine Parthei zurük, ohne sich erst im Capweine tüchtig berauscht zu haben.

Man verweilte hier drei Wochen lang. Dann gieng man den 7ten März wohlgenährt und neugestärkt wieder unter Segel, um die lezte Fahrt, nemlich die von da nach England, zu vollenden.

Den 16ten März sahe man die englische Insel St. Helena in einer Entfernung von 16 Seemeilen liegen. Einige Tage darnach wurde man auf dem Delphin durch einen unerwarteten Vorfall erschrekt, der aber glüklicher Weise keine schlimme Folgen hatte. Das Schiff bekam nemlich plözlich einen so heftigen Stoß, als wenn es auf eine Sandbank oder auf einen Felsen gelaufen wäre. Alle geriethen darüber in die größte Bestürzung, und rannte eiligst aufs Verdek. Hier sahen sie das Wasser rings umher mit Blut gefärbt, und schlossen daraus, daß das Schiff einen Wallfisch oder Grampus*) gestreift haben müsse, von deren keinem dasselbe einen beträchtlichen Schaden

*) Grampus, oder Norkaper, auch Blaser und Sturmfisch genannt, ist ein wallfischartiges Seeungeheuer. Sie pflegen 35 bis 40 Fuß lang, aber nicht so dik zu seyn, als ein Wallfisch. Sie blasen das Wasser, gleich Fontainen in die Luft. Oft liegen ihrer bei Tausenden auf der Oberfläche des Meers beisamen, da sie denn von fern einer niedrigen Insel gleichen, die einige Meilen im Umfange hat. Man findet sie häufig an der sogenannten afrikanischen Goldküste.

den bekommen konnte; welches sich denn auch wirklich so befand.

Um diese Zeit starb zum allgemeinen Leidwesen der Unterzimmermann, ein sehr sinnreicher und arbeitsamer junger Mann, der seit der Abreise von Batavia beständig krank gewesen war.

Nachdem man den Aequator durchschnitten hatte, erhielt die Tamar einen Schaden am Steuerruder. Dieser wurde zwar, so gut als es mitten auf dem Meere geschehen konnte, wieder ausgebessert: allein, da es demohngeachtet bedenklich schien, das Schiff in diesem geflikten Zustande den Ueberrest der Reise vollenden zu lassen: so ward der Befehlshaber desselben beordert, sich von dem Delphin zu trennen: ab nach der Insel Antigua in Westindien zu segeln, um daselbst das Schiff erst wieder in gehörigen Stand sezen zu lassen. Dies geschahe, und der Delphin vollendete nunmehr seine Reise allein.

Am 7ten Mai erreichte man die Inseln Scilly, welche bekanntlich zwischen England, Irland und Frankreich liegen; und den 9ten Mai 1766 kam man endlich da, wo man die Reise angetreten hatte, nemlich bei den Dünen glüklich vor Anker, nachdem man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis hier grade neun Wochen, und auf der ganzen Reise etwas mehr als ein Jahr und zehn Monate zugebracht hatte. Sobald das Schiff gesichert war, landete der Befehlshaber zu Deal, und reiste von da nach London ab.

II.

Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem brittischen Schifskapitain

Samuel Wallis

in dem Jahre 1766 und vollendet im Jahre 1768.

I.

Abreise von Plymouth. Ankunft an der Küste von Patagonien.

Als der Commodore Byron von seiner Entdeckungsreise glüklich zurükgekommen war: beschloß man, das nemliche Schiff, womit er diese Reise gethan hatte, abermals auszurüsten und dasselbe in gleicher Absicht unverzüglich noch einmal auszusenden. Das Kommando darüber erhielt diesmal der Capitain Wallis.

Den Befehlen desselben wurden noch zwei andere Schiffe untergeordnet, welche ihn begleiten sollten. Das waren die Schaluppe Swallow (Schwalbe) von vierzehn Kanonen unter dem Kommando des Capitains Carterer, und ein Proviantschiff, der Prinz Friedrich genannt. Diese Schiffe versammleten sich in dem am brittischen Kanal gelegenen, und meinen jungen Lesern vermuthlich längst bekannten englischen Hafen Plymouth, um daselbst gehörig ausgerüstet zu werden.

Da die Absicht hiebei war, abermals in unbekannte Weltgegenden zu segeln, um neue Entdeckungen zu machen: so füllte man, um sich gehörig zu versorgen, jeden Raum der Schiffe mit Lebensmittel und andern Nothwendigkeiten an. Der Delphin nahm unter andern drei tausend Pfund tragbare Suppe (*Souppe de poche*) an Bord, die ich meinen Lesern schon in Byron's Reise beschrieben habe.

Die Ausrüstung wurde mit großer Eilfertigkeit betrieben; und schon am 22 August 1766, also nur drei Monate nach Byron's Zurükkunft, sahe man sich schon im segelfertigen Zustande, und lichtete die Anker.

Um meine jungen Leser sogleich zu den interessantesten Begebenheiten dieser Reise zu führen, übergehe ich die kleinen Abentheuer, die man bei der Durchfahrt durch den atlantischen Ocean erfuhr, und nehme den Faden der Geschichte erst da wieder auf, wo unsere Reisenden die patagonische Küste erreichten. Hier werden wir Gelegenheit haben, die Motive der großen Leute, womit uns Byron bekannt machte, noch etwas näher kennen zu lernen.

Es war der 16te December, an welchem man sich dem an dieser Küste liegenden Vorgebürge der Jungfrau Maria (*Cap Virgin Mary*) näherte. Man ankerte daselbst, und sahe auf dem Gipfel des Vorgebürges eine Menge Leute hin und her reiten und durch Winken zu verstehn geben, daß man zu ihnen ans Land kommen möchte. Allein da die

Sorge,

Morge, die Schiffe gehörig zu sichern, vorgieng: so konnte man dieser Einladung nicht eher, als am folgenden Tage, willfahren. Jene blieben indeß die ganze Nacht hindurch den Schiffen gegen über am Strande, zündeten Feuer an, und riefen mannichfaltig.

Sobald nun des Tag wieder angebrochen war, ließ der Befehlshaber die Böte ausrüsten, bemannte sie mit bewafneten Seesoldaten, und ließ hierauf nach der Küste zurudern. Aus Vorsicht hatte er vorher die lange Seite des Schiffs nach dem Orte, wo er auszusteigen dachte, hinrichten und die Kanonen mit Kugeln laden lassen, um im Nothfall gedekt zu werden.

Um sechs Uhr erreichte er den Strand und noch ehe er das Boot verließ, gab er den Eingebohrnen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurükziehen sollten. Diese verstanden und gehorchten. Man landete hierauf; die Boote wurden vor Anker gelegt, die Seesoldaten in Ordnung gestellt; der Befehlshaber trat vor und winkte den Indianern, daß sie nunmehr näher kommen möchten. Auch dies ward verstanden und befolgt; worauf man ihnen einen halben Kreis beschrieb und ihnen andeutete, daß sie sich darum niedersezen sollten, welches sie gleichfalls willig und in bester Ordnung thaten.

Und nunmehr that der Capitain seine Schäze auf und beschenkte die neuen Freunde reichlich mit allerlei europäischen Kostbarkeiten, als da sind:

Scheeren, Messer, Glasskorallen, Kämme und andere dergleichen Seltenheiten, welche den Beschenkten ungemein viel Freude machten. Die patagonischen Damen machte er sich besonders durch ein Geschenk an Bändern verbindlich, welches gleichfalls mit grosser Dankbarkeit angenommen wurde.

Aber nun hätte man auch gern ein Gegengeschenk von ihnen gehabt, und gab ihnen daher zu verstehn, daß man noch viel grössere Kostbarkeiten z. B. Hacken, Beile u. d. gl. die man ihnen vorzeigte, auszutheilen hätte, wenn sie dagegen etwas zu leben hergeben wollten. Wallis wies hiebei auf ein Guanicoe oder Lama, welches sich eben von fern sehen ließ, und auf einige getödtete Strausse hin, welche die Patagonier neben sich zu liegen hatten. Allein ohngeachtet sie zu den Beilen und Hacken gar große Lust zu haben schienen: so konnten oder wollten sie doch den Tauschantrag nicht verstehn. Es wurde also nichts daraus.

Die Beschreibung, welche unsere Reisenden von diesen Leuten machen, ist folgende:

Jeder von ihnen, Mann und Weib, hatte ein Pferd, mit Sattel, Zügen und Steigbügel angethan. Die Männer trugen hölzerne Sporne; einer von ihnen hatte sogar dergleichen von Metall und zwar in größter Form. Auch unterschied sich dieser durch metallene Steigbügel und einen spanischen Säbel ohne Scheide. Die Weiber trugen keine Sporne. Pferde und Hunde, deren sie eine Menge bei sich führten, schienen von spanischer Zucht zu seyn.

Man

Man hatte zwei Meßruthen mit sich genommen, um die eigentliche Größe dieser Leute, worüber so viel Widersprechendes und Uebertriebenes erzählt worden ist, recht genau und bestimmt zu erfahren. Es wurden also die grösten unter ihnen ausgesucht und gemessen, und man fand ihre Länge 6 Fuß und 7 Zoll; andere maßen einen bis zwei Zoll weniger. Die meisten unter ihnen waren nicht völlig 6 Fuß hoch.

Hier haben meine jungen Leser abermals ein merkwürdiges Beispiel, woraus sie lernen können, wie mißlich es um die historische Wahrheit sogar in solchen Schriften stehe, deren Verfasser nicht grade die Absicht hatten, ihre Leser hintergehn zu wollen. Nach der Erzählung des Commodore Byron konnte man nicht umhin die Patagonier für Riesen von 8 bis 9 Fuß zu halten, weil er ausdrüklich sagt, daß sein Lieutenant, Hr. Cumming, der selbst 6 Fuß und zwei Zoll maß, ganz bestürzt gewesen sey, sich diesen Kolossen gegen über auf einmal zum Zwerg gemacht zu sehen. Andere Reisende haben noch übertriebenere Beschreibungen davon gemacht. Einige derselben versichern ausdrüklich, daß diese Leute zwölf Fuß und darüber mäßen. Andere hingegen läugnen die ganze Sache, und versichern, daß die Patagonier Leute von gewöhnlicher Größe wären. Wem soll man nun glauben?

Die Wahrheit scheint hier, wie gemeiniglich, zwischen den beiden äusserſten Meinungen in der Mitte zu liegen; und unsers Wallis Ausmessung

scheint dies entscheiden zu haben. Ihr zufolge sind die Patagonier weder ungeheure Riesen von zwölf Fuß, noch Leute von gewöhnlicher Länge, sondern solche, die sich, gleich der ersten Garde zu Potsdam, über die gemeine menschliche Statur etwa um einen halben oder ganzen Kopf hoch erheben. Unsere Erzählung wird durch diese Entscheidung freilich etwas minder interessant: denn wer hört nicht lieber von Riesen, als von Leuten erzählen, die nur etwas größer, als gewöhnliche Menschen sind? Aber es frommet doch in jedem Falle mehr, etwas schlichtes, welches zugleich wahr ist, als etwas wunderbares zu hören, welches unwahr ist.

Meine jungen Leser werden wohl thun, wenn sie sich hieraus die Lehre ziehn, daß man gegen alles Wunderbare und Uebertriebene in mündlichen und schriftlichen Erzählungen so lange mißtrauisch seyn müsse, bis die Sache durch entscheidende Untersuchungen und Zeugnisse, denen man vernünftiger Weise seinen Glauben nicht versagen kann, völlig ausgemacht worden ist. Dieses Mißtrauen oder diese Behutsamkeit im Glauben muß um so viel größer seyn, je wichtiger die wunderbare Sache ist, die man uns erzählt, und jemehr das Glauben oder Nichtglauben derselben eine Beziehung auf unser Verhalten und auf unsere Glükseligkeit hat.

Jezt laßt uns noch etwas von unsern Patagoniern hören.

Die Farbe ihrer Haut ist die des Kupfers, nur etwas dunkler. Ihr Haar ist etwas steif und sträu-

dig, wie Schweinsborsten, und am Hinterkopfe zusammengebunden. Beide Geschlechter gehn übrigens mit entblößtem Kopfe. Sie sind wohlgebildet und von starkem Knochenbau; aber ihre Hände und Füsse sind nach Verhältniß ausserordentlich klein. Ihre Kleidung besteht aus zusammengenäheten Lamafellen, die sie, das Rauhe einwärts gekehrt, um den Leib schlagen und mit einem Gürtel befestigen. Einige tragen auch eine Art von Tuch, aus Lamahaaren bereitet. Ein Stük desselben, worinn man ein Loch für den Kopf geschnitten hat, hängt ihnen über die Schultern bis auf die Knie herab. Verschiedene Männer trugen einen gemalten rothen Kreis um das linke Auge; die Weiber hingegen hatten sich die Augenbraunen schwarz gefärbt. Einige unter ihnen hatten sich auch andere Theile des Gesichts und der Arme bemahlt.

Sie redeten viel, aber wer konnte verstehen, was sie sagten. Einige riefen indeß zuweilen das europäische Wort Ca-pi-ta-ne aus; that man ihnen aber Fragen in spanischer, portugisischer, französischer, englischer oder holländischer Sprache: so erfolgte keine Antwort, oder sie wiederholten blos die Worte des Fragenden. Die Worte: *Englishmen come en shore* — Engländer, kommt ans Land! wiederholten sie so oft, bis sie dieselben auswendig wußten.

Ihre Waffen, bestanden in einem sonderbaren Wurfinstrumente, welches sie am Gürtel trugen. Dies bestand aus zwei runden, mit Leder überzogenen

zogenen Steinen, deren jeder etwan ein Pfund schwer seyn mochte. Beide waren an einer ohngefähr acht Fuß langen Schnur befestiget. Dieses Werkzeug gebrauchen sie folgendergestalt. Sie nehmen den einen Stein in die Hand und schwingen den andern so lange über dem Kopfe im Kreise herum, bis er die nöthige Geschwindigkeit erreicht hat. Dann wissen sie ihn nach dem Gegenstande hin, den sie treffen wollen, abzuschnellen, und ihre Geschicklichkeit dabei ist so groß, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, welches nicht größer als ein Viergroschenstük ist, selten verfehlen.

Auf der Jagd bedienen sie sich dieses Werkzeuges auf eine Weise, welche sie in den Stand sezt, ein Guanacoe oder einen Strauß lebendig damit zu fangen. Sie wissen nemlich die Steine so zu schleudern, daß die Füße des Thiers von der Schnur, woran jene befestiget sind, so umschlungen und verstrikt werden, daß sie nicht aus der Stelle können und also dem Jäger lebendig in die Hände fallen. Es ist nicht leicht, sich von dieser Methode eine anschauende Vorstellung zu machen, und noch schwerer würden wir es, bei aller unserer europäischen Geschiklichkeit finden, es ihnen nachzumachen. Man sieht auch daraus, wie sinnreich der menschliche Verstand im Erfinden ist, wenn es darauf ankommt, Mittel zur Befriedigung dringender Bedürfnisse zu ersinnen, und wie gut der Schöpfer uns bedacht hat, daß er uns so vielerlei Bedürfnisse gab, welche unsern Verstand in Bewegung sezen und uns zu mancherlei Erfindungen und Uebungen

reizen

Thiere machten! Was wären wir ohne diese Bedürfnisse? Das, was unsere Vierfüßler, die Thiere sind, und weiter nichts!

Im Essen waren diese Leute nichts weniger, als delikat. Man sahe einen derselben das rohe Eingeweide eines Straussen verzehren, womit er keine andere Zubereitung vornahm, als daß er das Inwendige auswärts kehrte, den Koth ein wenig abschüttelte und sich dann das Uebrige wohlschmecken ließ. Wohl bekomme ihm die Mahlzeit!

Man verweilte ohngefähr vier Stunden lang bei ihnen. Dann gab ihnen der Befehlshaber durch Zeichen zu verstehn, daß er nach den Schiffen zurükkehren und, wenn sie Lust hätten, einige von ihnen mitnehmen wollte. Sogleich drengten sich wohl hundert vor, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollten. Allein der Capitain wählte nur acht von ihnen aus, und wies die übrigen zurük. Jene sprangen wie Kinder, die man nach dem Jahrmarkt führt, in die Böte, und weil sie sich selbst keiner feindseligen Absichten gegen ihre Führer bewußt waren, so besorgten sie auch für sich nichts Arges von diesen. Mißtrauen ist nicht selten die Frucht vor dem Bewußtseyn eigner Verschuldung.

Während daß die Boote fortruderten, stimmten die mitgenommenen Patagonier verschiedene ihrer Lieder an, worüber man nichts mehr bedauerte, als daß man den Inhalt derselben nicht verstehen konnte. Jeder erwartete, daß sie beim Anblik der Schiffe eine lebhafte Verwunderung äussern würden: aber nein! Sie zeigten weder Neugierde noch Erstau-

nen

nen, vermuthlich, weil sie der europäischen Schiffe schon mehrere gesehn hatten.

Der Capitain nahm sie mit in seine Kajüte: aber auch hier betrachteten sie alles mit ziemlicher Gleichgültigkeit, bis einer von ihnen seine Augen von ohngefähr auf einen Spiegel warf. Das veränderte die Scene plözlich: denn das Wahrnehmen ihrer eigenen Figuren im Spiegel machte ihnen großes Vergnügen. Sie näherten sich demselben, sprangen wieder zurük, machten manchen, die sie herzlich belachten, und sprachen darüber unter sich mit großer Lebhaftigkeit.

Sie aßen alles was man ihnen gab, aber trinken wollten sie nichts als Wasser. Die nemliche Beobachtung hat man bei vielen andern Wilden gemacht, und das scheint ein Beweis zu seyn, daß unsere erkünstelten hizigen Getränke der unverdorbenen menschlichen Natur zuwider sind.

Von allem andern, was sie am Bord sahen, zog ihre Aufmerksamkeit nichts so sehr auf sich, als die europäischen Thiere — Schweine, Schaafe und Truthüner — die sie hier erblikten. Ein einziger von ihnen, der schon alt war, wünschte etwas von unsern Kleidungsstüken zu erhalten, und man schenkte ihm ein Paar Schuhe nebst Schnallen. Ausserdem verehrte ihm der Capitain einen Beutel von Kanevaß, worinn er folgende Sachen gestekt hatte: ein Messer, eine Scheere, einige eingefädelte Nähnadeln, ein Paar kleine Streifen Tuchs, Zwirn,

Glas-

Glasperlen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst einigen englischen Münzsorten. Durch diese hatte man vorher ein Loch geschlagen und ein Band dadurch gezogen, damit sie am Halse getragen werden konnten.

Man zeigte ihnen auch die Kanonen; sie schienen aber von dem Gebrauche derselben ganz und gar keinen Begriff zu haben. Der Capitain ließ hierauf die Seesoldaten unter die Waffen treten und einige Kriegsübungen anstellen. So lange nicht Feuer gegeben wurde, gieng alles gut; aber bei der ersten Salve geriethen alle in Bestürzung und Schrecken. Der alte Mann warf sich hin aufs Verdek, wies auf die Flinten, schlug sich dann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen und blieb eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Vermuthlich wollte er dadurch anzeigen, daß ihm die tödtliche Wirkung der Feuergewehre bekannt sey.

Endlich deutete man ihnen an, daß sie nunmehr wieder nach dem Lande zurükkehren müßten. Diese Nachricht war ihnen gar nicht lieb; indeß bequemten sich doch alle, ausser dem Alten nebst noch einem andern, ins Boot zu steigen. Diese beiden wollten gar zu gern noch länger bleiben. Der Alte stellte sich an dem Hintertheile des Schiffes an die Kajütentreppe, und blieb da lange, wie in Gedanken, stehn, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fieng er an, etwas herzusagen oder vielmehr herzusingen, welches man für ein Gebet hielt, weil er Augen und Hände dabei oft zum Himmel empor hob. Als man ihm abermals zu

verstehen

verstehen gab, daß es Zeit wäre, ins Boot hinab zusteigen, wies er auf die Sonne, dann nach Westen hin, und endlich nach dem Strande, wobei er dem Befehlshaber lachend ins Gesicht schauete. Es war nicht schwer zu errathen, daß er damit andeuten wollte, er wünschte bis zu Sonnenuntergang an Bord zu bleiben und alsdann erst nach dem Lande zurükzukehren.

Da man ihm hierinn nicht willfahren konnte, so bequemte er sich endlich zur Abreise und stieg ins Boot. Im Wegrudern fiengen alle wieder an zu singen, und fuhren damit fort, bis sie den Strand erreichten. Sobald man ans Land kam, lief eine große Menge von Eingebohrnen herbei, in der Hoffnung, daß man sie gleichfalls mit ans Schiff nehmen würde. Allein der Officier hatte ausdrüklichen Befehl keinen derselben mit sich zurükzubringen, weil man sich zur Abreise fertig hielt. Er sahe sich also genöthiget, sie zurükzuweisen, worüber sie ihre große Unzufriedenheit an den Tag legten.

2.

Fahrt durch die magellanische Straße, nebst fernern Nachrichten von den Patagoniern, wie auch von den Einländern auf beiden Seiten der Meerenge.

Meine jungen Leser werden mich entschuldigen, daß ich sie noch einmal in eben die unfreundliche und rauhe Himmelsgegend führe, durch welche sie in der vorhergehenden Erzählung schon den Commodore Byron begleitet haben. Ich könnte sie dieser Mühe überheben, wenn ich nicht glaubte, daß die merkwürdigen Auftritte, welche unsern dermaligen Reisenden bei dieser Fahrt bevorstehn, ihrer Aufmerksamkeit würdig wären.

Sobald das Boot wieder bei dem Schiffe angelangt war, gab der Befehlshaber das Signal zur Abreise, und das kleine Geschwader sezte sich sofort in Bewegung.

Man erreichte noch an dem nemlichen Tage die Mündung der Straße, und legte sich bald nachher in einer Gegend vor Anker, wo Byron eine Zusammenkunft mit den Patagoniern gehabt hatte. Auch diesmal stellte sich eine Menge derselben, den Schiffen gegen über, am Strande ein, welche sämtlich zu Pferde waren. Der Capitain schikte hierauf zwar ein Boot ab, um sie in der Nähe zu beobachten; allein er verbot dem kommandirenden Officier, dessel-

desselben zu landen, weil die Schiffe in zu grosser Entfernung von der Küste lagen, als daß man die Landenden im Nothfall hätte schützen können.

Das Boot näherte sich daher der Küste nur so weit, daß man sich mit der Menge der daselbst versammelten Patagonier unterhalten konnte. Man schäzte die Zahl derselben auf vierhundert; und man bemerkte unter ihnen verschiedene von denen, welche man schon vorher gesehn hatte. Ausserdem waren diesmal auch viel Weiber und Kinder unter ihnen.

Als diese Leute sahen, daß man keine Lust habe, ans Land zu kommen, traten verschiedene derselben ins Wasser und riefen oft und laut die gelernten Worte aus: *Englishmen come on shore*, Engländer, kommt ans Land! allein man konnte ihnen nicht willfahren. Die Bootsleute warfen ihnen kleine Geschenke an Bord, Tabak und andern Kleinigkeiten zu; worauf verschiedene von ihnen ins Boot zu kommen suchten, welches man aber gleichfalls ihnen nicht vergönnen konnte.

Jezt arbeitete man sich in die Straße völlig hinein, und fieng an, den damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren, die wir schon aus der vorigen Reise kennen, muthig entgegen zu gehn.

Nach acht Tagen erreichte man den sogenannten Hafen der Hungersnoth (*Port famine*) den wir kennen, und warf daselbst, als an einem guten Erfrischungsorte, die Anker aus. Die ganze Schiffs-

Schiffsgesellschaft sahe um diese Zeit blaß und mager aus, weil viele bereits vom Schaarbok ergriffen waren, andere aber eben auf dem Punkte standen davon befallen zu werden. Durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in diesem Hafen wurden alle wieder hergestellt, welches man theils dem wilden Sellerie, welcher hier in Ueberfluß wächst, theils dem Befehle verdankte, daß jeder seine Kleider waschen und sich täglich baden mußte.

Auch der Genuß der frischen Landluft mochte viel dazu beitragen. Denn man hatte eine Menge Gezelte aufgeschlagen, und nicht blos die Kranken, sondern auch die Schmiede, die Segelmacher, Holzhauer und Zimmerleute, wie überhaupt alle, welche zur Ausbesserung der Schiffe und zum Einsammeln des benöthigten Vorraths an Holz und Wasser behülflich seyn konnten, ans Land geschikt.

Das Proviantschiff war nicht bestimmt, die ganze Reise mitzumachen, sondern sich hier von den übrigen zu trennen und nach den Falklandsinseln zu segeln. Zu welchem Endzwek, das will ich meinen jungen Lesern erzählen.

Seit dem Hierseyn des Commodore Byron hatte man in England den Entschluß gefaßt, auf diesen Inseln eine Kolonie anzulegen; und man hatte dem zufolge den Capitain Macbride mit hinlänglicher Mannschaft, und mit allem, was zu einer Niederlassung erfordert wird, dahingesandt. Dieser legte den neuen Pflanzort bei einem westlichen Meerbusen an, und nannte ihn Port Egmont.

Allein zu eben der Zeit, da Byron von diesen Inseln Besitz nahm, that der französische Weltumsegler Bougainville auf einer andern dieser Inseln ein Gleiches, und lies zugleich eine Kolonie darauf zurük.

Macbride, der einst die sämtlichen Inseln umsegelte, fand diese französische Kolonie zu seiner großen Verwunderung, und verlangte, daß sie sich entfernen sollte. Allein die Franzosen, welche gröſseres Recht zu haben glaubten, als er, verlangten eben dasselbe von ihm. Es ward von beiden Seiten viel darüber gestritten, ohne, daß der eine den andern dadurch verdrengen konnte.

Unterdeß hatte man in Paris für gut befunden, diese neue Besizung an die Spanier zu verkaufen; und nun wurde der angefangene Streit zwischen diesen und den Engländern fortgesezt. Es fehlte nicht viel, so wären beide Nationen in einen Krieg verwikelt worden. Indeß legte man endlich den Zwist dergestalt bei, daß man sich in den beiden gröſsern Inseln theilte, so daß England die östliche, Spanien die westliche behielt.

Die Engländer verlieſsen in der Folge diese Besizung freiwillig, weil sie ihre Rechnung nicht dabei fanden, indem das Land gröſstentheils aus unfruchtbarem Torfgrunde und Felsen besteht. Ob die Spanier ein Gleiches gethan haben, ist, so viel ich weiß, bis jezt noch nicht bekannt geworden.

So viel von der Geschichte dieser Inseln! Jezt laßt uns wieder nach dem Hafen der Hungersnoth zurük-

zurückkehren, wo unsere Reisenden sich unterdeß ganz wohl befunden haben.

Das Proviantschiff war also nach dem Orte bestimmt, wo die Engländer damals noch ihre neue Pflanzstadt hatten. Es sollte besonders Holz und andere Nothwendigkeiten, an denen jene Inseln Mangel leiden, dahin bringen. Als es hiermit, und mit einer Menge junger Bäume zum Verpflanzen, die man mit der Wurzel ausgrub und in Erde einpakte, hinlänglich befrachtet war, wurde es entlassen, und segelte nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Die übrigen beiden Schiffe giengen bald nachher gleichfalls unter Segel; allein widrige Winde und unsicherer Meeresgrund nöthigten sie von Zeit zu Zeit wieder still zu liegen, so daß sie nur langsam vorwärts rükten.

Am 29sten Januar gieng man bei einer in der Straße liegenden Insel vor Anker, welche die Prinz Ruperts Insel genannt wird, und die Böte wurden ans Land geschikt, um Trinkwasser zu suchen. Kaum waren sie daselbst angekommen: so sahen sie von der südlichen Küste her drei Kähne herbei rudern, welche 16 Eingebohrne ans Land sezten. Diese näherten sich den Leuten des Boots, bis sie etwa noch dreihundert Fuß weit davon entfernt waren; dann standen sie still, riefen mit lauter Stimme und machten Freundschaftszeichen, welche die Engländer beantworteten. Man zeigte ihnen hierauf einige Glaskorallen, welche ihnen, wie gewöhnlich, gar

sehr zu gefallen schienen. Sie drückten nemlich ihre Freude darüber durch ein lautes Jauchzen aus. Die Engländer ahmten den Ton dieses Freudengeschreis nach und jauchzten auch; worauf jene in vollem Lachen an sie herkamen.

Man schüttelte sich hierauf gegenseitig die Hände, und die Bootsleute theilten Geschenke aus, wodurch die angefangene Freundschaft vollends besiegelt ward.

Diese Wilden waren mit stinkenden Seehundsfellen bedekt; und ihre Speise war verfaultes Fleisch und Fett von eben diesem Thiere, welches sie, als eine leckere Speise, mit großer Gierigkeit verschlangen. Sie waren von dunkler Kupferfarbe, aber mehr klein, als groß von Statur. Das erste, was sie vornahmen, war, daß sie ein Feuer anzündeten, weil sie ganz erfroren waren. Dies bewerkstelligen sie auf folgende Weise. Sie schlagen Funken aus Kieselsteinen, und fangen sie in trockenem Moose oder in Pflaumfedern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und eben so leicht als Zunder anglimmen. Sie legen hierauf diese Masse in dürres Gras, und schwenken dasselbe so lange hin und her, bis es in Flamme geräth.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie diese armseligen Menschen unter einem so fürchterlich rauhen Himmelsstriche überwintern können, wo man oft mitten im Sommer schon die Kälte unerträglich findet; und diese Unbegreiflichkeit wächst, wenn man hinzudenkt, daß sie weder wärmende Kleidungsstücke,

stücke, noch eine Wind- und Wetterfeste Wohnung, noch auch endlich nahrhafte und erquickende Speisen haben, welche ihnen eine vorzügliche Körperkraft verleihen könnten.

Sie waren übrigens mit Pfeilen, Bogen und Wurfspiessen bewafnet. Leztere hatten eine Spize von Feuerstein in Form einer Schlangenzunge, deren Bearbeitung ihnen nicht wenig Mühe machen muß. Sie schossen und warfen mit eben so großer Stärke, als Geschiklichkeit.

Eins der Böte brachte drei dieser Leute mit an Bord. Ausser den Kleidungsstücken und dem Spiegeln schien eben nichts ihre Aufmerksamkeit zu reizen. Die Spiegel hingegen gewährten ihnen eine herrliche Unterhaltung. Bei dem ersten Blicke, den sie in einen derselben thaten, fuhren sie bestürzt zurük. Nach einer Weile wagten sie es zum zweitenmale, aber gleichsam verstolener Weise, hinzublicken und fuhren abermals zurük. Dann sahen sie begierig hinter dem Spiegel nach, vermuthlich in der Meinung, die gesehenen Personen daselbst zu entdecken. Als sie aber nach und nach die Täuschung merkten, fiengen sie an zu lächeln: und siehe! die Bilder im Spiegel lächelten auch. Das gab ihnen neuen Stoff zur Kurzweile, wobei sie endlich in das heftigste Gelächter ausbrachen.

Wer hätte nur nicht denken sollen, daß eine für sie so merkwürdige Seltenheit einen tiefen und dauernden Eindruk auf sie machen würde? Aber nein! Sie verließen nach einiger Zeit den Spie-

gel mit so vollkommener Gleichgültigkeit, als ob sie ihn gar nicht gesehen hätten, gleich Kindern, die das neue Spielzeug, welches ihnen eben erst die lebhafteste Freude verursachte, nach einer Weile mit Verachtung von sich stoßen.

Sie aßen alles, was man ihnen gab; aber trinken wollten sie nichts, als Wasser.

So wie diese Gegend eine der gräulichsten und unbewohnbarsten in der Welt zu seyn scheint, selbst die rauhesten Theile von Schweden und Norwegen nicht ausgenommen: so kamen unsern Reisenden auch die Bewohner derselben als die armseligsten unter allen menschlichen Wesen vor. Da sie das Schiff verließen und in ihre Kähne stiegen, steften sie ein Seehundsfell, statt des Segels auf, und steuerten nach dem südlichen Ufer, wo man einige ihrer Hütten erblikte. Man bemerkte dabei mit Befremden, daß keiner von ihnen sich auch nur ein einzigesmal umsah: einen so vorübergehenden Eindruk hatten die von ihnen gesehenen Wunder auf ihr Gemüth gemacht, und so sehr schienen sie ganz und gar an dem, was ihnen jedesmal gegenwärtig war, zu kleben, ohne die geringste Fertigkeit zu haben, das Vergangene mit ihrer Vorstellungskraft fest zu halten, oder von Zeit zu Zeit in ihre Seele zurükzurufen. Die armen kindischen Menschen!

Man segelte weiter und kam in eine Gegend, wo ein Landstrom, der Bachelors Fuß genannt, sich in die Straße ergießt. Hier stieg der Befehlshaber selbst mit einigen Leuten ins Boot, um den

Strom

Strom eine Strecke hinauf zu fahren. Man sammelte bei dieser Gelegenheit einen schäzbaren Vorrath von Muschelfischen, Gekkeri und Nesseln. Nachdem man ohngefähr drei Meilen weit hinauf gerudert war, kam man an einen sehr merkwürdigen Wasserfall. Der Strom stürzte daselbst von einem Berge herab, der mehr als 1200 Fuß hoch zu seyn schien. Das Getöse dieses Wasserfalles war eben so fürchterlich, als man den Anblik desselben prächtig fand.

Um diese Zeit begegnete es den Schiffen oft, daß sie, wenn sie unter Segel giengen, von widrigen Winden und Meeresströmen in einer Stunde weiter zurükgetrieben wurden, als sie Tagelang vorwärts zu kommen sich bestrebt hatten. Bei solchen Gelegenheiten liefen sie oft die augenscheinlichste Gefahr, auf Untiefen oder gegen Felsen geworfen zu werden. Nicht selten waren sie von solchen gefährlichen Oertern, wo ihr Untergang unvermeidlich gewesen wäre, nicht weiter als eine Schiffslänge entfernt; und gemeiniglich rettete sie alsdann ein bloßer Zufall, das heißt, irgend ein unvorhergesehenes Hülfsmittel, welches die göttliche Vorsehung ohne ihr Zuthun und wider ihre Erwartung herbeiführte. Es sprang nemlich oft, in dem entscheidendsten Augenblicke der Gefahr, ein entgegengesezter Wind auf, der sie rettete, oder der Strom machte eine Wendung und führte sie von dem gefährlichsten Orte weg. Indeß schwebte man stets zwischen Furcht und Hoffnung, mußte immer auf seiner Hut seyn und unaufhörlich arbeiten.

Einer der gefährlichsten Tage für sie war der 20ste Februar. An diesem sahe man in der Mittagsstunde gen Westen eine Menge schwarzer Wolken emporsteigen, und in weniger als einer Stunde brach ein so fürchterlicher Sturm mit Regen und Hagel aus, als man noch nie erlebt hatte. Man zog sofort die Segel ein, und sicherte das Schiff durch ausgeworfene Anker und durch mehrere Taue, die man an einem Felsen befestiget. Allein der Sturm stieg gegen Abend zu einer solchen Heftigkeit, daß man dem Zerreissen der Taue und dann dem Untergange des Schiffs in jedem Augenblicke als unvermeidlich entgegen sahe. Aber die Vorsehung hatte ihre Erhaltung beschlossen; der Sturm ließ gegen acht Uhr nach, und noch ehe die Nacht verfloß, hatte man wieder ruhiges Wetter.

Die Swallow, welche sehr schlecht segelte und überdem baufällig war, blieb von Zeit zu Zeit weit hinter dem Delphin zurük. Der Capitain derselben, Hr. Carteret, ließ den Befehlshaber von der erbärmlichen Beschaffenheit seines Fahrzeuges benachrichtigen, und stellte ihm vor, ob es unter diesen Umständen nicht besser wäre, daß er zurükgeschikt als ferner mitgenommen würde, da er auf der ganzen übrigen Reise fast gar keinen Nuzen würde leisten können. Allein Wallis erwiederte: die Admiralität*) habe einmal gewollt, daß die Swallow den

*) Dasjenige Kollegium in London, welches über das ganze brittische Seewesen gesezt ist und darüber zu gebieten hat.

den Delphin begleiten sollte; dieser Befehl müsse befolgt werden, so lange es möglich wäre. Weil sie indeß, ihres schlechten Zustandes wegen, nicht gehörig segeln könnte: so wollte er sich nach ihr bequemen und auf sie warten. Sollte übrigens einem von beiden Schiffen ein Unglük begegnen: so müßte das andere bereit seyn, ihm nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen.

Unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Gefahren, wobei man die Swallow oft boogsiren d. i. durch Hülfe der Böte an Stricken fortschleppen mußte, erreichte man den 17ten März ein Vorgebürge, wobei man mit einiger Sicherheit vor Anker gehn konnte. Tags darauf, da man beschäftiget war, Holz und Wasser einzunehmen, auch Seeleri und Muscheln zu sammeln, kamen zwei Kähne mit Indianern herbei. Sie glichen ganz den elenden menschlichen Wesen, die man zulezt gesehen hatte. Sie führten, wie jene, rohes Seehundsfleisch und Fett von Penguins mit sich, welche sie ohne alle Zubereitung verzehrten. Einer der Bootsleute, welcher eben einen Fisch, der etwas größer als ein Hering war, an der Angel fieng, warf ihnen denselben zu; und derjenige Indianer, der ihn, wie der Hund den Knochen, fieng, versezte ihm blos einen Biß, um ihn zu tödten, und fraß ihn darauf vom Kopfe bis an den Schwanz, mit Gräten, Schuppen, Flaßfedern und Eingeweide auf. Auch diese wollten kein anderes Getränk, als Wasser genießen, ohngeachtet sie alles Eßbare, was man ihnen gab, es mochte

frisch oder eingesalzen, roh oder gekocht seyn, mit großer Gierigkeit verschlukten.

Diese armen Leute zitterten vor Kälte und waren gleichfalls nur mit einer Seehundshaut bekleidet, die ihnen von den Schultern bis an die Mitte des Leibes reichte. Aber auch diese warfen sie auf die Seite, so oft sie sich ans Ruder sezten, und dann waren sie völlig nakt.

Ihre Jagdgeräthschaft und Waffen bestanden in einem Wurfspiesse, an dem ein spiziger Knochen schlecht genug befestiget war. Damit sahe man sie nach Seehunden, Fischen und Penguins werfen. Einer von ihnen hatte auch ein Stük Eisen, von der Größe eines Meißels an einen Stok gebunden. Ohne Zweifel hatte er dasselbe von einem europäischen Schiffe erhalten.

Alle diese Leute hatten wunde Augen, vermuthlich weil sie ihre meiste Zeit im Rauche neben ihren Feuern zubringen. Uebrigens stanken sie sämtlich ärger als die Füchse, welches sowohl von ihrer Kost, als auch von ihrer Unreinlichkeit herrühren mag.

Ihre Kähne waren aus Baumrinde gemacht, und entweder mit Sehnen von irgend einem Thiere, oder mit Riemen aus Fellen verbunden. Die Fugen hatten sie mit einer Art von Binsen ausgestopft; und die ganze äussere Seite des Kahns war mit einem Harze überzogen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Die Länge eines solchen Fahrzeuges betrug ohngefähr 11 Fuß, und die Breite drei.

Man

Man schenkte ihnen zwei Beile und einige Glaskorallen. Damit zufrieden ruderten sie von dannen und wurden nicht wieder gesehn.

Man schikte hier abermals, wie gewöhnlich, die Böte aus, um überall zu sondiren und Ankerpläze aufzusuchen. Da die Leute des einen Boots sich hierbei bis auf zehn Seemeilen weit von den Schiffen entfernten: so sahen sie sich genöthiget auf einer Insel zu übernachten. Während ihres Aufenthalts daselbst kamen sechs Kähne mit ohngefähr dreißig Wilden an, die alsobald nach dem Boote liefen, vermuthlich, um sich der darinn befindlichen Sachen zu bemächtigen. Allein man merkte ihr Vorhaben frühgenug, um es zu vereiteln. Jene eilten darauf nach ihren Kähnen und bewafneten sich mit Spiessen, die mit Fischgräten zugespizt waren, und nahmen eine drohende Stellung an. Allein da die Bootsleute, deren Zahl sich auf 22 belief, sich in den Grenzen der Vertheidigung hielten und ihnen einige Kleinigkeiten schenkten: so wurden sie bald gute Freunde, und es wurde an keine Feindseligkeit weiter gedacht.

Man hatte jezt viele Tage hinter einander Hagel, Bliz, Regen und Sturm, und lief daher in jedem Augenblicke Gefahr, daß Wind und Wogen die Schiffe von ihren Ankern losreissen und an Felsen zertrümmern möchten. Sobald das Wetter wieder etwas gelinder wurde, fand man an beiden Schiffen genug zu flicken, und sahe sich daher genöthiget, noch länger liegen zu bleiben. Am die Schaluppe, welche

gleichfalls

gleichfalls schadhaft geworden war, wieder herzustellen, mußte man eine neue Brandmauer aufführen und zu diesem Behufe erst Kalch aus Muschelschaalen brennen. Meine jungen Leser werden wissen daß man dies auch an andern Orden thut, wo man keine Kalchsteine haben kann.

Die Wilden statteten unterdeß von Zeit zu Zeit wiederholte Besuche bei den Schiffen ab, und führten sich dabei friedlich auf. Eines Tages kamen zwei Kähne mit vier Männern und drei jungen Kindern an Bord. Die erstern hatten etwas mehr Bedeckung, als diejenigen, welche man bisher gesehen hatte; die leztern aber giengen nakt, und waren etwas heller von Farbe, als die Erwachsenen. Diese schienen eine große Sorgfalt für sie zu haben, welches sich dann besonders zeigte, wann sie dieselben in und aus den Kähnen hohen. Man schenkte diesen kleinen Wilden Arm- und Halsbänder, worüber sie eine große Freude äußerten.

Es sollte um diese Zeit ein Boot ans Land gehen, um Holz und Wasser zu holen. So lange die Bootsleute mit der Zurüstung dazu beschäftiget waren, ließen die Wilden sie nicht aus dem Gesichte. Allein sobald jene wirklich abstießen, geriethen sie in die äußerste Bestürzung, sprangen mit ihren Kindern hurtig in die Kähne, ruderten mit der größten Anstrengung dem Boote nach und schrien aus Leibeskräften. Noch wußte man nicht, was dies bedeuten sollte. Aber da das Boot sich dem Strande näherte, erblikten die Leute am Bord desselben

einige

einige Weiber, welche zwischen den Felsen Muscheln aufsuchten. Dies erklärte auf einmal das ganze Räthsel. Die armen Indianer hatten besorgt, daß man ihren wehrlosen Weibern etwas zu leide thun möchte. Um ihnen diese Besorgniß zu benehmen, lag das Boot eine Zeitlang still; damit sie erst vorbei ruderten. Nichtsdestoweniger fuhren sie fort, den Weibern zuzurufen, bis diese es endlich hörten, und davon liefen. Ihre Männer folgten ihnen, sobald sie das Land erreicht hatten, mit großer Eile nach.

Erst am 10ten April klärte sich das Wetter wieder auf, und man lichtete sofort die Anker und gieng wieder unter Segel.

Tags darauf verlor man die schwersegelnde Swallow aus dem Gesichte, weil man eines reissenden Seestroms wegen es nicht in seiner Gewalt hatte, auf sie zu warten. Strom und Wind führten noch an eben diesem Tage den Delphin gänzlich aus der Straße hinaus. Man war geneigt, wieder umzukehren und die Swallow nachzuholen; aber da zu eben der Zeit ein Nebel aufstieg und die See anfieng sehr hoch aufzuschwellen: so waren alle der Meinung, daß es unumgänglich nöthig wäre, so geschwind als möglich die weite See zu suchen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, an die Küste geworfen und zerschmettert zu werden. Die arme Swallow wurde also ihrem Schicksale überlassen, und zwar in einem Zustande, der in der That bejammernswürdig war, wie wir in der Folge hören werden.

So

So verließ man also eine der rauhesten und unfreundlichsten Gegenden des Erdbodens, nachdem man vier Monate lang fast in beständiger Gefahr geschwebt hatte, Schiffbruch zu leiden. Am 17ten December 1766 war man in die Meerenge eingelaufen, und den 11ten April 1767 legte man sie zurück. So lange hatte man in einer Weltgegend zubringen müssen, wo mitten im Sommer die Witterung kalt, finster und stürmisch war; wo die Erde mehr einem rohen Chaos als der ausgebildeten Natur glich, wo die Thäler meistentheils ohne Kräuter, die Berge ohne Holz waren.

3.

Fahrt von der magellanischen Straße nach Otaheite, einer neuentdekten Insel in der Südsee, nebst einem Berichte von der Entdeckung verschiedener andern Inseln.

Jezt schwamm der Delphin auf dem Rücken des unermeßlichen Südmeers, und richtete, wie der junge Leser auf unserer Charte sehen kann, seinen Lauf gegen Westen. Eine Menge von Möven und andern Vögeln flatterten schreiend um die Masten; der Wind wehete heftig; die Wogen giengen hoch und spritzten so viel Wasser auf das Verdek, daß einige Wochen lang im ganzen Schiffe kein trokener Plaz zu finden war.

Das

Das Leztere hatte einen unheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Schifsvolks. Denn da ihre Kleider und Betten beständig naß waren, so erkrankten ihrer viele am Erkältungsfieber. Erst den 27sten April, also 16 Tage nach dem Eintritt in die Südsee, änderte sich das Wetter und fieng an hell und milde zu werden.

Sogleich ließ der Befehlshaber die Kranken aufs Verdek bringen, und es ward befohlen, daß jeder seine Kleidungsstücke und Betten troknen mußte. Jene erhielten alle Morgen Sago und Waizenmehl, in tragbarer Suppe gekocht, zum Frühstük; und unter die gesammte Mannschaft wurde so viel Eßig und Senf vertheilt, als sie nur verzehren konnte. Dies leztere als ein Verwahrungsmittel wider den Schaarbok.

Aber kaum fiengen die armen Leute an, sich ein wenig zu erholen: so wurde die Witterung von neuem ungestümm. Es stümte wieder, wie zuvor, die See schwoll aufs neue zu fürchterlichen Wogen an, und das von ihnen geschaukelte Schiff stürzte oft so schwer der Länge nach hin, daß man den Umsturz der Masten besorgte. Kleider und Betten trieften abermals von Wasser.

Die ganze Zeit hindurch sahe man sich beständig nach der Swallow um, aber immer vergebens! Man bekam von ihr, während der ganzen übrigen Reise, weder etwas zu sehen noch zu hören, und konnte weiter nichts dabei thun, als — ihr Schicksal beklagen.

Aller Vorkehrungen ungeachtet, mußte die Schiffsgesellschaft immer mehr und mehr von der Plage der Seefahrenden, dem Schaarbok, befallen. Alle hatten ein blasses und kränkliches Ansehn, viele waren bettlägrig. Wie sehnte sich jezt jeder nach der Entdeckung eines Landes, dessen erfrischende Kräuter und Früchte ihnen Gesundheit und neue Lebenskraft gewähren möchten!

Aber dieser sehnliche Wunsch ward nicht eher als am sechsten Junius erfüllt. An diesem Tage erschallte endlich, Vormittags um 11 Uhr, vom Mastkorbe herab, das freudenreiche Wort: Land! und nur diejenigen, welche die Gefahren, die ermattenden Beschwerlichkeiten und Krankheiten einer solchen Seereise aus eigener Erfahrung kennen, sind im Stande, sich die Freude vorzustellen, welche dieses einzige Wort in aller Seelen goß!

Eine Stunde nachher konnte man das entdekte Land, welches eine Insel war, schon auf dem Verdecke erkennen, und steuerte darauf zu. Nicht lange nachher nahm man eine zweite nicht weit davon gelegene Insel wahr; und da man gegen drei Uhr die erste erreicht hatte: so legte man bei und sezte die Böte aus. Hr. Fournaux, der zweite Lieutenant des Schiffs, erhielt das Commando darüber, und ruderte nach der Küste. Zu eben der Zeit sahe man zwei Kähne vom Lande abstoßen und in grosser Eile nach dem andern Eilande rudern; vielleicht um Nachricht dahin zu bringen.

Die

Die Böte kehrten gegen Abend zurük, und brachten, ausser einigen Kokosnüssen, einen hübschen Vorrath an Löffelkraut und aufgelesenen Austern mit. Es hatten ihnen, der hohen Brandung wegen, Mühe gekostet, die Küste zu erreichen; aber einen Plaz zum Ankern hatten sie nirgends finden können: weil das Meer überall, wo sie das Senkblei auswarfen, bis nahe an den Strand, unergründlich tief war.

Von den Eingebohrnen war ihnen keiner zu Gesicht gekommen; aber sie hatten drey ihrer Hütten angetroffen, welche die Form unserer Heuschober hatten, aben mit Kokosblättern bedekt, an den Seiten aber offen waren. In einer derselben fanden sie Fischangel, aus Austernschaalen gemacht, die sie mit sich nahmen: mit welchem Rechte weiß ich nicht. Ist es nicht sonderbar und ungerecht, daß die nemlichen Europäer, welche den Wilden aus jeder kleinen Mauserei ein unverzeihliches Verbrechen machen, sich gleichwol selbst für berechtigt halten, ihnen etwas zu entwenden, dessen Verfertigung ihnen so viel Mühe machen muß und welches ihnen zur Erwerbung ihres Unterhalts so wichtige Dienste leistet? —

Man lavierte die ganze Nacht hindurch ab und zu, und so bald der Tag wieder anbrach, wurden die Böte abermals abgefertiget, um, wo möglich, eine Stelle ausfindig zu machen, an welcher das Schiff vor Anker gehen könnte. Allein sie kamen noch einmal unverrichteter Sache zurük, und hatten überall, entweder eine grundlose Tiefe oder schroffe Felsen gefunden. Man sahe sich also genöthiget,

die Hoffnung, von dieser Insel die nöthigen Erfrischungen zu erhalten, aufzugeben, und segelte daher nach der zweiten, indem man dieser den Namen Pfingst-Insel gab, weil es grade der erste Pfingsttag war, an dem man sie entdekte.

So bald man an die Leeseite *) der andern Insel gekommen war, schikte man abermals die Böte mit bewafneter Mannschaft und unter Anführung des Lieutenants Fournaux aus, um einen Ankerplaz zu suchen. Da man zu eben der Zeit sahe, daß ohngefähr funfzig von den Eingebohrnen mit langen Spiessen, zum Theil auch mit Feuerbränden bewafnet, an den Strand liefen: so erhielt dieser Officier Befehl, sich zu bestreben, diese Leute friedfertige Gesinnungen einzuflößen und sorgfältig zu vermeiden, daß ihnen nichts zu Leide geschähe.

So wie die Böte sich der Küste näherten, drengten die Indianer sich immer dichter an das Wasser herab, und sezten sich in Verfassung, die Ankommenden mit ihren Spiessen zu empfangen. Diese hielten also ein mit Rudern, machten allerhand Freundschaftszeichen und hielten dabei allerlei Kleinigkeiten, als Glaskorallen, Bänder und Messer in die Höhe. Beim Anblik dieser kostbaren Sachen schienen jene zwar eine lebhafte Begierde danach zu empfinden: allein sie fuhren demohngeachtet fort, den Leuten im Boote durch Zeichen anzudeuten, daß sie sich zurük ziehen sollten.

Nach

*) Die Leeseite oder Leeküste einer Insel ist die entgegengesezte von derjenigen, auf welche der Wind getrieben ist.

Nach und nach wagten es gleichwohl einige von ihnen ins Wasser hervorzutreten, und da man diesen zu verstehen gab, daß man Trinkwasser und Kokosnüße verlangte: so holten sie von beiden einen kleinen Vorrath und kamen damit ans Boot. Man beschenkte sie dafür mit den gezeigten Spielsachen, auch mit einigen Nägeln, die sie höher als alles andre zu schäzen schienen. Unterdeß nahm einer von ihnen der Gelegenheit wahr, ein seidenes Schnupftuch zu mausen, und er hatte sich damit aus dem Staube gemacht, bevor man es bemerkte. Als es endlich vermißt wurde, deutete man zwar den übrigen an, daß etwas gestolen sey: allein diese wollten oder konnten nicht verstehen was man meinte.

Die Bemühung der Böte, einen Ankerplaz zu finden, war abermals vergebens. Man gab indeß noch nicht alle Hoffnung darzu auf, und kreuzte die Nacht über an und zu, bis der neue Tag anbrach. Dann wurden die Böte abermals ausgesandt.

Indem sich diese der Küste näherten, sahe man mitten in der Brandung sechs große Kähne mit Masten liegen und nahe dabey die sämmtlichen Bewohner der Insel versammlet, welche sich eben einschiffen wollten und durch Zeichen zu erkennen gaben, daß man sich entfernen mögte. Die Bootsleute ruderten also etwas weiter an der Küste hinauf, und gienzen sodann ans Land. Sie bemerkten zu gleicher Zeit, daß die Indianer in ihre Kähne stiegen und gegen Westen segelten, indem sich noch zwey andre Kähne dazu gesellten. Wohin ihre Reise galt? das konnte man nicht erfahren. Vermuthlich nach einer be-

nachbarten, vielleicht stärker bevölkerten Insel, weil ihnen bei dem Besuche der Europäer nicht wohl zu Muthe seyn mogte. Jedes ihrer Fahrzeuge war ohngefähr 30 Fuß lang, 4 Fuß breit und viertelhalb Fuß tief, und je zwei und zwei derselben waren, wie gewöhnlich durch Querbalken mit einander verbunden.

Man fand, daß sie auf der Insel nichts, als vier oder fünf Kähne zurük gelassen hatten. Das Eiland war sandig, flach und voller Bäume, unter denen der Boden mit Löffelkraut bedekt war. Ein erfreulicher Anblik für die armen Schaarbokkranken! Zur Vergrösserung ihres Vergnügens entdekten sie auch eine Quelle, welche recht gutes Trinkwasser lieferte. Gegen Mittag kehrten sie mit diesen angenehmen Nachrichten und zugleich mit einer vollen Ladung von Kokosnüssen und Löffelkraut nach dem Schiffe zurük. Einen Ankerplaz hatte man leider! abermals nicht finden können.

Sobald die Ladung an Bord gebracht war, wurde Hr. Fourneaux von neuem ans Land geschikt, um der schönen Sachen mehr, besonders auch Wasser einzuholen. Der Befehlshaber, welcher selbst krank war, trug ihm zugleich auf im Namen seiner brittischen Majestät Besiz zu nehmen, und sie der Königin zu Ehren, die Charlotten-Insel zu nennen. Ob zu dieser Besiznehmung des Eilandes die rechtmäßigen Herren desselben auch ihre Einwilligung geben wollten, darnach wurde, wie gewöhnlich, nicht gefragt.

Man brachte abermals eine Ladung von Löffelkraut und Kokosnüssen an Bord, und es wurde ein

Unter-

Unterofficier nebst zwanzig Mann am Lande gelassen, um Fässer mit Wasser zu füllen und an den Strand zu wälzen. Der Befehlshaber schikte diesen auf acht Tage Lebensmittel, damit sie keinen Mangel litten, wofern die Witterung ihn nöthigen sollte, auf einige Tage ins Meer zu laufen.

Der folgende Tag war ein rechtes Erndtefest. Die Böte giengen ab und zu, und brachten Wasser Löffelkraut, Kokos- und Palmnisse an Bord. Alle Kranken wurden gleichfalls ans Land geschaft, um Landluft einzuathmen und sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Der Befehlshaber — zu seiner Ehre sey's gesagt — stellte zugleich die strengste Befehle aus, daß niemand weder die Hütten der Eingebornen, noch die Fruchtbäume beschädigen sollte.

Am nächstfolgenden Tage fuhr man mit einsammeln fort. Da aber das Meer unruhig zu werden schien: so berief der Befehlshaber alle, welche am Lande waren, zurük: weil er besorgen mußte, bei einem entstehenden Sturme, zu weit von ihnen verschlagen zu werden. Ehe man aber die Insel verließ, pflanzte man eine brittische Flagge an den Strand und schrieb sowohl auf ein Brett, als auch in die Rinde verschiedener Bäume, den Namen des Schifs, das Datum und die Anzeige, daß man von diesem Eilande, wie auch von diesem naheliegenden Pfingst-Insel im Namen Sr. Großbrittanischen Majestät Besiz genommen habe. Noch hatte man die Gefälligkeit, einen kleinen Schaz von Glaskorallen, Beilen, Nägeln, gläsernen Fläschchen und kleinen engli-

chen Münzen zurükzulassen, um die Eingebohrnen für die ihnen zugefügte Beunruhigung einigermaaßen schadlos zu halten. Diese Insel ist ungefähr sechs Meilen lang und eine breit. Meine jungen Leser finden sie auf unserer Charte in der südlichen Breite von 20 Graden und in der westlichen Länge von 138 Graden 4 Minuten.

Indem man mit den Böten abstieß, um durch die Brandung zu fahren, hatte das eine derselben das Unglük, daß eine Welle hineinschlug und es ganz mit Wasser erfüllte. Ein Theil der Mannschaft sprang sogleich in das andre Boot und die übrigen waren hurtig darüber her, das Wasser wieder auszuschöpfen. Man büßte also weiter nichts dabey ein, als die Kokosnüsse und Kräuter, welche das Boot am Borde hatte.

Man gieng hierauf mit günstigem Winde unter Segel, und indem man wiederum gen Westen steuerte, hatte man noch den nemlichen Nachmittag das Vergnügen, eine neue Insel zu entdecken, welche ohngefähr 15 Seemeilen weit davon lag. Gegen vier Uhr erreichte man dieselbe, und fand, daß sie ohngefähr sechs Meilen lang und vier breit sey.

Dieses Eiland sahe dem vorigen zwar ähnlich, aber es hatte keine Kokosbäume wie jenes. Auch schien es unbewohnt zu seyn. Als man aber das westliche Ende desselben erreichte, fand man daselbst die von der Charlotteninsel geflüchteten Indianer, etwan achtzig an der Zahl, zusammt ihren Kähnen. Leztere waren auf den Strand gezogen; neben ihnen standen die Weiber und Kinder; die Männer aber rükten mit ihren Spiessen und mit Feuerbränden bewaffnet,

waffnet, wüthig heran, indem sie einen entsetzlichen Lerm erhoben und auf eine possierliche Weise vorwärts tanzten. Man war indeß um so weniger geneigt, ihre Herausforderungen anzunehmen, da man weder einen Ankerplatz fand, noch irgend eine Art von Erfrischung entdekte, um derentwillen es sich verlohnt hätte, hier ans Land zu gehen. Man nannte dieses Eiland, indem man weiter segelte, die Montes-Insel.

Tags darauf machte man eine neue, aber gleichfalls nicht erhebliche Entdeckung. Es war wieder ein Inselt, der vorigen an Ansehen und größe ziemlich gleich, nur daß sie schmaler war. Sie war zwar voller Bäume, aber man bemerkte darunter kein einzigen Kokosbaum. An einer Stelle des Strandes bemerkte man zwischen einigen daselbst befindlichen Felsen ohngefehr 16 Eingebohrne, die mit langen Spiessen und Stangen bewaffnet waren. Diese glichen ganz der vorhergesehenen Bewohner der Charlotten-Insel. Da es schien, daß auch hier nicht viel zu bekommen wäre, und da der Wind sehr heftig wehete: so segelte man, ohne sich länger dabei aufzuhalten, weiter, und nannte diese Insel, dem Herzoge von Glocester zu Ehren, die Glocester-Insel.

Ein neues Eiland, welches man am nächstfolgenden Tage erblikte, und welches gleichfalls unbeträchtlich war, nannte man nach dem Herzoge von Cumberland die Comberlands-Insel.

Jeder Tag zeichnete sich jezt durch eine neue Entdeckung aus. Diejenige, welche man an dem nächsten

sten Tage machte, bestand in einem kleinen niedrigen Eilande, welchem man, den dritten königlichen Prinzen zu Ehren, den Namen Prinz Willhelm Heinrichs-Insel gab.

Wiederum entdekte man am folgenden Tage ein Land, welches, von fern gesehn, die Gestalt eines runden Hügels hatte. Es wurde Nacht, bevor man sich demselben ganz nähern konnte, und da man nachher Licht erblikte: so schloß man daraus, daß diese Insel bevölkert seyn müße. Man hoffte daher auch, Wasser und Früchte auf ihr zu finden, und steuerte ab und zu, bis der Morgen anbrach.

Sobald es Tag war, wurden die Böte benannt, und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux ausgesandt, um einen Ankerplaz zu suchen und mit den Eingebohrnen Bekanntschaft zu machen, und, wo möglich, Erfrischungen von ihnen einzukauschen. Man nahm zu diesem Behuf einen Vorrath von denjenigen Kleinigkeiten mit, auf welche die Wilden, wie wir wissen, fast durchgängig einen eben so unermeßlichen Werth zu sezen pflegen, als die Europäer auf unnüzes Gold und Diamanten, welche jene wiederum für Kleinigkeiten halten.

Herr Fourneaux umruderte die ganze Insel; allein er hatte abermals den Verdruß nirgend eine Stelle zu finden, wo man das Schiff hätte vor Anker legen können. Er erblikte eine Menge von Eingebohrnen, und da es ihm, der starken Brandung wegen, nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren: so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie auffingen und fest hielten. Er ließ zugleich einen

kleinen

kleinen Anker auswerfen, und eröfnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichensprache.

Man bemerkte mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige unter ihnen hatten weiße Stäbe in der Hand; und das sollte vermuthlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft seyn: denn eben diese wiesen die übrigen, wenn sie sich zu stark verdrängten, zurük, und man sahe, daß ihnen Folge geleistet ward.

Jezt wurde ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht. Man kaufte nehmlich ein Spanferken und einen Hahn, nebst etlichen Kokosnüssen und andern Früchten ein, wofür man ein Beil und etlichen Glaskorallen und Kämme gab. Kaum hatten die Weiber, welche in einer Entfernung ständen, diese Kleinigkeiten erblikt, als sie mit grosser Begierde herbeisprangen: allein sie wurden zu ihrem nicht geringen Verdrusse von den Männern wieder zurük getrieben.

Unterdeß hatte sich einer der Wilden unvermerkt um einen Felsen herum geschlichen; und indem er hierauf untertauchte, so bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet seyn: denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile, welches sie hielten, in die Brandung nach der Küste hinzuziehen. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als man es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Mannes hin, der den Anker losgemacht hatte, auf einmal vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigte sich

beim Knall des Gewehrs der ganzen Gesellschaft, und man lies augenbliklich Seil und Anker fahren.

Dies waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand. Das Zeug, woraus sie ihre Kleidung verfertigen, werden wir in der Folge kennen lernen.

Da Hr. Fourneaux verschiedene große doppelte Kähne am Strande gesehn hatte: so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indianer von Zeit zu Zeit zu segeln pflegten. Der Befehlshaber fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich; und beschloß dieses größere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, aufzusuchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland, dem Bischoff von Osnabrük, jezigem Herzoge von York zu Ehren, die Osnabrüks-Insel. Meine jungen Leser werden sie auf unserer Charte in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten finden.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde lang unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meers empor, und gab sowohl hierdurch, als auch durch seinen ansehnlichen Umfang, Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplaz, zusammt einem reichlichen Vorrathe von Erfrischungen finden würde. Da man indeß trübes Wetter und heftige Windstöße hatte: so sahe man sich genöthiget, beizulegen und der Erfüllung seiner Hoffnung erst auf den folgenden Tag entgegen zu sehen.

Meine

Meine Leser wissen schon, daß dieses Land kein anderes, als die seitdem so berühmt gewordene Insel Otaheite oder Otahitk war. In dem folgenden Abschnitte werden sie mehr davon erfahren.

4.

Nachricht von der Insel Otaheite und von verschiedenen, sowol an Bord des Schiffes, als auch am Lande vorgefallenen Begebenheiten.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine jungen Freunde zu bitten, ihre Aufmerksamkeit nunmehr zu verdoppeln: weil die grössern und interessantern Begebenheiten, welche jezt folgen, schon von selbst ihre eigene Anziehungskraft auf sie äussern werden.

Der Tag, an welchem man die Insel Otaheite zum erstenmale erblikte, war der 18te Junius 1767. Das stürmische Wetter legte sich in der darauf folgenden Nacht, und man steuerte daher mit Anbruch des Tages auf die Insel zu. Allein indem man sich derselben näherte, fiel ein so starker Nebel ein, daß man abermals still liegen mußte.

Der Nebel fiel, und man war, sobald man wieder um sich sehen konnte, nicht wenig erstaunt, sich auf einmal von einigen hundert Kähnen umringt zu sehen, welche sich, während des Nebels, rings um das Schiff herum in einer mäßigen Entfernung versammlet

sammlet hatten. Die darauf befindliche Menge von Indianern wurde auf 800 Mann geschäzt.

Sie näherten sich dem Schiffe bis auf einen Pistolenschuß; dann hielten sie an, hefteten ihre Blicke mit Erstaunen auf das Schif, und theilten sich einander ihre Verwunderung mit. Man zeigte ihnen unterdeß allerlei Spielsachen, und lud sie ein an Brod zu kommen.

Nach einer Weile trieben sie ihre Kähne zusammen, und schienen eine Berathschlagung anzustellen. Das Resultat davon war, daß sie sämmtlich an das Schif heranruderten und Freundschaftszeichen machten. Einer von ihnen hob einen Plantanenzweig in die Höhe, und hielt eine Rede, die ohngefähr eine Viertelstunde lang dauerte, aber leider nicht verstanden wurde. Als er fertig war, warf er den Zweig ins Meer.

Die Engländer erwiederten dieses mit Freundschaftsbezeugungen, und fuhren fort, sie einzuladen, an Bord zu kommen. Endlich ließ ein ansehnlicher starker junger Mann sich bereitwillig darzu finden. Er kletterte hinauf, und sprang, da er oben war, auf das über dem Verdecke, zur Abhaltung der Sonnenstralen, ausgespannte Segeltuch. Man winkte ihm, daß er auf das Verdek herab kommen mögte, und reicht ihm allerley kleine Geschenke hinauf. Dieß lächelte er zwar an; allein er war nicht zu bewegen, etwas davon anzunehmen, bis einige seiner Landsleüthe, unter Hersagung gewisser Worte, einige Plantanenzweige an Bord geworfen hatten. Dies mußte wohl auf erklärten Frieden deuten; denn nunmehr

mehr nahm er die Geschenke an, und gleich darauf kamen noch mehrere an Bord.

Einer von diesen hatte sich so gestellt, daß ihm eine auf dem Schiffe befindliche Ziege im Rücken war. Dieser fiel es ein, ihm von hinten zu einen Stoß mit ihren Hörnern zu versezen. Erschrocken darüber wandte er sich um, und erblikte das Thier, welches sich eben auf den Hinternfüßen empor richtete, um ihm zum zweitenmale eins zu versezen. Dieser Anblik jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er augenbliklich über Bord in die See sprang. Alle seine Landsleute, die nicht weniger bestürzt waren, folgten ihm nach.

Es dauerte indeß nicht lange, so erhölten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten beruhigt zurük. Man bemühete sich hierauf, sie an den Anblik der Ziegen und Schaafe zu gewöhnen, und zeigte ihnen nachher auch die Schweine und das Federvieh. Bei den leztern beiden deuteten sie an, daß sie solche Thiere auf ihrer Insel auch hätten, welches denen Engländern nicht unlieb zu vernehmen war.

Der Capitain theilte hierauf Nägel und andre Kleinigkeiten unter sie aus, und suchte ihnen verständlich zu machen, daß sie Schweine, Federvieh, und Früchte holen mögten; allein es schien, als wenn sie seine Meinung nicht errathen konnten. Dagegen lauerten sie beständig auf Gelegenheit, irgend etwas weg zu stehlen: weil man aber auf seiner Hut war, so gelang ihnen dieses selten. Einer der Unterofficiere büßte indeß einen neubordirten

Hut

Hut ein. Denn da er sich mit einem von ihnen durch Zeichensprache unterhielt: so nahm ein anderer der Gelegenheit wahr, riß ihm von hinten den Hut vom Kopfe und sprang damit augenblicklich über Bord.

Man fieng jezt an die Küste zu besegeln, um einen Ankerplaz oder Hafen zu suchen, und schikte die Böte zum Sondiren aus.

Das Land schien eins der anmuthigsten zu seyn, welche man je gesehen hatte. Gegen den Strand hin ist es flach, und mit Fruchtbäumen von allerley Art, besonders mit Kokosbäumen bewachsen, in deren Schatten die Wohnungen der Eingebohrnen liegen. Weiter hin erheben sich ansehnliche Berge, mit Gehölz bedekt, und von den steilen Gipfeln derselben stürzen Ströme herab und ergiessen sich ins Meer.

Des Nachmittags war man einem Meerbusen gegen über, und die Böte wurden hineingeschikt, um den Grund desselben zu untersuchen. Indem nun diese damit beschäftiget waren, bemerkte man, daß eine große Menge von Kähnen sich um dieselben versammelte. Aus Besorgniß, daß die Indianer etwas Feindseliges im Schilde führten und um allem Unheil vorzubeugen, gab der Befehlshaber den Böten das Zeichen, daß sie sich zurükziehen sollten. Er ließ auch, um den Insulanern Ehrfurcht einzuflößen, eine neunpfündige Kugel über ihre Köpfe hinfeuern; und die Böte fingen zu gleicher Zeit an nach dem Schiffe zurük zu rudern.

Der

Der Donner der Kanone hatte die Indianer zwar erschrekt; aber sie erholten sich bald wieder von ihrer Bestürzung, und da sie sahen, daß die Böte nach den Schiffen zurükrudern wollten: so suchten sie ihnen den Weg abzuschneiden. Dieß schlug ihnen zwar fehl; indeß fingen verschiedene von ihnen an, mit Steinen zu werfen, wodurch einige Boatsleute wirklich verwundet wurden. Der kommandirende Officier hielt sich hierauf für berechtiget, auf denjenigen, der den ersten Stein geworfen hatte, mit einer Flinte zu feuern, die mit Schroot geladen war. Er traf ihn in die Schulter. Plözlich sahe man alle, welche in dem nemlichen Kahne waren, in die See springen und nach dem Strande schwimmen; und die in den übrigen Kähnen ruderten gleichfalls mit großer Bestürzung und Eilfertigkeit zurük.

Die Böte wurden hierauf wieder an Bord genommen, und man wollte eben weiter segeln, als man einen großen Kahn herzurudern sahe. Man vermuthete, daß vielleicht ein Oberhaupt oder ein Abgeordneter desselben darin befindlich wäre, und wartete seiner Ankunft. Man konnte indeß nachher unter denen, welche darin waren, keinen entdecken, der etwas Unterscheidendes an sich gehabt hätte. Indeß stand einer von ihnen auf, hielt, ohngefähr fünf Minuten lang, eine Anrede, und warf hierauf einen grünen Zweig an Bord. Da man dies für ein Friedenszeichen ansahe, so warf man zur Antwort einen ähnlichen Zweig in den Kahn, den die Indianer bei ihrem ersten Besuche zurükgelassen hatten. Er nahm sowohl diesen, als auch einige Kleinigkeiten, welche man ihm schenkte, mit sichtbarem

Ver-

Vergnügen an, und ruderte darauf mit seinem Kahne wieder weg.

Während der Nacht lief man etwas weiter in die See hinaus, um nicht an Klippen geworfen zu werden; mit Anbruch des Tags aber näherte man sich der Insel abermals, und fuhr fort längst der Küste derselben hinzusegeln. Allein so oft man das Senkblei auswarf, fand man das Meer immer grundlos; nicht, als wenn es wirklich keinen Grund gehabt hätte, sondern weil es überall tiefer war, als der Strik des Senkblei's reichte.

Abends um sechs Uhr erreichte man eine Stelle, wo ein sehr schöner Fluß sich in das Meer ergoß. Hier hatte auch die Küste ein besseres Ansehn, als an irgend einer andern Stelle. Man hofte daher, daß es hier vielleicht einen Ankergrund geben dürfte, und suchte sich während der ganzen Nacht durch Hin- und Herſteuern in dieser Gegend aufzuhalten. Sobald es finster geworden war, bemerkte man eine Menge Lichter längst der Küste hin.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte zum Sondiren ausgeschikt; und o! wer vermag die allgemeine Freude zu beschreiben, welche sich durch das ganze Schiff verbreitete, da sie bald nachher ein Zeichen gaben, daß sie mit 20 Klaftern Grund gefunden hätten! Das Schiff lief augenbliklich nach dem Orte hin, und — wie jauchzete vor Freuden das Schifsvolk! — es kam mit 17 Klaftern auf einem reinen Sandgrunde vor Anker.

Sobald

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte beordert, die Küste links und rechts zu sondiren und das Wasser des Flusses zu untersuchen. Zu gleicher Zeit schwamm eine beträchtliche Anzahl von Kähnen mit Indianern herbei, welche Schweine, Federvieh und Früchte in Menge brachten, und dies alles gegen europäische Spielereien vertauschten.

Man bemerkte indeß vom Schiffe aus, daß viele doppelte Kähne den Böten in einer gewissen Entfernung nachruderten. Nach und nach näherten sich die erstern den leztern immer mehr und mehr, und auf einmal sahe man drei der größten Kähne gegen eins der Böte rennen, um dasselbe mit Keulen und andern Werkzeugen feindlich anzugreifen. Die Mannschaft des Boots glaubte nunmehr in dem Falle der Nothwehr zu seyn, und gab auf die Indianer Feuer. Einer der Angreifenden wurde dadurch getödtet; ein anderer schwer verwundet. Beide stürzten über Bord; alle ihre Landsleute, die in dem nemlichen Kahne waren, sprangen ihnen nach, und die beiden andern Kähne ruderten eiligst davon. Die Böte segelten gleichfalls weiter.

Sobald die schwimmenden Indianer sahen, daß die Böte fortsegelten, hoben sie ihre verwundeten Landsleute aus der See in den Kahn, stellten sie auf die Füße, um zu versuchen, ob sie noch stehen könnten. Da sie dies nicht konnten, versuchten sie, ob sie noch zu sizen im Stande wären. Einer derselben hatte noch Kraft genug dazu; diesen hielten sie daher in dieser Stellung, und legten den andern,

welcher völlig todt war, in dem Kahne nieder. Dieser und einige andere Kähne ruderten hierauf nach dem Lande; andere aber kamen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an das Schiff, um Handlung zu treiben. Sie zeigten dadurch, daß sie wohl wußten, daß sie nichts zu besorgen hätten, so lange sie selbst sich nur ruhig hielten, und daß sie also das, was vorgefallen war, sich selbst beizumessen hätten.

Des Nachmittags wurden die Böte ans Land geschikt, um frisches Wasser einzuholen. Es wurden ihnen zu diesem Behuf verschiedene Barecas d. i. kleine Fäßchen mit einer Handhabe, woran man sie trägt, mitgegeben. Da, wo sie landeten, versammelten sich einige tausend Eingeborne jung und alt, Männer, Weiber und Kinder. Die Mannschaft der Böte fand es nicht für rathsam, sich unter eine solche Menge zu wagen; man blieb also in den Böten und ersuchte die Indianer, das Wasser herbei zu holen. Diese ließen sich dazu auch bereit finden: allein sie brachten von den kleinen Fäßern nur zwei zurük; mit den übrigen glaubten sie sich für die gehabte Mühe bezahlt machen zu dürfen. Sie wandten zugleich alles an, die Bootsleute zu bewegen, ans Land zu kommen; allein dies war umsonst.

Am folgenden Morgen wurden die Böte abermals ausgesandt, um Wasser zu holen; und man gab ihnen Nägel, Beile und andere dergleichen Dinge mit, um sich die Freundschaft der Eingebohrnen hiemit zu erwerben. Unterdeß kam vom Lande her eine große Menge von Kähnen an das Schiff, und brachte

brachte allerlei Früchte, besonders Brodfrucht und Plantanen, wie auch Federvieh und Schweine, die sie für Glaskorallen, Nägel und Messer verkauften. Man erhielt auf diese Weise so viel Schweinefleisch, daß die ganze Schifsgesellschaft zwei Tage lang reichlich damit versorgt werden konnte. Die Brodfrucht ist das Gewächs einer hier sehr gewöhnlichen Baumart, dem man diesen Namen deswegen gegeben hat, weil es hier die Stelle des Brods vertritt. Es ist nemlich mehlicht, etwa wie Kartoffeln, und wird theils geröstet, als Brod, theils mit andern Früchten und Kokosmilch vermischt, wie ein Mus oder Brei genossen. Ein Paar solcher Bäume sind fast hinreichend, einem Menschen auf Zeitlebens Unterhalt zu gewähren.

Die Böte brachten abermals nur sehr wenig Wasser zurük, weil der ungeheure Zulauf von Menschen die Mannschaft auch diesmal abgehalten hatte, ans Land zu gehn. Man hatte wiederum alle mögliche Einladung angewandt, um sie zu bewegen, die Böte zu verlassen; allein sie widerstanden der Versuchung. Endlich da die Eingebohrnen sahen, daß ihre Bitten umsonst waren, verwandelten sie ihre schmeichelhaften Einladungen in Spott, warfen mit Aepfeln nach ihnen, und ließen alle ersinnliche Merkmale von Verachtung und Hohn gegen sie blicken. Die Engländer ertrugen dies alles mit kalter Großmuth.

Man beschloß hierauf das Schiff, wo möglich, näher am Lande vor Anker zu legen, damit die Böte

unter dem Schuze der Kanonen künftig ungehindert landen könnten. Indem man aber in dieser Absicht unter Segel gieng, ward man vom Mastkorbe aus in einer Entfernung von 6 — 8 englischen Meilen einen Meerbusen gewahr, der zum Ankern noch weit größere Bequemlichkeit darzubieten schien. Man segelte also dahin, und die Böte wurden vorausgeschikt, um den Grund zu untersuchen. Man fand hier alles nach Wunsche.

Allein eben da man zwischen zwei Klippenreihen hindurch in die Oeffnung des Meerbusens segeln wollte, stieß unglüklicher Weise das Schiff mit dem Vordertheile auf den Grund, und blieb auf demselben sizen. Augenbliklich wickelte man alle Segel ein und warf, um das gestrandete Schiff zu erleichtern, alles, was von Geräthschaft auf dem Verdecke war, über Bord. Allein das Schiff blieb unbeweglich sizen. Nunmehr brachte man das lange Boot in See, versahe es mit Ankern und Tauwerk, und ließ es über die Untiefe laufen, um jenseits derselben die Anker fallen zu lassen; dann hofte man, durch Hülfe der Schifswinde das Schif über die Felsen hinzuziehen. Allein unglüklicher Weise fand sich jenseits der Untiefe kein Grund zum Ankern. Die Hoffnung, das Schiff auf diese Weise zu retten, war also dahin.

Und nun wurde die Lage unserer armen Reisenden mit jedem Augenblicke gefährlicher und hoffnungsloser. Jede Woge, welche ans Schiff schlug, warf dasselbe mit Ungestüm gegen die Felsen, und man

mußte

mußte bei jedem neuen Stoße, den es erhielt, erwarten, daß es in Trümmern zerfallen würde. Viele hundert Kähne der Eingebohrnen umringten dasselbe, nicht um den armen Gestrandeten Hülfe zu leisten, sondern, wie es schien, um den Augenblik abzuwarten, da das Schiff zerscheitern würde. In diesem schrecklichen Zustande mußte man eine ganze Stunde lang aushalten.

Endlich sprang zum größten Glük ein rettender Landwind auf, durch dessen Hülfe das Vordertheil des Schiffs von dem Felsen heruntergeblasen ward. Das Schiff hatte glüklicher Weise noch keinen beträchtlichen Schaden gelitten. Man entfernte sich also von diesem gefährlichen Orte, und bevor man einen neuen Versuch, in den Busen einzulaufen, wagte, ließ man erst überall noch sorgfältiger sondiren; worauf die Böte sich so stellen mußten, daß sie dem Steuermanne zum Wegweiser dienen konnten. So lief man endlich glüklich ein; doch mußte man, weil der Abend einbrach, sich gleich vorn in der Bai vor Anker legen, und es bis auf den folgenden Tag verschieben, eine dem Lande nähere Stellung zu nehmen.

Am folgenden Morgen fieng man um sechs Uhr an, das Schiff in dem Hafen hinauf zu ziehen. Zu gleicher Zeit stellte sich eine Menge von Kähnen ein, welche Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten. Der Capitain beorderte hierauf den Constabel und zwei Officiere, die Lebensmittel gegen Messer, Nägel, Glaskorallen und andere dergleichen

Waaren einzutauschen, und er verbot zugleich, damit der Markt nicht verdorben würde, daß ausser den genannten Personen sich niemand im Schiffe mit dem Handel befassen sollte.

Die Zahl der Kähne wuchs indeß zum Erstaunen. Es erschienen aber nicht bloß immer mehrere, sondern auch immer größere, wozu jeder zwölf bis funfzehn starke Männer an Bord hatte; und man sahe mit Misvergnügen, daß die meisten nicht sowohl zum Handel, als vielmehr zum Kriege ausgerüstet zu seyn schienen. Capitain Wallis verdoppelte daher die Wache, und befahl, daß sie beständig unter dem Gewehre bleiben mußte; indes er selbst mit dem übrigen Schifsvolke beschäftiget war, das Schiff in dem Hafen weiter hinauf zu ziehn.

Nach und nach kamen die größten Kähne, welche eine Ladung Kieselsteine an Bord hatten, dem Schiffe immer näher und näher und ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke. Einige darinn befindliche Männer sungen mit heiserer Stimme, andere bliesen, theils auf großen Muscheln, theils auf Flöten. Lauter Anzeigen, welche Krieg besorgen ließen!

Mittlerweile gab ein Mann, der auf einer Art von Tragbimmel saß, welcher über einem der Doppelkähne befestiget war, ein Zeichen, daß er an die Seite des Schiffs zu kommen wünsche. Dies wurde ihm sogleich bewilliget. Er kam also heran, und überreichte ein Bündel rother und gelber Federn. Der Capitain, welcher dies für ein Friedenszeichen ansah, nahm das Bündel mit vielen Freundschafts-

bezeu-

Bezeugungen an, und wollte ihnen einige Kleinigkeiten zu einem Gegengeschenke holen lassen, als der Mann auf dem Treghimmel sich schnell wieder entfernte, und zu gleicher Zeit den Zweig eines Kokosbaums in die Luft warf. Auf einmal veränderte sich die Scene. Der in die Höhe geworfene Zweig war ein Zeichen zum Angriff gewesen: denn in dem nämlichen Augenblicke erhoben alle ein lautes Geschrei, ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen auf dasselbe regnen.

Nunmehr galts, sich seiner Haut zu wehren, so gut man konnte. Der Befehlshaber ließ daher zuvörderst die Wache Feuer geben; dann befahl er zwei auf dem Verdecke befindliche Kanonen abzubrennen, welche mit kleinen Kugeln geladen waren. Dies machte die Indianer zwar bestürzt; aber es währte nicht lange, so hatten sie sich schon wieder erholt, und wagten einen zweiten Angriff. Hierauf ließ der Capitain das schwere Geschüz losbrennen, welches größere Wirkung that. Die Kähne flogen aus einander, und alle ergriffen die Flucht.

Der Capitain ließ hierauf alsobald mit Schießen einhalten, weil er hofte, daß sie jezt hinlänglich überzeugt seyn würden, wie sehr man ihnen überlegen wäre. Aber darinn irrte er sich. Die zerstreuten Kähne stießen in einer gewissen Entfernung wieder zusammen, und lagen eine Zeitlang stille, vermuthlich, um erst Kriegsrath zu halten. Plözlich sahe man sie weisse Wimpel — vermuthlich ein Kriegszeichen — aufstecken und von neuem gegen das

Schiff heranrudern. Sobald sie nahe genug gekommen waren, fiengen sie abermals an, eine Menge Steine auf das Verdek zu werfen. Jeder dieser Steine wog ein Paar Pfund; mancher wurde dadurch verwundet, und sie würden noch größern Schaden angerichtet haben, wenn nicht glüklicher Weise ein Segeltuch, um die Sonnenstralen abzuhalten, über das ganze Verdek ausgespannt gewesen wäre. Man sahe sich also wider Willen abermals genöthiget, das grobe Geschüz spielen zu lassen; und da fügte es sich, daß ein Kanonenschuß grade denjenigen Kahn traf und in Stücken schoß, worauf einer von ihren Anführern stand und das Zeichen zum Angriffe gab. Sobald die übrigen diesen Unfall sahen, ergriffen sie augenbliklich die Flucht, und zwar so eilig, daß nach einer halben Stunde kein einziger Kahn und kein einziger Mensch mehr zu sehen war.

Nunmehr konnte man das Schiff in Ruhe vor Anker legen.

Sobald dies geschehen war, ließ der Capitain die sämtlichen Böte bemannen, und befahl ihnen unter der Anführung des Lieutenants Fourneaux dem Schiffe gegen über zu landen und von der Insel im Namen seiner brittischen Majestät Besiz zu nehmen. Dies geschahe, indem Hr. Fourneaux eine Stenge mit einem Wimpel aufrichtete, einen Rasen umkehrte, aus dem Flusse, welcher sich hier in den Busen ergoß, Wasser schöpfte, etwas Rum darunter goß, und dann nebst allen Anwesenden auf die Gesundheit seines Königs trank. Dadurch ward

nach

nach einem, aber wohlverstanden! nur unter Königen üblichen Rechte, welches für uns andere Erdensöhne keinesweges gültig ist, Se. Majestät der König von Großbrittanien der rechtmäßige Besitzer dieses Landes!

Der Fluß, bei welchem dieses vorfiel, war nur ohngefähr 36 Fuß breit, und so seicht, daß man hindurch waden konnte. Jenseits desselben erblikte man zwei alte Männer, die, sobald sie sich entdekt sahen, eine flehentliche Stellung annahmen und sehr erschrocken zu seyn schienen. Man winkte ihnen, daß sie herüber kommen sollten, und einer derselben ließ sich bereit dazu finden. Sobald er den Fuß aus dem Flusse sezte, kroch er auf Händen und Füßen gegen Hrn. Fourneaux heran, welcher ihn aufhob, und ihm einige von den Steinen zeigte, die man ins Schiff geschleudert hatte. Er bemühete sich dabei, ihm begreiflich zu machen, daß seine Landsleute das, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten, und daß ihnen keiner etwas zu Leide thun würde, wenn sie selbst sich nur ruhig halten wollten.

Der alte Mann hatte sich unterdeß von seiner Furcht erholt, und Hr. Fourneaux schenkte ihm, zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen, ein Beil, etliche Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten. Dann stieg er mit seinen Leuten wieder in die Böte und ließ den Wimpel wehend am Lande zurük.

Sie hatten sich kaum davon entfernt, so sahe man den alten Mann verschiedene mal um die Stange

herumtanzen. Hiranf entfernte er sich, kehrte aber in kurzer Zeit mit einigen grünen Zweigen zurük, die er neben die Stange warf; worauf er abermals fortlief, und nach einiger Zeit mit zwölf andern Insulanern zurükkehrte, welche sämtlich sich dem Wimpel in einer demüthigen Stellung näherten. Zufälliger Weise sezte grade ein aufstoßender Wind denselben in Bewegung, so daß er anfieng zu flattern. Hierüber — ich weiß nicht warum — bestürzt, stoben sie alle erschrocken zurük, und standen eine Zeitlang von fern. Dann liefen sie hin, zwei lebendige Schweine zu holen, die sie gebunden unter die Stange legten; und hierauf fiengen sie an zu tanzen. Nachdem auch die Ceremonie, deren Bedeutung nicht füglich zu errathen ist, geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand, und legten sie in einen Kahn. Der Alte, welcher, im Vorbeigehn gesagt, einen großen weissen Bart hatte, sezte sich daneben, und brachte sie an das Schiff.

Als er bei demselben ankam, hielt er eine, freilich unverständliche, aber feierliche Anrede, überreichte alsdann einige grüne Plantanenblätter, eins nach dem andern, und sprach jedesmal in einem langsamen feierlichen Tone ein Paar Worte aus; worauf er die Schweine selbst übergab. Er drehete sich hierauf um, und wies aufs Land. Man wollte ihm ein Gegengeschenk machen, allein er war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Er stieß vielmehr vom Schiffe ab und ruderte wieder zurük ans Land.

Es war hierüber Abend geworden, und sobald die Finsterniß eintrat, hörte man das Getöse vieler Trommeln, Muscheln und anderer Blasinstrumente. Auch sahe man längst der Küste hin eine Menge Lichter zum Vorschein kommen. Uebrigens blieb das Schiff die ganze Nacht hindurch in Ruhe.

Gegen Morgen war alles still, und von den Eingebohrnen keiner weiter zu sehen. Man bemerkte indeß, daß die Stange mit dem Wimpel weggenommen war. Der Capitain schikte hierauf abermals die Böte ans Land, um Wasser einzuholen; er selbst, der seit vierzehn Tagen so krank und schwach war, daß er kaum auf das Verdek kriechen konnte, nahm ein Ferunglas zu Hülfe, um vom Schiffe aus zu beobachten, was auf dem Lande vorgienge.

Gleich anfangs erschien der Greis, den man gestern kennen gelernt hatte, jenseits des Flusses mit einigen seiner Landsleute. Leztere blieben daselbst stehn, er selbst aber wadete durch den Fluß, und brachte einige Früchte und etwas Federvieh. Ausser diesen ließ sich lange keiner von den Eingebohrnen blicken. Allein gegen neun Uhr veränderte sich die Scene.

Der Capitain nahm nemlich durch Hülfe seines Ferunglases wahr, daß eine große Menge Menschen über einen Berg hermarschirt kam, der von dem Wasserplaze kaum eine Viertelmeile entfernt seyn mochte. Zu eben der Zeit entdekte er eine große Anzahl von Kähnen, welche um die westliche Landspize herumkamen und sich dicht an der Küste hielten. Er blikte

hierauf

hierauf nach dem Wasserplaze hin, und bemerkte hinter demselben, wo die Aussicht frei war, einen Zusammenlauf von Eingebohrnen, welche sich hinter dem Gebüsche hinschlichen. An einer andern Stelle erblikte er gleichfalls einige tausend Menschen, die durch die Waldung nach der Wasserstelle eilten; und um die östliche Landspize herum sahe er noch mehr Kähne mit großer Eilfertigkeit herbeirudern. Er erschrak über die sichtbare Gefahr, worinn seine Leute auf dem Lande schwebten, und schikte augenbliklich ein Boot ab, um den kommandirenden Officier davon zu benachrichtigen.

Dieser hatte indeß schon selbst bemerkt, was vorgieng; und da keine Zeit zu verlieren war, so zog er sich mit seinen Leuten in größter Eile und mit Zurüklassung der Wassergefäße nach den Böten zurük. Die Indianer stürzten zu gleicher Zeit aus dem Gebüsch und aus den Wäldern hervor, die herzueilenden Kähne beschleunigten ihren Lauf, und eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern liefen einen Berg hinan, von wannen sie den Meerbusen und den Strand übersehen konnten. Hier sezten sie sich, um dem Schauspiele des bevorstehenden Treffens beizuwohnen. Die Böte waren unterdeß glüklich nach dem Schiffe zurükgekommen.

Jezt sahe man die Kähne immer mehr und mehr Indianer aufnehmen, deren viele mit Säcken beladen waren, worinn sie, wie sich nachher fand, Steine herbeischleppten. Und nunmehr näherte sich die ganze indianische Seemacht dem Schiffe, um das beschlossene Treffen anzufangen.

Capitain

Capitain Wallis sahe nun wohl, daß es ohne Blutvergießen nicht abgehen würde, und beschloß daher, die thörichten Insulaner ihre eigene Schwäche und seine Uebermacht ein vor allemal so stark empfinden zu lassen, daß ihnen die Lust, den ungleichen Kampf zu erneuern, für immer vergehen möchte. Er ließ daher zuvorderst unter die Menge der sich nähernden Kähne mit solchem Nachdrucke feuern, daß diese augenbliklich zur Flucht genöthiget wurden. Dann ließ er die Kanonen auf den Wald richten, welches die darinn befindlichen Indianer zwang, ihre Sicherheit auf dem Berge zu suchen, wo die Weiber und Kinder sich gelagert hatten. Um sie aber zu überzeugen, daß man sie, selbst in dieser Entfernung, sobald man wollte, ablangen könnte, befahl der Capitain, einige Kanonenschüsse auch noch dahin zu richten. Diese machten unter allen den stärksten Eindruk. Zwei der dahin abgefeuerten Kugeln schlugen nahe bei einem Plaze nieder, wo eine Menge von ihnen sich gelagert hatte, und erfüllte dieselben mit Schrecken und Entsezen. Eine solche Wirkung in einer solchen Entfernung gieng über alle ihre Vorstellungen. Sie ergriffen daher alle augenbliklich die Flucht; und nach einigen Minuten war keine Seele mehr von ihnen zu sehen.

5.

Aufenthalt zu Otaheite. Fortgesezte Beschreibung merkwürdiger Vorfälle.

Eine friedliche Stille herrschte nunmehr zu Lande und zu Wasser. Die Eingebohrnen waren verschwunden, und hatten ihre Kähne zum Theil am Strande zurükgelassen. Um ihnen das Mittel zu einem neuen Angriffe zu benehmen, falls sie jemals wieder Lust dazu bekommen sollten, schikte der Befehlshaber die Zimmerleute in wohlbemannten Böten aus, und gebot ihnen, die Kähne sämtlich in Stücken zu hauen. Der Befehl wurde ausgeführt, und in kurzer Zeit lagen über fünfzig Fahrzeuge, deren viele 60 Fuß lang und 3 breit waren, in Stücken da. Die meisten waren mit Steinen und Schleudern angefüllt; nur in zweien fand man einige Früchte, etwas Federvieh und ein Paar Schweine.

Erst um zwei Uhr Nachmittags sahe man ohngefähr zehn Indianer aus dem Walde gegen die Küste hervortreten. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, die sie in die Erde stekten, und alsdann wieder zurükgiengen. Es dauerte nicht lange, so erschienen sie zum zweitenmale und brachten etliche Schweine und einige andere Thiere, die man vom Schiffe aus nicht unterscheiden konnte, mit gebundenen Füßen; worauf sie abermals zurükgiengen und einige Bündel von einem Zeuge holten, wovon in der Folge mehrmals die Rede seyn wird. Dies alles

legten

kgten sie am Strande nieder, riefen und winkten hierauf, daß man kommen möchte, um es abzuholen, und traten sodann zurük.

Denjenigen Thieren, welche man vom Schiffe aus nicht erkennen konnte, waren nur die Vorderfüße über den Hals zusammengebunden. Man sahe sie daher auf die Hinterfüße treten und, gleich tanzenden Affen, eine kleine Strecke forthüpfen. Man hielt diese Geschöpfe für eine ganz unbekannte Art von Thieren, und war begierig, sie kennen zu lernen. Es wurde daher sogleich ein Kommando in einem Boote ans Land geschikt, um sich ihrer zu bemächtigen; aber da man hinkam, fand es sich, daß es Hunde waren. Ausserdem lagen neun wohlgemästete Schweine und die obenerwähnten Stücke von staheitischem Zeuge da.

Die Engländer, welche nicht wußten, was sie mit den Hunden machen sollten, löseten ihnen die Vorderfüße und ließen sie laufen. Die Schweine hingegen, die sie gar wohl zu brauchen mußten, brachten sie ins Boot, und bei das Zeug, welches sie gleichfalls zurükließen, legten sie ein Gegengeschenk von Beilen, Nägeln und andern Kleinigkeiten. Sie winkten hierauf den Indianern, welche von fern standen und zusahen, daß sie dies alles nehmen möchten, und brachten die Schweine nach dem Schiffe.

Nach einer Weile sahe man die Indianer abermals zwei Schweine bringen, und abermals winken, daß man sie abholen möchte. Dies geschahe; aber die hingeschikten Leute fanden, daß ihr Gegengeschenk

noch

noch unangerührt da lag. Man schloß hieraus, daß sie empfindlich darüber wären, daß man das Zeug nicht auch genommen habe. Der Capitain ließ daher auch dieses abholen; und gleich darauf sahe man die Indianer ein Gleiches mit demjenigen thun, was man ihnen zum Geschenk zurükgelassen hatte, und welches ihnen recht große Freude zu machen schien.

Am folgenden Morgen wurde eine Wache ans Land geschikt, um diejenigen zu bedecken, welche Wasser schöpfen sollten. Der erste von den Eingebohrnen, den diese wieder zu Gesicht bekamen, war ihr guter Freund, der Alte, der jenseits des Flusses erschien, und eine lange Anrede in seiner Landessprache hielt. Nach Endigung derselben kam er, voll Zutrauen, durch den Fluß und nahete sich dem Officier. Dieser zeigte ihm die Steine, die seine Landsleute, wie Kanonenkugeln am Strande aufgehäuft hatten, auch einige mit Steinen angefüllte Säcke, die man in den Kähnen gefunden hatte, und bemühete sich, dem Alten begreiflich zu machen, daß seine Landsleute der angreifende Theil gewesen wären, und daß sie also die Schuld von dem, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten. Der Greis schien in Ansehung des angreifenden Theils nicht einerlei Meinung mit ihm zu seyn; doch wandte er sich gegen seine Landsleute, welche von fern standen, hielt eine affektvolle Anrede an sie, zeigte auf die Steinklumpen und Schleudern, seine Gebehrden und seine Stimme wurden dabei einige mal ganz wüthend und fürchterlich. Der Officier reichte ihm hierauf die Hand, und indem er ihn mit verschiede-

nen

nen Kleinigkeiten beschenkte, suchte er ihm begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel von ihnen einzutauschen wünschte. Auch gab er ihm durch Zeichen zu verstehn, daß es gut seyn würde, wenn seine Landsleute nicht in zu großer Anzahl herbeikämen und beständig jenseits des Flusses blieben. Beides wurde begriffen; der Alte begab sich vergnügt hinweg, und nicht lange, so sahe man beide Partheien in vollem Handel begriffen, indem die Eingebohrnen Schweine, Federvieh und Früchte brachten, und von den Engländern dafür solche europäische Kleinigkeiten empfiengen, welche, wie wir wissen, die Begierde der Indianer am meisten zu erregen pflegen.

Am folgenden Tage schikte der Befehlshaber die Kranken ans Land, und übergab sie der Aufsicht des Schiffarztes und des Constables. Es wurden zu diesem Behuf Gezelte aufgeschlagen; und um alle Unordnungen und Ungerechtigkeiten beim Tauschhandel mit den Eingebohrnen zu vermeiden, erhielt der Constabel ausschliessend den Auftrag, alles allein einzukaufen. Wer von dem Schifsvolke überwiesen werden konnte, diese Anordnung übertreten zu haben, der wurde nachdrüklich dafür bestraft; und dadurch erreichte man in der That den Zwek, daß alles so ruhig und friedlich zugieng, als wenn Freunde mit Freunden handelten.

Während dieses Geschäftes sahe der Constabel eine wilde Ente herbeifliegen. Flugs ergriff er seine Flinte, schoß, und die Ente fiel mitten unter die Indianer herab. Dieser Anblik verursachte ihnen eine

solche Bestürzung, daß sie alle davon laufen wollten. Aber der Constabel bedeutete ihnen, daß sie bleiben und ihm die Ente bringen möchten. Endlich wagte es einer von ihnen, sein Verlangen zu erfüllen, indem er über den Fluß kam, und die Ente, wiewohl mit Zittern und Beben, zu seinen Füßen niederlegte. In eben dem Augenblicke sahe man verschiedene andere Enten herbeifliegen. Der Constabel schoß abermals, und hatte das Glük, drei derselben herunter zu schiessen. Dieser Vorfall machte auf die Indianer einen erstaunlichen Eindruk. Sie lernten daraus die großen und wunderbaren Wirkungen eines Feuergewehrs noch deutlicher kennen; und das flößte ihnen eine solche Furcht davor ein, daß nachher tausende von ihnen, wie eine Heerde wehrloser Schaafe die Flucht ergriffen, so oft man ihnen eine Flinte wies.

Es zeigte sich indeß immer mehr und mehr, daß die Eingebohrnen von der Schändlichkeit und Strafbarkeit des Diebstals ganz und gar keine Begriffe hatten. So oft sie konnten, entwandten sie alles, was ihnen vorkam; aber gemeiniglich war eine bloße Drohung mit der Flinte hinreichend, sie zu bewegen, das Gestohlne wiederzubringen.

Eines Tages schlich einer von ihnen sich unvermerkt durch den Fluß und stahl ein Beil. Der aufmerksame Constabel bemerkte den Verlust desselben bald, gab dem Alten, den er fast immer bei sich hatte, Nachricht davon, und schikte sich zu gleicher Zeit an, mit seiner ganzen Mannschaft auszugehn, um den Dieb zu suchen. Der Alte bedeutete ihm, daß

daß er diese Mühe sparen könnte, lief selbst augenblicklich fort, und kehrte nach einer kleinen Weile mit dem entwandten Beile zurük. Allein der Constabel drang darauf, daß auch der Dieb ihm ausgeliefert werden müßte. Dazu konnte der ehrliche Alte sich zwar anfangs nicht entschließen; endlich aber, als er sahe, daß man durchaus darauf bestand, bequemte er sich doch, ihn herbei zu schaffen.

Der Constabel erkannte in demselben einen Kerl, der sich schon mehrerer Verbrechen dieser Art schuldig gemacht hatte. Er glaubte daher, daß eine exemplarische Strafe an ihm vollzogen werden müßte, und schikte ihn gefangen an Bord. Allein der Capitain war großmüthig genug, ihn wieder in Freiheit zu sezen. Die Eingebohrnen, welche ihn schon für verlornen gehalten hatten, waren eben so erstaunt als erfreut, da sie ihn zurükkehren sahn, und führten ihn unter lautem Frohlocken mit sich fort in die Wälder. Er selbst kehrte am folgenden Tage zurük, und brachte dem Constabel einen ansehnlichen Vorrath von Brodfrucht und ein gebratenes Schwein, zum Beweise, daß er sein Vergehn bereue und eine völlige Verzeihung desselben zu erhalten wünsche.

Nachdem der Handel mit den Eingebohrnen mehrere Tage hinter einander ruhig und glüklich von statten gegangen war, fiengen sie nach und nach an, weniger Lebensmittel zu Markte bringen, und statt derjenigen Nägel, womit sie sich bisher begnügt hatten, größere zu verlangen. Man forschte lange umsonst nach der Ursache hievon; endlich fand man sie in folgender unangenehmen Entdeckung.

Die Matrosen, denen alles Handeln mit den Indianern scharf verboten war, hatten gleichwohl Mittel gefunden, die Wachsamkeit ihrer Vorgesezten zu vereiteln, indem sie so viel Nägel, als sie nur konnten, aus dem Schiffe zu ziehn suchten, um dafür irgend etwas heimlich einzutauschen. Hieraus entstand ein doppelter Schaden, nemlich der, daß das Schiff dadurch litte, und der, daß die Indianer durch die größern Nägel, die sich auf diese Weise unter sie verbreiteten, die kleineren verachten lernten. Der Capitain stellte die genaueste Untersuchung darüber an, allein vergebens! vermuthlich weil das gesammte Schifsvolk in einerlei Schuld war, und daher keiner den andern verrathen durfte.

Capitain Wallis, der bis dahin immer krank gewesen war, fieng um diese Zeit an zu genesen; allein er war so schwach, daß er noch immer nicht ans Land gehen konnte. Eines Tages besuchten ihn verschiedene Indianer, die ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, Leute von Stande zu seyn schienen. Er nahm sie höflich auf, und da er ihnen gern etwas schenken wollte, was ihnen angenehm wäre: so legte er ihnen einige Goldmünzen, ein Paar Thalerstücke, etwas Scheidenmünze und einige große Nägel vor, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen möchten, was ihnen am meisten gefiele. Und wornach griffen jene? Zuerst und am begierigsten nach den Nägeln, dann nach den Halbpfennigstücken; die goldenen und silbernen Münzen hingegen — ließen sie liegen.

Am

Am folgenden Tage führte der Constabel ihm eine indianische Dame zu, die unter allen, die man bis daher gesehen hatte, die vornehmste zu seyn schien. Man hatte bemerkt, daß alle andere Indianer ihr die größte Ehrfurcht erwiesen, und der Constabel hatte daher geglaubt, ihr Verlangen, an Bord zu gehn und das Schiff in Augenschein zu nehmen, erfüllen zu müssen.

Sie war von großer Statur, und schien in einem Alter von ohngefähr 45 Jahren zu seyn. Mit einer angenehmen Gesichtsbildung verband sie einen wirklichen majestätischen Anstand, und sie äusserte bei ihrem Eintritt ins Schiff weder Mistrauen, noch Aengstlichkeit. Ihr Betragen war vielmehr so ungezwungen und freimüthig, wie man es an Personen gewohnt ist, welche sich ihrer Würde und ihres Uebergewichts über andre Menschen bewußt sind. Der Capitain beschenkte sie mit einem großen blauen Mantel, den er ihr selbst umhieng und mit Bändern festband. Ausserdem gab er ihr einen Spiegel, Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, die sie auf eine anständige Weise annahm und ihr Vergnügen darüber bezeugte. Sie bemerkte, daß der Capitain krank gewesen war, und wies nach dem Lande hin; vermuthlich, um ihm zu verstehen zu geben, daß er sich dahin begeben möchte, um sich völlig wiederherzustellen. Wallis erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er ihren Rath befolgen, und am nächsten Morgen sich dahin verfügen wolle. Der Constabel mußte sie hierauf wieder ans Land begleiten. Er führte sie sogar bis nach ihrer Wohnung

zurük, die er gröſſer und schöner, als die übrigen, und mit einer Art von Leibwache und Bedienten angefüllt fand.

Der Befehlshaber kam am folgenden Morgen seinem Versprechen nach, und ließ sich ans Land sezen. Nicht lange, so erschien auch die Königin (denn dafür hielt man nunmehr die ihn gestern besuchende Dame) und zwar mit einer zahlreichen Begleitung. Da sie bemerkte, daß der Capitain noch sehr schwächlich war: so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn auf die Arme nehmen und so nach ihrer Wohnung hintragen sollten. Eine gleiche Ehre widerfuhr auch dem ersten Lieutenant und dem Schifszahlmeister, welche gleichfalls krank gewesen waren. Eine Wache von Schifssoldaten folgte nach.

Unterwegs drängte sich eine Menge Volks heran, um dem Schauspiele dieses sonderbaren Zuges beizuwohnen: allein die Königin brauchte nur mit der Hand zu winken, und augenblicklich wichen alle ehrerbietig zurük. Man kam bei ihrer Wohnung an; und hier trat eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts hervor, welche sie dem Capitain als ihre Verwandtschaft vorstellte. Sie ergriff dabei die Hand desselben, und ließ sie von der ganzen Gesellschaft küssen.

Ihr Haus hatte 327 Fuß in der Länge und 42 in der Breite. Es bestand aus einem Dache von Palmzweigen, welches auf Pfosten ruhete, die von der Erde bis zum Dache ohngefähr zwölf Fuß hoch waren. Die Fächer zwischen diesen Pfosten waren offen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß die-

ses Haus, in Vergleichung der viel kleineren Hütten der übrigen Eingebohrnen, den Namen eines Pallastes verdiente.

Sobald man hineingetreten war, nöthigte sie ihre Gäste zum niedersizen. Sie rief hierauf einige ihrer Leute, und ließ sich von ihnen helfen, dem Capitain Schuhe, Strümpfe und den Rok auszuziehn. Dann befahl sie jenen, daß sie ihm die Haut hinabwärts streichen und sanft reiben sollten. Dem Lieutenant und dem Schifszahlmeister ließ sie ein Gleiches thun; die übrigen von der Gesellschaft hatten das Zusehn. Unsere Reisenden rühmen, daß ihnen dieses Reiben ausnehmend wohl gethan habe.

Während dieser Handlung fiel eine lächerliche Zwischenscene vor. Der Schifsarzt, welcher vom Gehen erhizt war, nahm, um sich ein wenig abzukühlen, die Peruk vom Kopfe. Einer der Eingebornen, welcher dieses zuerst bemerkte, erhob ein lautes Geschrei; und augenbliklich waren aller Augen dahin gerichtet, und alle starrten vor Erstaunen ob dem Wunder, daß ein Mensch sich das Haar vom Kopfe nehmen könnte. Die Verwunderung dieser Leute über ein für sie so sonderbares Schauspiel hätte nicht größer seyn können, wenn der Mann ein Glied nach dem andern von seinem Körper abgelegt hätte. Es währte lange, ehe man sich von seinem Erstaunen darüber erholen konnte. Endlich fieng man wieder an zu reiben und zu streicheln, und nachdem man diese Arbeit eine halbe Stunde lang fortgesezt hatte: suchte man diejenigen, welche man so bedient

 hatte,

hatte, wieder anzukleiden. Man kann denken, wie ungeschikt sie sich dabei anstellten!

Jezt ließ die gütige Königin ein Stük von demselbigen Zeuge bringen, welches diese Indianer aus Baumbast zu verfertigen wissen, und bekleidete sowohl den Capitain, als auch seine Gesellschaft, nach der Mode ihres Landes d. i. mit einem weiten Umwurfe von diesem Zeuge. Man ließ sich auch dieses gefallen, um ihr nicht zuwider zu seyn.

Da man endlich wieder zurükkehren wollte, ließ sie eine große trächtige Sau nach dem Boote schaffen. Sie befahl hierauf ihren Leuten, daß sie den Capitain zurüktragen sollten; da dieser aber, sowohl durch das Reiben, als auch durch die heilsame Landluft sich so gestärkt fühlte, daß er lieber gehen wollte: so führte sie selbst ihn beim Arme, und hob ihn, so oft sie an eine Pfüze kamen, eben so leicht hinüber, als bei uns ein Mann ein Kind zu heben pflegt.

Am folgenden Morgen schikte ihr der Capitain durch den Constabel sechs Beile, eben so viele Schnittmesser und verschiedene andere Dinge zum Geschenk. Er traf sie bei einem großen Gastmale an, welches sie eben einer erstaunlichen Menge von Menschen gab. Seiner Aussage nach waren der Gäste nicht weniger als tausend. Die Bedienten, welche die Speisen zubereitet hatten, trugen dieselben in Kokosschalen herbei; sie selbst aber vertheilte sie unter ihre Gäste, welche rund im Hause herum in Reihen saßen. Nachdem sie hiermit fertig war, sezte sie

sich

sich selbst auf einen etwas höheren Siz, und ließ sich hierauf von zwei Frauensperſonen, die sich ihr zu beiden Seiten hinſtellten, dergestalt füttern, daß sie selbst nur den Mund eröffnete, um die ihr gereichten Speisen anzunehmen.

Sobald sie den Conſtabel erblikte, ließ sie auch ihm sogleich eine Mahlzeit bringen. Er konnte nicht recht unterscheiden, was es war; er hielt es indeß für klein gehaktes Hühnerfleisch mit geschnittenen Aepfeln und Salzwasser zugerichtet, und fand es ungemein schmakhaft. Sie nahm die Geschenke, die er ihr brachte, mit vielem Vergnügen an.

6.

Fortsezung von Otaheite. Abreise von da.

Eines Tages, da der Conſtabel auf seinem gewöhnlichen Handelsplaze war, erblikte er jenseits des Fluſſes eine alte Frau, welche einen Strom von Thränen vergoß. Sobald sie merkte, daß man die Augen auf sie gerichtet hatte, schikte sie einen Jüngling mit einem Plantanenzweige in der Hand durch den Fluß. Dieſer näherte sich dem Conſtabel, hielt eine lange Anrede, und legte alsdann den Zweig zu seinen Füßen. Hierauf kehrte er wieder zurük, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer junger Mann schleppte zu gleicher Zeit zwei gemäſtete Schweine herbei. Die alte Frau sahe

jedem nach der Reihe ins Gesicht, und brach hierauf von neuem in bittre Thränen aus; und als der Jüngling, welcher sie herbeigeführt hatte, in des Constabels Gesicht Mitleid und Erstaunen bemerkte, hielt er eine zweite noch längere Anrede, wodurch man aber nicht mehr belehrt wurde, als durch die erste. Die Alte bemühete sich hierauf selbst, durch Zeichen zu verstehn zu geben, daß ihr Mann und drei von ihren Söhnen in dem nemlichen Gefechte mit dem Schiffe umgekommen wären.

Während dieser Erklärung wurde sie so stark bewegt, daß sie den beiden jungen Männern, die vermuthlich noch ihre übrigen Söhne, wenigstens sehr nahe Blutsverwandte von ihr waren, ohnmächtig in die Arme sank. Diese schienen beinahe in eben dem Zustande zu seyn. Der Constabel gab sich alle ersinnliche Mühe sie zu trösten, und wollte ihr, da sie wieder zu sich selbst gekommen war, ein Gegengeschenk machen, welches zehnmal mehr werth war, als die Schweine auf dem Markte gekostet haben würden; allein sie war durchaus nicht zu bewegen, das geringste von ihm anzunehmen. Sie reichte ihm blos zum Zeichen ihrer Freundschaft die Hand, und ließ sich wieder fortführen.

Wie gefällt meinen jungen Lesern dieses Betragen einer Indianerin gegen Leute, die ihr das allerbitterste Herzeleid zugefügt hatten? War es nicht schön und liebenswürdig?

Um das Land an mehreren Stellen kennen zu lernen, schikte der Capitain einen Officier mit 60.

Mann

Mann in den Böten aus, mit dem Auftrage, eine gewisse Strecke lang die Küste zu befahren und alsdann zu landen. Da, wo dies geschahe, fand man das Land eben so anmuthig, als bei dem Wasserplatze, und eben so sehr bevölkert; aber obgleich die Bewohner dieser Gegend einen Ueberfluß an Schweinen, Federvieh und Früchten hatten: so schienen sie doch eben nicht geneigt zu seyn, etwas davon zu verkaufen. Zulezt bequemten sie sich indeß, neun Schweine, etwas Federvieh und einige Kokosnüsse abzustehn. Man fand verschiedene derselben beschäftiget, Kähne zu bauen, und die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienten, bestanden blos aus Steinen, Muschelschalen und Knochen. Metall und metallene Werkzeuge fand man nirgends unter ihnen. Alle vierfüßige Thiere dieser Insel scheinen in Schweinen und Hunden zu bestehn, und das Fleisch dieser Thiere zu backen oder zu braten scheint ihre ganze Kochkunst auszumachen. Geschirre, worin sie Wasser sieden könnten, fehlten ihnen gänzlich: sie haben daher eben so wenig einen Begriff von heissem als von gefrornem Wasser. Ihre Unwissenheit in diesem Stücke veranlaßte eines Tages ein gar poßierliches Schauspiel.

Der Capitain hatte die Königin zum Frühstük an Bord geladen. Da nun die Gesellschaft in der Kajüte versammelt war, bemerkte einer von ihrem Gefolge, den man für einen Priester hielt, daß der Schifsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehete, um einen Theetopf anzufüllen. Nachdem er dies mit großer Aufmerksamkeit und Neugierde

angesehn

angesehn hatte, gieng er, um die Sache noch näher zu untersuchen selbst hin, drehete den Hahn um, und ließ sich das siedende Wasser in die Hand laufen. Schmerz, Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich seiner in dem nemlichen Augenblicke in einem solchen Grade, daß er schreiend und springend die ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden machte. Die übrigen Indianer, welche schlechterdings nicht begreifen konnten, was ihm fehlte, standen, wie versteinert, vor Verwunderung und Entsezen, und es währte lange, ehe sie davon zurükkommen konnten. Der Wundarzt, welcher die unschuldige Ursache dieses Unfalls gewesen war, legte dem armen Verbrannten ein kühlendes Mittel auf, und besänftigte dadurch nach und nach seinen Schmerz und seine schrekhaften Empfindungen.

Man fuhr nun fleißig fort, so viel Lebensmittel einzukaufen, als der tägliche Markt gewährte, und die Geschenke der Königin trugen nicht wenig dazu bei, den Vorrath davon ansehnlich zu vermehren. Denn so oft sie einen Besuch ablegte, ermangelte sie niemals, ein Geschenk an Schweinen und Früchten darauf folgen zu lassen, welches von dem Capitain jedesmal durch ein Gegengeschenk erwiedert wurde. Eines Tages schikte sie sogar acht und vierzig große und kleine Schweine, vier Duzend Stük Federvieh und eine fast unzählige Menge von Früchten auf einmal. Etwas zu verkaufen schien sie unter ihrer Würde zu halten.

Einmal, da sie ein Verlangen bezeigte, daß der Capitain sie nach ihrer Wohnung begleiten möchte, schien

schien sie recht darauf studirt zu haben, wie sie ihm eine auszeichnende Ehre erweisen möchte. Sobald sie nemlich angekommen waren, hieß sie ihn und die ihn begleitenden Officiere sich niedersezen, nahm ihm hierauf den Hut ab und stekte einen Busch von bunten Federn darauf, dergleichen ausser ihr, so weit man beobachten konnte, auf der ganzen Insel niemand trug, und welcher wirklich nicht häßlich stand. Auch band sie um eben diesen Hut, wie auch um die Hüte der übrigen, eine geflochtene Haarschnur; wobei sie zu verstehen gab, daß sowohl das Haar, als auch die Arbeit von ihr selbst wären. Zu diesem feinen Geschenke fügte sie noch einige künstlich geflochtene Matten, nebst einer großen trächtigen Sau und eine Menge von Früchten hinzu. Gegen Abend begleitete sie selbst die Gesellschaft an den Strand zurük.

Beim Abschiednehmen gab der Capitain ihr durch Zeichen zu verstehn, daß er in sieben Tagen abzureisen gedächte. Sie begriff seine Meinung alsobald, und erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er wenigstens noch zwanzig Tage bleiben möchte. Jener aber bedeutete ihr abermals, daß das nicht thunlich wäre; worüber sie plözlich in eine solche Thränenfluth ausbrach, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zu beruhigen.

Am folgenden Tage schikte der Constabel nicht weniger, als zwanzig eingekaufte Schweine und einen beträchtlichen Vorrath von Früchten an Bord. Die Verdecke waren nunmehr ganz mit Schweinen

und

und Federvieh angefüllt. Man schlachtete nur die kleinsten davon, weil man die größern lebendig mitzunehmen wünschte; allein man hatte bald den Verdruß zu sehen, daß diese Thiere nicht leicht etwas anders, als die dasigen Landesfrüchte fressen wollten. Man mußte sich also bequemen, die meisten abzuschlachten und einzusalzen; indeß brachte man doch zwei dieser Thiere, eine Sau und einen Eber, glüklich nach England, wo die erstere Junge warf und bald darauf verschied.

Um das Innere des Landes etwas genauer kennen zu lernen, beordrte der Capitain einen seiner Officiere mit einer guten Parthei bewafneter Leute, längst dem Flusse, so weit er konnte, hinzumarschiren, und über alles, was ihm vorkommen würde, sorgfältige Beobachtungen anzustellen. Auf den Fall, daß er von den Eingebohrnen angegriffen würde, sollte er alsobald ein Feuer anzünden lassen, dessen aufsteigender Rauch dem Capitain zum Signale dienen sollte.

Den Tag vorher schikte man der Königin ein ansehnliches Geschenk, welches aus zwei welschen Hähnen, drei chinesischen Fasanen, zwei Gänsen, einer trächtigen Kaze, etwas Porcellan, einigen Spiegeln, gläsernen Flaschen, Hemden, Nadel, Zwirn, Tuch, Erbsen, Bohnen, verschiedenen Arten von Gartensämereien, nebst einer Schaufel, und einer großen Menge von Messern, Scheeren, und ähnlichen Eisenwaaren bestand. Es erfolgte dafür ein Gegengeschenk von achtzehn Schweinen und verschiedenen Früchten.

Am

Am folgenden Tage, da das Commando seinen Marsch anstellen sollte, verfügte sich der Capitain selbst zur Königin, um sie, nebst andern Standespersonen einzuladen, den Tag an Bord des Schiffes zuzubringen. Er that dies vornehmlich zur Sicherheit des ausgesandten Trupps, weil er hoffen durfte, daß man gegen diesen nichts unternehmen würde, sobald man wüßte, daß die Königin und die Vornehmsten des Landes in seiner Gewalt wären.

Da er so eben eine, früh Morgens sich ereignende Sonnenfinsterniß beobachtet hatte: so nahm er das dazu gebrauchte Fernrohr mit. Er zeigte es der Königin, und nachdem er ihr den Gebrauch davon durch Zeichen begreiflich gemacht hatte: so richtete er es auf verschiedene weit entfernte Gegenstände, die ihr zwar bekannt waren, aber welche sie mit bloßen Augen von ihrer Wohnung ab nicht unterscheiden konnte. Er ließ sie hierauf durch dasselbe hinsehn. Sobald sie jene Gegenstände so nahe und so deutlich vor sich sahe, sprang sie vor Erstaunen zurük. Sie richtete hierauf ihre Augen nach der Gegend hin, wo jene Dinge sich befanden, und stand eine Zeitlang unbeweglich still. Dann sahe sie zum zweitenmale hindurch, und bemühete sich von neuem, wiewohl abermals vergeblich, die Gegenstände, welche sie durch das Fernglas erblikt hatte, mit bloßen Augen ausfindig zu machen. Ihre Mienen und Gebehrden drükten dabei ein Gemisch von Erstaunen und Entzücken aus, welches keine Sprache beschreiben kann.

Man

Man verfügte sich hierauf nach dem Schiffe. Hier ließ der Capitain eine gute Mahlzeit zurichten, wovon die ganze Gesellschaft mit Appetit aß; nur die Königin nicht. Diese war nicht zu bewegen, irgend etwas zu genießen; vermuthlich, weil die Betrübniß über die nahe Abreise ihrer Freunde, der Engländer, ihr alle Eßlust benommen hatte.

Gegen Abend kehrte das ausgeschikte Commando zurük; und die Königin wurde mit ihren Begleitern nun auch wieder ans Land geschikt.

Beim Weggehen fragte sie den Capitain durch Zeichen: ob er seinen Vorsaz, schon so bald abzureisen, noch nicht geändert habe? und da dieser erwiederte, daß er zu der einmal festgesezten Zeit die Insel nothwendig verlassen müßte: so brach sie in einen Strom von Thränen aus, und konnte lange nicht beruhiget werden. Endlich, da sie sich ein wenig gefaßt hatte, gab sie durch Zeichen zu verstehn, daß sie Morgen wiederum an Bord kommen wollte; und darauf ließ sie sich ans Land rudern.

Der mit dem Commando ausgeschikt gewesene Officier stattete dem Kapitain über den Erfolg seiner Unternehmung folgenden Bericht ab:

„Bei unserer Abreise, welche des Morgens um vier Uhr geschahe, gieng ich zuerst zu unserm alten Manne, und bat ihn, uns zu begleiten. Dann theilte ich meine Leute in zwei Partheien, und ließ die eine dissеits, die andere jenseits des Flusses gehn. Wir kamen bald in ein breites und langes Thal, wo wir viele Wohnungen mit Gärten fanden. Die lezтern

ken waren mit einem Walle von Erde umgeben, und um die erstern wimmelte es überall von Schweinen und Federvieh. Das Erdreich dieser Gegend schien ungemein fett und fruchtbar zu seyn."

„Nachdem wir zwei englische Meilen zurükgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; das eine Ufer des Flusses erhob sich zu einer schroffen Anhöhe, und wir sahen uns daher genöthiget, alle auf dem andern Ufer zu marschiren. An einem Orte, wo der Fluß von einem Berge herabstürzte, hatten die Eingebohrnen Wasserleitungen angelegt, um ihre Gärten und Obstwälder zu bewässern. Das Erdreich war hier in gewissen Abtheilungen ordentlich umzäunt, welches die Aussicht über diese Gegend hin gar sehr anmuthig machte. Die Apfel- und Brodfruchtbäume standen an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Kokos- und Plantanenbäume hingegen, welche einen feuchteren Boden erfordern in der Ebene. Ueberall wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gesträuch."

„Weiter hin machte der Fluß unzählige Krümmungen, und die Hügel erhoben sich nunmehr an beiden Seiten desselben zu hohen Bergen, aus denen überall große Felsenklumpen hervorragten und über unsern Köpfen hiengen. Das Marschiren wurde von da an sehr beschwerlich, weil man fast unaufhörlich klimmen mußte. Wir wurden dadurch so abgemattet, daß wir uns niedersezen mußten, um ein wenig auszuruhen, und uns erst durch ein gutes Frühstük zu erquicken."

„Aber kaum hatten wir uns gelagert, als wir durch einen großen Lärm und durch ein lautes Geschrei vieler vereinigten Stimmen erschrekt wurden. Wir sprangen auf, griffen nach den Waffen, und erblikten eine Menge von Männern, Weibern und Kindern oberhalb auf einem Berge, an dessen Fuße wir uns gelagert hatten. Unser Alter lief augenblicklich nach ihnen hin, indem er uns zuwinkte, daß wir ruhig sizen bleiben sollten. Sobald er zu ihnen kam, legte sich der Lärm augenblicklich, und es währte nicht lange, so waren alle verschwunden.“

„Sie kehrten indeß nach einiger Zeit zurük, und brachten ein großes gebratenes Schwein, nebst einem reichlichen Vorrathe von Brodfrucht und andern Erfrischungen. Dies alles überlieferten sie dem Alten, und dieser theilte es unter unsere Leute aus. Ich hingegen beschenkte sie dafür mit Nägeln, Glaskorallen und ähnlichen Sachen, welche ihnen viel Vergnügen machten.“

„Wir verfolgten hierauf das Thal, so weit wir konnten, indem wir alle Wasserbäche, die aus den Bergen flossen, auf das sorgfältigste untersuchten, ob wir etwan irgend eine Spur finden könnten, daß es hier Metalle oder Erze gebe. Allein unsere Nachforschungen blieben fruchtlos.“

„Als wir im Fortgehn einen Berg erreicht hatten, den wir ersteigen mußten, gab unser alter Führer uns zu verstehn, daß er müde sey, und nun wieder nach Hause zu gehen wünsche. Aber ehe er uns verließ, bewog er einige Eingebohrne, uns statt seiner

ner zu begleiten und unser Gepäk zu tragen. Dann trat er seinen Rükweg an; wir aber begannen den Berg hinaufzusteigen.“

„Wir bemerkten, daß der ehrliche Alte sich von Zeit zu Zeit nach uns umsahe; und als wir an eine Stelle gekommen waren, wo Gesträuch und Dornen das Hinanklettern äusserst beschwerlich machten: so sahen wir ihn bis so weit zurükkommen, daß er uns mit seiner Stimme erreichen konnte. Hier rief er seinen Landsleuten zu; und diese liefen hierauf also bald voran, um uns erst den Weg zu bahnen. Sie reichten uns auch von Zeit zu Zeit Erfrischungen, bald an Wasser, bald an Früchten, und erleichterten uns das Klettern, indem sie uns an den steilsten Orten die Hände boten. So sehr mußte der gute Alte uns ihnen empfohlen haben!“

„Als wir den Gipfel erreicht hatten, sezten wir uns abermals nieder, um ein wenig auszuruhen. Wir hatten gehoft, an dieser Stelle die ganze Insel übersehen zu können: aber jezt, da wir da waren, sahen wir uns mit andern, ungleich höhern Bergen umringt, in Ansehung welcher wir nur in einem Thale zu seyn schienen. Nach derjenigen Seite hin, wo das Schiff vor Anker lag, war die Aussicht bis zum Entzücken schön. Die Berge rund umher waren mit Holz bewachsen; sie hatten ein malerisches Ansehn, und die Seiten derselben waren überall mit Dörfern besezt. Einen noch reizernden Anblik gewährten die noch stärker bevölkerten Thäler zwischen den Bergen; und so weit unser Auge reichte,

sahen wir nirgends einen unfruchtbaren oder öden Flek."

„Wir fanden hie und da Zuckerrohr, welches wild wuchs; auch Ingwer. Ausserdem bemerkte ich einen Baum, der einem Strunke von Farrenkraute ähnlich, aber dabei vierzehn bis funfzehn Fuß hoch war. Um den natürlichen Reichthum dieser anmuthigen Insel an Früchten und Gewächsen vermehren zu helfen, stekte ich hie und da Kerne von Pfirsichen, Kirschen, Pflaumen, Citronen und Pommeranzen in die Erde, und streuete allerlei Gartensämereien an solchen Stellen aus, wo ich glaubte, daß sie am besten fortkommen würden."

„Bei unsrer Rükkehr nach dem Schiffe machten wir je zuweilen einen kleinen Abstecher in anmuthige Thäler, und wurden von unsern indianischen Führern überall begleitet. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten zurük; beschenkten unsere Wegweiser reichlich, und entließen sie hierauf mit großer Zufriedenheit von beiden Seiten."

Am folgenden Morgen gegen zehn Uhr kam die Königin mit einem Geschenke von Schweinen und Federvieh an Bord; hielt sich aber diesmal nicht lange auf, sondern kehrte bald wieder zurük ans Land. Auch der Markt auf dem Wasserplaze war an diesem Tage sehr ergiebig; und der Constabel sahe sich im Stande, ohngefähr dreißig Schweine, eine Menge Federvieh und sehr viel Früchte an Bord zu schicken. Man sammelte jezt auch fleißig Holz und Wasser ein, und machte alles fertig, um wieder in See zu gehn.

Nach-

Nachmittags um drei Uhr kam die Königin abermals und zwar im größten Staate und in Begleitung eines sehr zahlreichen Gefolges, an Bord. Sie brachte auch einige vortrefliche Früchte mit, und als sie dieselben übergeben hatte, erneuerte sie ihre Bitte, daß der Capitain seine Abreise noch um zehn Tage aufschieben möchte; wobei sie zu verstehen gab, das sie alsdann ins Land reisen und eine Menge von Schweinen, Federvieh und Früchten mitbringen wollte. Der Capitain bezeugte ihr für so viel Freundschaft und Güte die größte Dankbarkeit, fügte aber hinzu, daß er den folgenden Morgen unfehlbar abreisen müsse. Darüber brach sie abermals in bittere Thränen aus.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurükkommen würde? und der Capitain bedeutete ihr die Zahl von 50 Tagen. Sie gab hierauf durch Gegenzeichen zu verstehn, daß er doch nur 30 Tage ausbleiben möchte; da aber jener unerbittlich war, und immer bei der Zahl funfzig blieb: so schien sie endlich damit zufrieden zu seyn. Sie blieb, bis es Nacht wurde, an Bord; und auch da kostete es noch Mühe, sie zu bewegen, sich wieder ans Land zu verfügen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie warte, warf sie sich auf eine Kiste hin und weinte lange mit so unmäßiger Betrübniß, daß sie auf alle Bemühungen, sie zu beruhigen, gar nicht zu achten schien. Endlich bequemte sie sich, wiewohl höchst ungern, ins Boot zu steigen, und man brachte sie ans Land.

Der alte Mann, dieser treue und behülfliche Freund unserer Reisenden, hatte oft den Wunsch geäussert, daß sein Sohn, ein Bursche von ohngefähr 14 Jahren, sie bei ihrer Abreise begleiten möchte, und dieser schien es auch zufrieden zu seyn. Allein seit zwei Tagen war er nunmehr unsichtbar geworden. Man erkundigte sich nach ihm, und der Alte gab zu verstehn, daß er ihn ins Land geschikt habe, um ihn von seinen Freunden Abschied nehmen zu lassen. Allein dies mochte wohl eine Ausrede seyn. Vermuthlich war dem Vater, da die Stunde der Trennung sich nahete, das Herz schwer geworden; und er hatte den Knaben auf die Seite geschaft, um sein Wort mit guter Manier zurükzunehmen. Und wer konnte dem väterlichen Herzen das verübeln?

Beim Anbruch des folgenden Tages schikte man die Böte zum leztenmal ans Land, um noch diejenigen Wasserfässer anzufüllen, welche etwa wieder mochten leer geworden seyn. Als sie sich der Küste näherten, sahen sie mit Erstaunen den ganzen Strand mit Eingebohrnen bedekt. Man fand es bedenklich, sich unter eine solche Menge zu wagen, und wollte schon wieder umkehren, als die Königin hervortrat, der Menge ein Zeichen gab, daß sie sich über den Fluß zurükziehn sollten, und hierauf den Leuten in den Böten winkte, daß sie landen möchten. Man folgte ihr.

Unterdeß, daß die Leute die Wassergefäße füllten, ließ sie Schweine und Früchte in die Böte bringen; und als man wieder abstoßen wollte, verlangte sie

noch

nach einmal mit an Bord genommen zu werden. Allein der commandirende Officier hatte gemessenen Befehl, keinen der Eingebohrnen zurükzuführen, und mußte ihr also eine abschlägige Antwort geben. Sogleich ließ sie einen ihrer eigenen Kähne aufs Wasser bringen, und ihre Leute mußten sie nach dem Schiffe hinrudern. Eine Menge anderer Kähne folgten ihr nach.

Sobald sie beim Schiffe angelangt war, stieg sie sogleich an Bord; sie konnte aber vor Wehmuth nicht sprechen, sondern sezte sich nieder und weinte bitterlich. Die tragische Scene dauerte ohngefähr eine Stunde; worauf sich ein günstiger Wind erhob und man die Anker lichtete. Als sie nun sahe, daß es nothwendig geschieden seyn müsse, umarmte sie alle auf das zärtlichste und unter vielen Thränen, worauf sie in einen Kahn geführt wurde. Ihr ganzes Gefolge stimmte in ihre Betrübniß ein.

Kaum hatte man die Segel ausgespannt, als der Wind sich schon wieder legte, und das Schiff auf seiner Stelle liegen blieb. Der Capitain ließ hierauf die Böte vorspannen, um das Schiff zu bugsiren (meine Leser wissen aus dem Vorhergehenden, was dies sagen will.) Als die Indianer in den Kähnen dies bemerkten, kehrten sie wieder zurük, und die Königin ließ ihren eigenen Kahn an das Schiff befestigen. Dann sezte sie sich selbst vorn in ihrem Kahne nieder, und weinte ganz untröstlich.

Der Capitain beschenkte sie noch mit allerhand Sachen, von denen er glaubte, daß sie ihr angenehm

nehm seyn würden. Sie nahmen alles stillschweigend hin, sahe aber nichts davon mit Aufmersamkeit an. Gegen zehn Uhr hatten die Böte das Schiff glüklich über die Reihe von Klippen hinausgeschleppt; und als sich zu gleicher Zeit ein frischer Wind erhob: so nahmen die Indianer und besonders die Königin noch einmal einen so beweglichen Abschied, daß alle dadurch gerührt wurden. Der Capitain selbst mußte sich eine Thräne der Wehmuth aus den Augen wischen.

7.

Fahrt von Otaheite nach Tinian; von da über Batavia nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Rükreise nach England.

Ich übergehe, was unsere Reisenden von den Sitten, Gebräuchen und Künsten der Bewohner von Otaheite aufgezeichnet haben, um nicht in den Fall zu gerathen, einerlei Sachen zweimal erzählen zu müssen. Denn da ich nächstens Gelegenheit haben werde, meine jungen Leser noch einmal nach dieser merkwürdigen Insel und zwar in einer Gesellschaft zurükzuführen, welche mehr Zeit und Gelegenheit haben wird, interessante Bemerkungen zu machen: so sey es mir vergönnt, alles, was die Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Bewohner betrift, bis dahin zurükzubehalten. Es war mir dermalen blos darum zu thun, meine Leser nur erst vorläufig aufmerksam darauf zu machen, und ihnen den

Wunsch

Wunsch einzuflößen, künftig umständlicher darüber unterhalten zu werden. Diese Absicht aber glaube ich durch das Gesagte schon erreicht zu haben. Ich verlasse daher für diesmal Otaheite, und fahre fort zu erzählen, was unsern Reisenden auf ihrer fernern Fahrt begegnet ist.

Es war am 27sten Julius 1767 als man wieder unter Segel gieng, nachdem man bei dieser eben so angenehmen als gesegneten Insel etwas über einen Monat vor Anker gelegen hatte. Man steuerte, um den Lauf um die Erdkugel zu vollenden, von neuem gegen Westen, und entdekte nach und nach verschiedene andere, aber größtentheils so unbeträchtliche Inseln, daß ich es nicht der Mühe werth achte, meine jungen Leser mit einer Beschreibung derselben aufzuhalten.

Nur einer Bemerkung muß ich erwähnen, welche man bei der fünften neuentdekten Insel, die Keppelsinsel genannt, zu machen Gelegenheit hatte, weil sie einen Umstand betrift, der in die Geschichte der Menschheit gehört. Man beobachtete nemlich allda, daß den sämtlichen Einwohnern, welche übrigens denen auf Otaheite, völlig ähnlich zu seyn schienen, das vordere Gelenk des kleinen Fingers fehlte, und man glaubte deutlich wahrzunehmen, daß es durch einen Schnitt absichtlich abgenommen wäre. Die Ursache davon konnte man nicht erfahren. Vielleicht war es blos eine von jenen albernen und ungereimten Moden, wodurch man den menschlichen Körper in verschiedenen Ländern und auf verschiedene

schiedene Weise zu verunstalten die Thorheit hat, in der Meinung, ihn dadurch schöner zu machen, als der Schöpfer ihn zu bilden wußte; vielleicht auch, daß der Grund dieses unvernünftigen Gebrauchs in gewissen religiösen Vorurtheilen lag, wodurch die Menschen oft zu noch viel grössern Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten verleitet worden sind. So wie es Zeiten gab, wo man dem Gott der Liebe einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn man ihm zu Ehren seine Brüder schlachtete oder lebendig verbrannte: so mochten jene armen Insulaner vielleicht auch in dem kindischen Wahne stehn, daß ihrer Gottheit ein Gefalle damit geschähe, wenn sie ihren eigenen Körper verstümmelten. Wer vermag die Grenze der tollen Ausschweifungen anzugeben, zu welchen Aberglaube und Schwärmerei die armen unerleuchteten Menschen zu verleiten pflegen! O meine jungen Freunde! beklagt, so oft euch künftige Beispiele dieser Art vorkommen werden, die unglüklichste aller Verirrungen des menschlichen Geistes, die, daß er grade das, was unser größter Segen seyn könnte, die Religion, durch Zusäze von Irrthum und verderblichen Vorurtheilen oft in den größten Fluch für uns verwandelt hat! Bestrebet euch, so viel an euch ist, eure Begriffe von dem höchsten Wesen durch vernünftiges Nachdenken von allen unwürdigen menschlichen Vorurtheilen zu läutern; legt dabei beständig die unwidersprechlich wahre Hauptidee zum Grunde, daß dieses erhabene Wesen die allumfassende Liebe sey, und also nichts von uns fordern könne, als was auf unsere eigene und unserer Brüder wahre Glükseligkeit abzwekt. Dann werdet ihr

Verir-

Verirrungen jener Art für euch selbst zu vermeiden wissen und, wenn ihr sie an andern bemerkt, es für eure heilige Pflicht halten, solche unglükliche Menschen, wofern ihr könnt und dürft, eines Bessern zu belehren. —

Jezt wieder zurük zu unsern Reisenden!

Da man den 176sten Grad der westlichen Länge zurükgelegt hatte, steuerte man, wie meine Leser auf unserer Charte sehen können, gen Nordwesten, weil man die Absicht hatte, die uns schon bekannte Insel Tinian aufzusuchen, um allda wieder neue Erfrischungen einzunehmen, und das Schiff, welches all nach gerade baufällig zu werden anfieng, so viel möglich auszubessern. Man erreichte dieselbe den 19ten Sept. und warf daselbst die Anker aus.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte ans Land geschikt, um Gezelte aufzuschlagen, und einige Erfrischungen zu holen. Diese kehrten gegen Mittag zurük, und brachten Kokosnüsse, Citronen und Pomeranzen mit. Hierauf wurden zuvörderst die Kranken, vierzig an der Zahl, nebst dem Schifsarzte ans Land gebracht. Der Capitain selbst und sein erster Lieutenant gehörten mit dazu. Auch die Schmiede nebst den Werkzeugen der Zimmerleute wurden dahingeschaft, um alles, was zur Ausbesserung des Schiffs erfoderlich war, mit größerer Bequemlichkeit auf dem Lande zu verarbeiten. Von den Gesunden nahm der Capitain zwölf Mann, nebst einem Officier mit, um dieselben tiefer ins Land auf die Büffeljagd zu schicken.

Denn,

Denn, daß es auf dieser Insel wildes Rindvieh und wilde Schweine giebt, das haben wir schon durch die vorhergehende Erzählung erfahren.

Schon am folgenden Tage, da die Jäger einen schönen jungen Stier erlegt hatten, der ohngefähr vier Centner schwer seyn mochte, sahe man sich im Stande die ganze Mannschaft zu Lande und an Bord mit frischem Fleische, Brodfrucht, Citronen und Pomeranzen zu versorgen. Diese erfrischenden Nahrungsmittel, verbunden mit dem Genuß der Land-Luft, äusserten bald eine heilsame Wirkung auf die Kranken und machten sie genesen. Man war nun auch fleißig darüber her, die baufälligen Stellen des Schiffs aufzusuchen und auszubessern. Ein Theil der Mannschaft war täglich mit Jagen beschäftiget, und ein anderer mußte Früchte, Holz und Wasser einsammeln. Die Jagd war indeß mit großer Beschwerlichkeit verbunden: denn das Vieh war so scheu geworden, daß es Künste kostete, ihm nahe zu kommen; und die Insel war an den meisten Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß man unbeschreiblich viel Mühe hatte, sich hindurch zu arbeiten. Man denke sich die brennende Sonnenhize, welcher man dabei ausgesezt war, hinzu; und man wird sich ohngefähr einen Begriff von den Mühseligkeiten machen können, die mit dieser Jagd verbunden waren.

Man blieb beinahe einen vollen Monat hier, weil die nöthigen Schifsausbesserungen nicht früher vollendet werden konnten. Dann gieng man neugestärkt

wieder

wieder unter Segel, und machte zum nächsten Bestimmungsorte die Hauptstadt Batavia auf der den Holländern gehörigen Insel Java in Ostindien.

Diese neue Fahrt war mit neuen, sehr großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Man hatte häufig mit den fürchterlichsten Stürmen zu kämpfen; und es fand sich bald, daß das Schiff, der sorgfältigsten Ausbesserung ungeachtet, noch mehr Wasser einließ, als zuvor. Ungeheure Wogen brachen sich zuweilen über dem Verdecke des Schiffs, führten manches, sogar eins der Böte, hinweg, und zerbrachen das Steuerruder zusamt den Klappen an den Schießscharten. Es regnete dabei heftig; der Donner brüllte, die Blize leuchteten, und oft war der Himmel in so schwarze Wolken gehüllt, daß man mitten am Tage nicht von einem Ende des Schiffes zum andern sehen konnte. An einem dieser grauenvollen Tage wurde der Schifsschneider vermißt; und es blieb unentschieden, ob der Sturm ihn hinweg geblasen hatte, oder ob er vielleicht, um sich Herz zu machen, ein wenig zu viel getrunken haben mochte und in diesem Zustande über Bord getaumelt war.

Nach unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte man endlich den 30sten November Batavia, und legte sich daselbst vor Anker.

Der Capitain schikte alsobald ans Land, und ließ den Statthalter um die Erlaubniß bitten, Erfrischungen einkaufen zu dürfen, wobei er sich erbot, ihn zu begrüßen, wenn er das Compliment mit einer gleichen Anzahl von Kanonenschüssen erwiedern wollte.

wollte. Der Statthalter willigte in beides ein. Man begrüßte ihn daher mit dreizehn Kanonenschüssen, welche von der Festung aus mit vierzehn beantwortet wurden. Meine jungen Leser müssen nemlich wissen, daß die seefahrenden Nationen in Ansehung dieses Ceremoniels höchstpünktlich und auf die Beobachtung derselben äusserst aufmerksam sind. Ein Ehrenschuß mehr oder weniger wird für eine Sache von großer Wichtigkeit gehalten, und es kann darüber oft zu Feindseligkeiten kommen; so wie mitten auf dem Meere zwischen zweien oder mehreren sich einander begegnenden Kriegesschiffen von verschiedenen Nationen oft unangenehme Auftritte wegen der Frage entstehn: welche Nation die andere zuerst begrüßen soll?

Der Capitain berief hiernächst das Volk aufs Verdek, und belehrte sie, welche gefährliche Folgen in dem ungesunden Clima dieser Gegend Unmäßigkeit und Trunkenheit zu haben pflegen. Er machte hierauf den Befehl bekannt, daß keiner, der ans Land geschikt werden würde, sich daselbst betrinken oder irgend ein starkes Getränk mit an Bord bringen sollte; und er sezte auf die Uebertretung dieses Gesezes eine schwere Strafe.

Unter andern zur Fortsezung der Reise unentbehrlichen Sachen, welche man hier einzukaufen wünschte, war auch ein Anker, weil man deren zwei verlohren hatte. Allein diejenigen in Batavia, welche dergleichen zu verkaufen hatten, wollen sich der Noth, worinn sie den Capitain glaubten, zu Nuze machen, und forderten so unbescheiden, daß dieser

es

es für schimpflich hielt, sich einen solchen Tribut von ihnen auflegen zu lassen, und sich lieber ohne den Anker behelfen wollte. Er kaufte also gar keinen, und jene verloren dadurch einen billigen Gewinn, weil sie nach einem unbilligen getrachtet hatten.

Man fand zu Batavia ein englisches Schiff, Falmouth genannt, welches schon seit vielen Jahren in den kläglichsten Umständen hier gelegen hatte und gänzlich unbrauchbar geworden war. Es hatte immer auf Verhaltungsbefehle aus England gewartet, und diese waren immer ausgeblieben. Die Officiere wandten sich jezt an den Capitain Wallis, und baten ihn inständigst, daß er sie und die übrige Equipage ihres verfallenen Schiffs doch mit nach England nehmen möchte. Sie stellten vor, daß sie hier doch schlechterdings nichts thun könnten, was den Dienst des Königes beträfe; daß der Constabel des Schiffs seit geraumer Zeit todt sey; daß sie ihr Pulver auf Befehl der Holländer hätten in die See werfen müssen; daß ihre übrigen Vorräthe verdorben wären; daß der Oberbootsmann vor Kummer und Aerger wahnsinnig geworden sey, und in einem holländischen Hospitale sich befinde; daß der Schiffszimmermann todtkrank und der Schiffskoch ein verwundeter Krüppel wäre. Man sey ihnen, fügten sie hinzu, nun schon seit zehn Jahren ihren Sold schuldig, und sie wären unter dieser Zeit alt und elend geworden: allein sie wollten jezt lieber alles einbüßen und in den niedrigsten Diensten nach Hause gehn, als das Elend ihres jezigen Zustandes noch länger ertragen; weil sie auf Befehl der Holländer

nicht

nicht eine einzige Nacht am Lande verweilen dürften, sondern immer auf dem Wrak ihres Schiffes bleiben müßten, wo, wenn sie krank wären, niemand sie besuchte, und wo sie in beständiger Gefahr stünden, von den Malaien ermordet zu werden.

Der Capitain wurde von Mitleid gegen diese seine unglüklichen Landsleute stark gerührt: allein da ein Mann im Dienst des Staats bei Vorfällen dieser Art nicht sein Herz, sondern seine Verhaltungsbefehle zu Rathe ziehen muß; und da die seinigen ihm nicht zu erlauben schienen, das von ihm begehrte Werk der Menschlichkeit zu verrichten: so antwortete er mit Bedauern, daß es nicht in seinem Vermögen stünde, ihren Wunsch zu erfüllen; daß er aber bei seiner Zurükkunft in England nicht ermangeln würde, ihre traurige Lage dringend vorzustellen, um ihnen schleunige Hülfe auszuwirken. Die Unglüklichen verließen ihn hierauf mit weinenden Augen.

Ich habe dieses Vorfalls deswegen hier erwähnt, damit meine jungen Leser, deren viele vermuthlich auch zu wichtigen Staatsämtern gelangen werden, frühzeitig lernen mögen, daß es Fälle giebt, wo man den Antrieb der schönsten Tugend, der des Mitleids und der Menschlichkeit, bei sich unterdrücken und sich lediglich auf das einschränken muß, was unser bestimmter Beruf von uns fordert. Es ist für ein empfindliches Herz immer schwer und höchsttraurig, diese harte Forderung in Erfüllung zu bringen: aber eben deswegen muß man zum voraus darauf gefaßt seyn, und sich geübt haben, in Fällen dieser Art

mehr

mehr seiner Vernunft, als seinen Empfindungen Gehör zu geben, so wohlgegründet die leztern auch immer seyn mögen.

Da der Befehl des Capitains in Ansehung der Enthaltsamkeit von starken Getränken strenge befolgt wurde: so hatte er das Vergnügen nach acht Tagen, da man wieder unter Segel gieng, sein gesamtes Schiffsvolk, bis auf einen schon lange kränkelnden Matrosen, völlig gesund zu sehen.

Die nächste Fahrt gieng nun nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung; und auf dieser erfuhren sie verschiedene sehr unangenehme Widerwärtigkeiten. Ein Matrose stürzte von der Raa*) des grossen Masts herab, und verwundete im Herabfallen zwei andere dergestalt, daß einer davon starb, der andere aber mit einer leichten Quetschung davon kam. Er selbst blieb auf der Stelle todt.

Auch Krankheiten und zwar von der gefährlichsten Art, nemlich Durchfälle und Faulfieber nahmen nunmehr auf dem Schiffe überhand. Drei wurden davon nach einander hingerafft, und nicht weniger, als vierzig andere lagen gefährlich darnieder. Der Gehülfe des Schiffsarztes war selbst unter dieser Zahl, und diejenigen Matrosen, welche man zu Krankenwärtern ernannte, wurden nach einigen Tagen gemeiniglich selber krank. Zur Vergrößerung dieses Unglüks wurde das Schiff jezt so leck, daß es während jeder Schiffswache, das ist, alle vier Stunden, mehr als drei Fuß hoch Wasser einließ, so daß fast unaufhörlich gepumpt werden mußte, um das Schiff nur flott zu erhalten und nicht sinken zu lassen. Auch

*) Queerstange.

das ganze Obergebäude desselben war sehr lose und leck, so daß das Wasser, so oft die See hoch gieng, an mehreren Orten zugleich eindrang.

Dennoch ließ man den Muth nicht sinken, sondern fuhr unverdrossen fort, jedes Hülfsmittel anzuwenden, welches die Vernunft ersann und die Umstände an die Hand gaben. Die Vorsehung segnete ihre ausdauernde Geduld; es gelang ihnen, sich und das Schiff zu erhalten, und nach einer Fahrt von acht Wochen hatten sie das Vergnügen, das Cap zu erreichen und in dem dabei befindlichen Busen, die Tafelbai genannt, vor Anker zu kommen.

Um dasjenige zu bestätigen, was ich oben von der See-Etiquette in Ansehung der Begrüßung durch Kanonenschüsse sagte, kann ich nicht umhin anzumerken, daß unser Capitain Wallis es hier abermals der Mühe werth hielt, in sein Tagebuch einzutragen: wie viel Ehrenschüsse er beim Vorgebirge gethan und wie viel man ihm dafür zurükgegeben habe. Es lagen nemlich in der Tafelbai verschiedene andere Schiffe vor Anker, worunter ein französischer Ostendienfahrer und ein englisches Paketboot oder Postschiff war. Wallis begrüßt also zuvörderst den Statthalter mit dreizehn Kanonen, und dieser erwiederte das Compliment mit eben so vielen Gegenschüssen. Dann begrüßte das englische Paketboot, als ein kleineres Schiff, den Delphin mit eilf Schüssen, und Wallis dankte ihm mit neun. Hierauf kam die Reihe an das französische Schiff, welches gleichfalls zuerst, und zwar mit neun Schüssen salu-

zirte,

tirte, und dafür eine Danksagung, aber nur von sieben Gegenschüssen erhielt, vermuthlich weil es kein eigentliches Kriegsschiff, sondern nur ein Kauffartheischiff war.

Nachdem man diese wichtige Angelegenheit in Ordnung gebracht hatte, ließ Wallis den Statthalter um die Erlaubniß ersuchen, sich hier mit Erfrischungen versehen zu dürfen, und er erhielt dieselbe ohne Umstände. Auch vergönnte ihm der höfliche Statthalter an einem von der Stadt etwas entlegenen Orte Gezelte aufzuschlagen und seine Kranken dahin schaffen zu lassen, damit sie der heilenden Landluft genießen möchten. Der Capitain war abermals selbst unter dieser Anzahl. Er ließ sich daher auch ans Land bringen, und blieb daselbst, jedoch ohne Erleichterung, so lange das Schiff hier vor Anker lag. Alle andere Kranken genasen in kurzer Zeit, und die gesunde Luft dieser Gegend bekam vielen so wohl, daß sie ein besseres Ansehen erhielten, als sie damals hatten, da sie aus England reiseten.

Man war nun fleißig darüber aus, das Schiff zu kalfatern *), und jede schadhafte Stelle desselben, so weit es thunlich war, auszubessern. Auch versorgte man sich mit jeder Art von Schifsbedürfnissen; und da man mit allem fertig war, gieng man neugestärkt und voll Hoffnung, den Rest ihrer langen Reise glüklich zu endigen, wieder unter Segel.

Nach einer glüklichen Fahrt von vierzehn Tagen erreichte man die englische Insel St. Helena, die

 meine

*) Die Rizen mit Werg auszustopfen, und dann mit pech und Theer zu überschmieren.

meine jungen Lyst entweder schon kennen, oder auf jeder Charte von Afrika, dem untern Theile dieses Landes gegenüber, leicht werden finden können. Der Capitain wurde hier von dem Statthalter sehr höflich aufgenommen; und das Schiffsvolk hatte Gelegenheit, ausser verschiedenen andern Erfrischungen, auch einen ansehnlichen Vorrath von Portulak dazusammeln, welcher auf dieser Insel in grosser Menge wächst.

Man verweilte allda nur bis zum dritten Tage, und nach einer abermaligen Reise von acht Wochen, auf welcher sich eben nichts ereignete, welches erzählt zu werden verdiente, kam das Schiff den 20sten Mai 1768 bei den Dünen wohlbehalten vor Anker, nachdem man die ganze lange und gefahrvolle Reise in 637 Tagen glüklich zurükgelegt hatte.

III.

Beſchreibung

einer

Reiſe um die Erdkugel,

angeſtellt

von dem brittiſchen Schifskapitain

Philipp Carteret,

in dem Jahre 1766 und vollendet im Jahre 1669.

I.

Fahrt von Plymouth nach Madera und von da durch die magellanische Straße.

Diese Reise zeichnet sich von den vorhergehenden durch eine Kette von Gefahren und Mühseligkeiten aus, welche meine jungen Leser nicht ohne mitleidige Theilnehmung, hin und wieder nicht ohne Erstaunen werden lesen können. Aber Begebenheiten dieser Art hört man, wenn ich von meinem eigenen Gefühle auf die Empfindungen anderer schließen darf, am liebsten von denjenigen erzählen, welche selbst darinn verwickelt waren. Ich finde daher für gut, mich diesmal hinter den Schirm zu stellen, und den Held dieser Geschichte persönlich vorkreten zu lassen. Aufmerksamkeit wird er sich wohl ohne mein Zuthun zu erregen wissen; er mag also nur sogleich das Wort nehmen. Capitain Carteret redet.

Bald nachdem ich von der Reise um die Welt zurükgekommen war, auf welcher ich den Commodore Byron begleitet hatte, wurde ich zum Befehlshaber der königl. Schaluppe Swallow (die Schwalbe) ernannt; und erhielt Befehl, mich zu einer abermaligen Reise anzuschicken. Diese Schaluppe war ein altes Schiff; sie hatte bereits dreißig Jahre lang gedient und war daher schon so baufällig geworden, daß sie zu einer langen Reise nicht mehr tauglich zu seyn schien.

Ohne mir den Ort und die Gegend meiner Bestimmung anzuzeigen, hatte man mir blos zu verstehn gegeben, daß ich mit dem Delphin aussegeln sollte. Wohin? und auf wie lange? das blieb mir ein Geheimniß. Ich schloß indeß aus der sorgfältigen Ausrüstung des Delphins, daß dieser zu einer abermaligen Reise um die Welt bestimmt seyn dürfte. Allein die klägliche Beschaffenheit der Swallow und der geringe Vorrath von alltäglichen Nothwendigkeiten, womit man dieselbe versahe, machten es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß auch sie zu einer so langen und gefährlichen Reise ausersehen wäre.

Ich versuchte indeß auf allen Fall, was ich durch eine Vorstellung ausrichten könnte, und hielt um eine Schmiede, um einen kleinen Vorrath von Eisen, um ein kleines Boot, und um verschiedene andere Dinge an, von denen ich aus eigener Erfahrung wußte, daß sie auf einer langen Reise unentbehrlich wären. Allein mein Gesuch wurde abgewiesen, und ich erhielt blos zur Antwort, daß das Schiff für seine Bestimmung hinreichend ausgerüstet

wäre

wäre und weiter nichts bedürfte. Dies mußte mich nothwendig in der Meinung bestärken, daß ich den Delphin nur bis zu einer gewissen Höhe begleiten und alsdann wieder umkehren sollte.

In dieser Ungewißheit segelte ich den 22sten August 1766 in Begleitung des Delphins und eines Proviantschiffes, Prinz Friedrich genannt, von Plymouth ab. Unser nächster Bestimmungsort war die Insel Madera. Diese erreichten wir, ohne merkwürdige Vorfallenheit, den 7ten September, an welchem Tage wir auf der dortigen Rhede die Anker fallen ließen. Aber noch erfuhr ich nicht, wohin ich eigentlich bestimmt war.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft allhier meldete mir der Lieutenant, daß während der Nacht neun unserer besten Leute das Schiff heimlich verlassen hätten und ans Land geschwommen wären. Sie hatten ihre Kleider zurükgelassen und nur ihre Baarschaft in einem um den Leib gebundenen Schnupftuch mitgenommen. Die ganze Gesellschaft war auf diese Weise bis an die Brandung geschwommen, welche sich hier sehr hoch gegen den Strand bricht. Durch das Getöse derselben erschrekt, war einer von ihnen wieder umgekehrt und nach dem Schiffe zurükgekommen. Die übrigen hatten es gewagt, sich durch den Wogenbruch hindurch zu arbeiten und waren fort.

Der Verlust dieser Leute würde mir sehr empfindlich gefallen seyn. Ich sezte mich daher augenblicklich hin, um dem auf der Insel befindlichen englischen

Consul zu schreiben, mir zur Wiedererlangung derselben behülflich zu seyn. Allein noch ehe ich den Brief geendiget hatte, ließ mir dieser bereits melden: daß man meine Abentheurer zum großen Erstaunen der Einwohner nakt am Strande gefunden und sie in Verhaft genommen habe, um sie mir wieder auszuliefern. Ich fertigte also gleich ein Boot ab, und ließ sie holen.

Sobald mir gemeldet wurde, daß sie wieder an Bord wären, gieng ich aufs Verdek. Hier hatte ich das Vergnügen, in ihrem ganzen Anstande so viel Schaam und Reue zu bemerken, daß ich in meinem Herzen ihnen alsobald vergab, und nur die Sache so zu finden wünschte, daß ich ihnen auch die Strafe erlassen könnte. Ich fragte sie: was sie doch immer habe bewegen können, das Schiff und den Dienst ihres Vaterlandes zu verlassen, und sich in Gefahr zu begeben, entweder von Haifischen verschlungen oder von der Brandung an der Küste zerschmettert zu werden? und sie antworteten: es wäre ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, davon zu laufen; sie wären vielmehr fest entschlossen, das Schiff, so lange es nur noch schwimmen könnte, nie zu verlassen. Aber weil zu vermuthen stünde, daß sie eine lange und gefährliche Reise vor sich hätten, und doch niemand sagen könnte, wer unterdessen leben oder sterben möchte: so wäre es ihnen sehr hart vorgekommen, daß sie nicht wenigstens Freiheit und Gelegenheit haben sollten, ihr eigenes Geld nach Belieben zu verzehren. Sie hätten daher den Anschlag gefaßt, sich die Haut nur noch einmal recht voll zu

trinken,

trinken, denn aber auch nach dem Schiffe zurückzuschwimmen; und sie hätten gehofft, dies früheren bewerkstelligen, als man sie auf dem Schiffe vermissen würde.

Da ich, wie gesagt, schon vorher gewünscht hatte, ihnen die Strafe erlassen zu können: so untersuchte ich ihre Entschuldigung eben nicht sehr strenge. Ich stellte ihnen bloß vor, wie unbedachtsam sie gehandelt hätten, und daß ich hofte, sie würden ihr Leben künftig nur bei wichtigern Gelegenheiten aufs Spiel sezen, und mir durch ihre Aufführung nicht noch einmal Ursache geben, über sie zu klagen; in dieser Hoffnung wollte ich ihnen diesmal die verdiente Strafe schenken, und mich mit der Reue und Beschämung begnügen, die sie, wie ich merkte, über ihr Vergehen fühlten. Uebrigens, fügte ich hinzu, daß ich auf dieser Reise vermuthlich gute Schwimmer nöthig haben würde: so wäre es mir lieb, nunmehr zu wissen, an wen ich mich bei vorfallender Gelegenheit zu wenden hätte.

Das gesammte Schifsvolk gab mir durch ein lautes Murmeln seinen Beifall zu erkennen; und ich fand mich in der Folge für die diesmal bewiesene Gelindigkeit reichlich belohnt. Denn unter allen Beschwerlichkeiten und Gefahren unserer nachherigen Reise konnte ich von diesen Leuten alles fordern, und sie thaten es mit einem Eifer, der ihnen selbst zur Ehre, mir aber zum größten Nuzen gereichte. Ein abermaliges Beispiel, daß Gelindigkeit auf gutgeartete Gemüther besser als Strenge wirkt.

Am 12ten September giengen wir wieder unter Segel, und nun erst eröfnete mir der Capitain Wallis die Absicht unserer Reise, indem er mir eine Abschrift von seinen Verhaltungsbefehlen mittheilte. Ich sahe nunmehr mit Bedauern, daß ich wirklich auf eine Unternehmung ausgeschikt war, zu welcher weder das Schiff, noch die Ausrüstung desselben im geringsten taugten. Allein was war zu thun? Wir mußten Folge leisten und es darauf ankommen lassen, wie und wo wir unsern Untergang finden würden. Ich sahe uns nunmehr als wahrscheinliche Opfer des Gehorsams an, beschloß indeß, meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich könnte.

Ich übergehe, was von den Vorfällen auf unserer ferneren Reise schon in der vorhergehenden Erzählung gemeldet worden ist. Als wir die magellanische Straße erreicht hatten, wurde ich beordert, vor dem Delphin hinzusegeln, um die Untiefen zu erforschen und ihm den Weg zu weisen, weil ich diese Reise schon einmal gemacht hatte. Allein mein Schiff segelte so erbärmlich, daß dies äusserst langsam von statten gieng; und der Delphin durfte meistentheils nur die eingereefften Topsegel*) gebrauchen, indeß die Swallow mit allen Segeln, die sie nur aufspannen konnte, sich schwerfällig und langsam fortarbeitete.

Nachdem

*) Die obersten kleinen Segel an den Spizen der Masten. Einreffen heißt das Segel von unten auf zusammenziehn, damit es weniger Wind fasse.

Nachdem wir auf diese Weise unter unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren ohngefähr die Hälfte der Straße zurückgelegt hatten, versuchte ich es, dem Capitain Wallis über die erbärmliche Beschaffenheit meines Schiffes Vorstellungen zu thun. Ich zeigte ihm, wie sehr er selbst dadurch aufgehalten würde, und wie unvermögend wir wären, irgend etwas zu thun, was die Absicht seiner Reise befördern könnte; und ich ersuchte ihn daher, zu überlegen, was für den Dienst des Königs am besten seyn dürfte, uns weiter mit sich zu nehmen, oder zu entlassen? Ich that den Vorschlag, daß er die Swallow in irgend einer Bucht zurücklassen möchte, und ich erbot mich auf diesen Fall, ihn mit den Hölzern derselben durch die Straße zu begleiten, welches, allem Ansehen nach, geschwinder und besser von statten gehn würde, als wenn er sich durch mein Schiff noch ferner aufhalten ließe. Um diesen Vorschlag noch annehmlicher zu machen, sezte ich hinzu: er könnte seinen Vorrath an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus meinem Schiffe ersezen. Ja ich erbot mich sogar, ihm die besten meiner Leute gegen diejenigen von den seinigen abzutreten, welche etwa Krankheitshalber zu der bevorstehenden Reise untüchtig wären. Sollte er es aber durchaus für nöthig halten, daß ich selbst, wegen der auf meiner ersten Reise erlangten Kenntniß von der Südsee, die Reise mitmachte: so ersuchte ich ihn auf diesen Fall, das Commando der Swallow seinem ersten Lieutenant zu übergehen, und erbot mich, alsdann unter ihm an Bord des Delphins zu dienen, und die Stelle des Lieutenants zu vertreten. Endlich

fügte

fügte ich hinzu, wäfern er selbst Lust hätte, die Circulation nach Europa zurückzuführen: so wäre ich auch bereit, das Commando des Delphins zu übernehmen, und die Reise allein zu vollenden.

Alle diese Vorschläge wurden verworfen. Capitain Wallis setzte ihnen jedesmal die Antwort entgegen: die Admiralität habe einmal befohlen, daß beide Schiffe diese Reise in Gesellschaft machen sollten; dieser Befehl müßte also befolgt werden, so lange es möglich wäre. — Und so setzten wir also unsere mühselige Reise in Gesellschaft fort.

Bisher war ich immer voraus gesegelt. Jetzt aber, da wir uns dem westlichen Ende der Straße näherten, kam uns der Delphin vor. Es war grade Abend, da dies geschahe; und ohngeachtet ich die ganze Nacht über unter Segel blieb, so gefährlich dies auch für uns war: so lief der Delphin gleichwohl so weit vor uns voraus, daß wir am andern Morgen nur noch die Topsegel desselben am fernen Horizont entdecken konnten. Gegen neun Uhr war er endlich ganz verschwunden. Von diesem Augenblicke an gab ich alle Hoffnung auf, ihn vor unserer Rükkunft in England jemals wieder zu sehn; und der Erfolg zeigte, daß ich mich darinn nicht geirret hatte.

Unsere Lage war nunmehr in der That höchstraurig. Alles, was zu einer solchen Reise, als die unsrige war, nothwendig erfordert wird, war am Bord des Delphins, und dieser war damit in die weite Welt gesegelt. Außer den übrigen Schifsbedürf-

dürftigen hatte er auch unsern Antheil von wollenen Tüchern und andern Zeugen, von Leinwand, Glaskorallen, Scheeren, Messern und andern Eisenwaaren an Bord, und es war mir noch nichts davon ausgeliefert worden, ohngeachtet wir beinahe neun Monate mit einander in Gesellschaft gesegelt waren. Alle diese Dinge waren uns gleichwohl unentbehrlich, wenn wir von den Indianern Erfrischungen eintauschen wollten. Nicht einmal mit einer Schmiede und mit einem Vorrathe von Eisen waren wir versehn, ohngeachtet wir wahrscheinlicher Weise in Umstände gerathen mußten, worinn wir zur Erhaltung des Schifs weder des einen noch des andern entrathen könnten. Man denke sich zu diesem Mangel noch die kläglichere Verfassung des Schifs hinzu: und man wird sich ohngefähr einen Begriff von der Mißlichkeit unserer Lage machen.

Ich hatte indeß bei allen diesen Widerwärtigkeiten den Trost, daß meine braven Leute nicht die geringsten Merkmale von Niedergeschlagenheit blicken liessen. Indem ich ihnen meinen Beifall darüber zu erkennen gab, suchte ich sie noch mehr aufzumuntern, und sagte ihnen: daß ich in ihrem Muthe, in ihrer Geschicklichkeit und in ihrem Wohlverhalten einen hinlänglichen Ersaz für die Gebrechen und den Mangel des Schifs fände. Und so sezten wir unsere Reise in Gottes Namen fort.

Die nächste Nacht brachten wir unter beständigem Sturm und in steter Gefahr hin, gegen die Küste geworfen und zertrümmert zu werden. Erst am folgenden

genden Abend glükte es uns, eine Stelle zu finden, wo wir das Schiff vor Anker legen konnten. Sobald dies geschehen war, gieng ich in meine Kajüte hinab, um ein wenig auszuruhen. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt: so entstand ein allgemeines lautes Geschrei auf dem Verdecke, welches mich nicht wenig erschrekte. Ich sprang augenbliklich zum Bette hinaus, und als ich aufs Verdek kam, hörte ich das Volk mit vereinigtem Jubelgeschrei mir entgegen rufen: der Delphin! der Delphin! Alle waren vor Erstaunen und Freude außer sich und schienen fast von Sinnen gekommen zu seyn. Allein was wars? Nachdem das allgemeine Entzüken einige Minuten gewährt hatte, fand sichs, daß dasjenige, was sie für ein Segel gehalten hatten, weiter nichts, als Wasser war, welches durch einen heftigen Windstoß in die Höhe getrieben und in der Luft umhergeschleudert wurde. Auf eine so große, aber ungegründete Freude folgte etwas Niedergeschlagenheit; aber nicht lange, so kehrte ihre gewöhnliche Standhaftigkeit zurük, und noch ehe ich wieder in meine Kajüte hinabgieng, waren schon alle wieder so aufgeräumt und lustig, als zuvor.

Noch zwei Tage mußten wir mit allen Gefahren und Mühseligkeiten kämpfen, welche die Schiffahrt unter einem so rauhen Himmelsstriche und in einer so gefährlichen Meerenge mit sich führt. Am dritten erreichten wir endlich das lezte südliche Vorgebirge. Die See gieng eben sehr hoch, und der Wind, der bis jezt östlich gewesen war, drehete sich plözlich nach Süden. Er blies mit einem male so ungestüm,

und

und die plözliche Wendung desselben verursachte so fürchterlich hohle Wogen, daß eine Menge Wasser auf das Verdek stürzte und wir dadurch in die äusserste Gefahr geriethen zu sinken. Dabei mußten wir aus allen Kräften arbeiten, um zu verhindern, daß das Schiff nicht gegen die nördliche Küste getrieben würde, in welchem Fall unser Untergang unvermeidlich gewesen wäre. Allein so sehr wir uns auch bestrebten, dieser drohenden Gefahr auszuweichen: so trieben Wind und Wellen das Schiff doch sehr schnell gegen jene Küste hin. In dieser dringenden Noth ließ ich allen unsern Wasserfässern, welche auf und zwischen den Verdecken standen, die Böden einschlagen, damit das Schiff ein wenig leichter würde und dann etwas besser segeln möchte. Durch diese Aufopferung einer der ersten und unentbehrlichsten Nothwendigkeiten gelang es uns endlich, wiewohl nur mit genauer Noth, der Gefahr zu entkommen und uns aus der Straße endlich ganz hinaus zu arbeiten.

Unsre Rettung ereignete sich grade in dem entscheidensten Augenblicke. Ein Paar Minuten später, und wir wären ohne Rettung verloren gewesen. Denn kaum hatten wir die Mündung der Straße zurükgelegt, so drehete sich der Wind abermals und lief nach Südwesten. Wäre dies einige Augenblicke früher geschehn, so war unser Untergang unvermeidlich, weil wir in diesem Falle ohnmöglich hätten verhindern können, gegen die Küste geworfen zu werden und unser Schiff zertrümmert zu sehn. Aber es gefiel der Vorsehung, unser Leben diesmal

für noch größere Mühseligkeiten zu erhalten, die unserer in der Ferne warteten.

2.

Fahrt der westlichen Mündung der magellanischen Straße nach der Insel Masafuero.

Jezt segelten wir in die unermeßliche Südsee hinein; wir konnten etwas freier athmen, und ich fieng an, über unsern bedenklichen Zustand ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

Die meisten Sorgen machte mir der Mangel an Wasser. Wir hatten einen ansehnlichen Vorrath desselben, um das Schiff zu erleichtern, auslaufen lassen; und was uns von demselben nun noch übrig war, das schien zu einer so weiten Reise, als uns nunmehr bevorstand, nicht hinlänglich zu seyn. Ich beschloß daher, erst die Inseln Juan Fernandes und Masafuero aufzusuchen, um bei diesen, wo möglich, einen größern Vorrath davon einzunehmen. Wir steuerten also nordwärts.

Aber es sollte nun einmal unser Schikſal auf dieser ganzen Reise seyn, daß wir theils mit dem Mangel, theils mit den Elementen, theils mit andern Widerwärtigkeiten unaufhörlich kämpfen mußten. Der Wind lief plözlich nicht nur nach Nord-Nord-Westen um, und blies uns also grade entgegen; sondern es stürmte nun auch fast ununterbrochen,

und

und die ungestümen Windstöße, denen wir ausgesezt waren, wurden nicht blos von einem starken Regen, sondern auch von einer Menge Hagel oder vielmehr Stücken halbgeschmolzenen Eises und von Blizen und Donnerschlägen begleitet, die wir so fürchterlich noch nie erlebt hatten. Die Wogen schwollen dabei zu einer unglaublichen Höhe an, und brachen sich von Zeit zu Zeit über dem Verdecke des Schiffes mit solcher Wuth, daß wir jedesmal ganz unter Wasser gesezt wurden und mehr als einmal schon verzweifelten, daß wir das Tageslicht je wieder erblicken würden. Dieser gräuliche Zustand dauerte vom 18ten April bis zum 8ten Mai fast unaufhörlich fort. Um diese Zeit bekamen wird endlich die Insel Masafuero und bald nachher auch die Insel Juan Fernandes zu Gesicht.

Wir steuerten auf die leztere zu. Allein bei unserer Annäherung fand ich, daß die Spanier daselbst ein Fort und eine Niederlassung angelegt hatten. Da ich es nun für bedenklich hielt, mich diesen Leuten zu erkennen zu geben, so gab ich lieber den Wunsch, uns hier mit Erfrischungen zu versorgen, auf, und segelte nach Masafuero.

Hier waren wir zwar anfangs so glüklich vor Anker zu kommen: allein kaum hatten wir ein Boot ans Land geschikt, um Trinkwasser zu holen, als ein heftiger Sturmwind uns schon wieder losriß und in die See trieb. Es fehlte wenig, so hätten wir unsere Anker dabei eingebüßt. Wir versuchten verschiedene Tage hintereinander, aber immer verge-

bens, noch einmal zu ankern, und mußten daher alle unsere Bemühungen nur darauf einschränken, uns an jedem Tage so sehr wie möglich dem Strande zu nähern, um es den Böten zu erleichtern, uns von Zeit zu Zeit eine Ladung Wasser zuzuführen. Auf diese Weise erhielten wir, wiewohl mit unbeschreiblicher Mühe, einen ziemlichen Vorrath davon; doch immer noch nicht so viel, als wir bei der Ungewißheit, ob und wann wir wieder Land erreichen würden, nöthig hatten.

Es erbot sich daher der Lieutenant Gower, dessen Muth und Geschiklichkeit in allen unsern Gefahren und Nöthen ich nicht genug preisen kann, noch einmal mit dem Boote in einer Gegend ans Land zu rudern, wo das Regenwasser sich in Lachen gesammelt hatte, weil wir von dem eigentlichen Wasserplaze, wo man einige unserer Leute zurükgelassen hatte, jezt gar zu weit weggetrieben waren. Der Tag fieng um diese Zeit schon an sich zu neigen, und kaum war das Boot eine Stunde abwesend gewesen, als das fürchterlichste Gewitter, dergleichen man in Europa gar nicht kennt, mit einem wüthenden Sturme einbrach, und uns allen den Untergang drohete. Die Nacht rükte indeß heran, und ein ununterbrochener Plazregen stürzte aus der Luft herab. Ich ließ zu wiederholten malen Kanonenschüsse thun und Feuersignale machen, um das Boot dadurch zu leiten, dessen zweifelhaftes Schikſal mir die gröste Angst verursachte. Umsonst! Das unglükliche Boot blieb aus, und es war nur gar zu wahrscheinlich, daß es, zusamt der darauf befindlichen

den wackern Mannschaft, zu Grunde gegangen sey. Meine Betrübniß darüber war sehr groß.

Aber noch größer war denn auch meine Freude, als es endlich gegen sieben Uhr, da wir bereits alle Hoffnung, es wieder zu sehn, aufgegeben hatten dennoch wieder zu uns kam. Mit unbeschreiblichem Entzücken eilten wir, Mannschaft und Boot sogleich an Bord zu nehmen, und wohl bekam es uns und ihnen, daß wir damit geeilt hatten! Denn man war kaum damit zu Stande gekommen, als ein so fürchterlicher Windstoß uns erreichte, daß, wenn wir nur eine Minute gezaudert hätten, Boot und Mannschaft ohne Rettung verloren gewesen wären.

Herr Gower erzählte mir hierauf, daß, da er nicht habe landen können, drei seiner Leute mit Wasserfässern ans Land geschwommen wären, um sie anzufüllen; daß aber gleich darauf der Wogenbruch am Strande so stark geworden wäre, daß sie sich nicht getraut hätten, wieder nach dem Boote zurük zu schwimmen. Da er nun sich nicht habe entschliessen können, die armen Leute, besonders da sie vom Kopf bis zu den Füßen nakt gewesen wären, in einer so fürchterlichen Nacht zurükzulassen; so hätte er so lange auf sie gewartet, bis die augenscheinlichste eigene Gefahr ihn endlich bewogen hätte, nach dem Schiffe zurükzukehren.

Das Schikfal dieser armen Leute war jezt ein neuer Gegenstand der Sorge und der Beängstigung für uns. Sie waren nakt; auf einer unbewohnten Insel, weit von der Wasserstelle weg, wo einige

ihrer Kameraden wenigstens ein Gezelt zur Bedeckung hatten, und ohne alle Lebensmittel! Es war überdem Nacht und unter heftigen und anhaltenden Regen donnerte und blizte es dermaßen, daß meine europäischen Leser sich gewiß keine Vorstellung davon machen können. Aber Noth ist sinnreich. Die armen Nakten hatten das einzige ihnen noch übrige Mittel, sich vor einer gänzlichen Erstarrung zu sichern, angewandt, indem sie wechselsweise sich einander mit ihren Körpern dekten. Auf diese Weise hatten sie die fürchterlichste Nacht ihres Lebens glüklich überstanden; und sobald es Tag geworden war: hatten sie, bald durch Laufen, bald durch Schwimmen, denjenigen Plaz erreicht, wo einige unserer Leute mit dem Gezelte zurükgeblieben waren.

Diese ihre Gefährten nahmen sie mit Erstaunen und Freude auf, und theilten augenbliklich ihre Lebensmittel und ihre Kleider mit ihnen. Sobald sie von da aus an Bord kamen, befahl ich, sie aufs beste zu erquicken, und ich ließ sie die ganze folgende Nacht hindurch ungestört in ihren Hängematten *) bleiben. Sie sahen hierauf wieder so gesund und munter aus, als ob ihnen nichts begegnet wäre. Dies waren übrigens drei von denen, welche bei Madera von dem Schiffe ans Land geschwommen waren, um sich noch einmal die Haut voll zu trinken.

Wir

*) Auf den Schiffen schlafen die Leute nicht in Bettstellen, sondern auf einem in der Luft schwebenden Stük Leinewand, welches mit seinen vier Zipfeln an Stricken hängt, und deswegen eine Hängematte genannt wird.

Wir hielten uns fast unter beständigen Stürmen und Windstößen noch einige Tage an der Küste dieses Landes auf, und es glükte uns, wiewohl mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr, fast alle unsere Wasserfässer nach und nach voll zu bekommen. Diejenigen unserer Leute, welche am Lande waren, versorgten uns auch einigemal mit einer Menge von gewissen Vögeln, die sie auf eine sonderbare Weise fiengen. So oft sich nemlich des Nachts ein Sturm erhob, kamen diese Vögel schaarenweise nach dem Feuer hingeflogen und stürzten sich blindlings in dasselbe hinein. Auf diese Weise hatte man deren in einer Nacht nicht weniger als 700 Stük bekommen.

Der lezte Tag unsers hiesigen Aufenthalts wäre beinahe der unglüklichste für uns geworden. Die Böte waren nemlich zum leztenmale ans Land gegangen, um das daselbst gefällte Holz nebst dem Gezelte abzuholen, als auf einmal ein so heftiger Sturmwind erwachte, das es unmöglich war, ihm zu widerstehen, und wir in die See getrieben wurden. Die Gewalt des Windes war so groß, daß er das Wasser häufig in die Höhe führte und es weit über unsere Mastkörbe hin durch die Luft schleuderte. Die Nacht brach darüber ein, und von unsern Böten war noch nichts zu sehn; ein Umstand, der mich sehr bekümmert machte, weil, ausser dem Lieutenant, 28 meiner besten Leute sich darinn befanden. Endlich, da es schon finster zu werden begann, hatten wir die unverhofte Freude, das eine derselben in der Dämmerung durch die hohen Wogen nach uns her arbeiten zu sehen. Wir bemüheten uns, es in einem günsti-

gen Augenblicke an Bord zu nehmen; allein so sorgfältig wir auch dabei zu Werke giengen, so wurde es dennoch sehr beschädiget.

Dieses Boot hatte nur zehen von meinen Leuten an Bord, die sich dadurch noch gerettet hatten, daß sie die eingenommene Ladung von Holz über Bord warfen. Was aus dem andern Boote mit dem Officier und den übrigen 18 Mann geworden sey, das wußten sie nicht. Wir zitterten für ihr Leben. Die Nacht war nun schon völlig eingebrochen, und es war daher mehr als wahrscheinlich, daß sie entweder schon zu Grunde gegangen wären, oder, wenn sie noch auf dem Meere herumschwankten, in der Finsterniß der Nacht zuverläßig untergehen würden.

Um indeß von meiner Seite nichts unversucht zu lassen, wodurch ein so schmerzlicher Verlust noch verhindert werden könnte: ließ ich die ganze Nacht hindurch gegen das Land hin arbeiten. Es wurde wieder Tag, und da wir um diese Zeit der Küste ziemlich nahe gekommen waren: so sahen wir uns mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Boote um: aber ach! zu unserer unaussprechlichen Betrübniß war es leider! nirgends zu sehen. Wir ließen indeß nicht nach, sondern bemüheten uns, der Küste immer näher zu kommen. Endlich, da es schon Mittag war, hatten wir die unbeschreibliche Freude, es hart am Lande vor einem kleinen Anker liegen zu sehn; und durch Hülfe unserer Ferngläser bemerkten wir, daß die Mannschaft in dasselbe einstieg. Um drei Uhr kam es endlich glüklich bei uns an Bord; aber die

Leu-

Leute waren so entkräftet, daß sie kaum in das Schiff hinaufsteigen konnten.

Sie hatten während der Nacht versucht, das Schiff zu erreichen, aber kaum hatten sie sich von der Küste entfernt, als ein plözlicher Windstoß das Boot mit Wasser anfüllte, und sie in die größte Gefahr sezte unterzusinken. Mit genauer Noth waren sie dieser Gefahr entgangen; und hatten hierauf die Nacht in großer Noth und Angst am Lande zugebracht. Mit Anbruch des Tages hatten sie sich fleißig nach dem Schiffe umgesehn; aber da sie dasselbe nirgends entdecken konnten, so hatten sie vermuthet, daß es im Sturme zu Grunde gegangen wäre. So schrecklich indeß diese Vorstellung auch für sie war: so hatten sie doch noch Gegenwart des Geistes genug behalten, um solche Maaßregeln zu nehmen, welche ihrer Lage angemessen waren. Sie fiengen nemlich an, das Erdreich am Strande hin von Gesträuch zu reinigen und einige Bäume umzuhauen, um Walzen daraus zu machen, durch welche sie das Boot leichter ans Land zu ziehen hofften, um es in Sicherheit zu bringen. Dann war ihr Plan, den Sommer zu erwarten, und hiernächst zu versuchen, ob sie die Insel Juan Fernandes erreichen könnten. Nunmehr aber, da sie sich wieder bei uns befanden, war ihnen besser zu Muthe, und über die Freude, einer so großen Gefahr glüklich entkommen zu seyn, vergaßen sie eine Zeitlang, daß wir Deren wohl noch mehrere vor uns haben könnten.

Ich eilte nunmehr, diese stürmische Gegend zu

verlassen, und schäzte mich sehr glüklich, daß ich hier weiter nichts, als das Brennholz, eingebüßt hatte.

Die Insel Masafuero ist bergicht und hoch. Sie hat eine dreieckige Gestalt und ohngefähr sieben bis acht Seemeilen im Umkreise. Es kostet unglaubliche Mühe, bei ihr zu landen, weil überall sehr viel Steine und große Felsenklumpen von den Bergen herabgestürzt sind, an denen die Wellen sich mit grossem Ungestümm zu brechen pflegen. Man kann deswegen hier nicht anders ans Land kommen, als daß man das Boot ausserhalb der Brandung vor Anker legt und alsdann hindurch schwimmt. Holz und Wasserfässer, welche man einnehmen will, muß man vom Lande bis ans Boot mit Seilen ziehn.

Die Insel ist mit wilden Ziegen bevölkert. Die See ist rings um die Insel ungemein fischreich, so daß man mit einigen Angeln in kurzer Zeit Fische genug fangen kann, um die ganze Schiffsmannschaft damit zu speisen. Wir schossen hier auch einen Wasservogel, der seines großen schönen Ansehns und seiner Nahrung wegen der Königsfischer genannt worden ist. Er wog nicht weniger, als 87 Pfund, und war fünf und einen halben Fuß lang. Die Haifische waren hier so gefräßig, daß, da einsmals das Senkblei ausgeworfen wurde, einer derselben es verschlukte, und es nicht eher wieder von sich gab, als bis wir ihn damit aus dem Wasser zogen. Es giebt hier auch eine entsezliche Menge von Seekälbern, und man könnte einige tausend derselben tödten, ohne daß der Abgang merklich wäre. Wir

mußten

mußten eine Menge von ihnen umbringen, um nur Ruhe vor ihnen zu haben; denn so oft wir am Strande giengen, liefen sie beständig mit einem grämlichen Getöse auf uns zu. Diese Thiere geben vortreflichen Thran; ihre Herzen und Geschlinge sind sehr gut zu essen und schmecken fast eben so als diese Theile von einem Schweine. Ihre Haut ist mit dem feinsten Haar bedekt.

3.

Fahrt von Masafuero nach den Charlottens Inseln und von da nach Neu-Brittanien.

Wir steuerten bei unserer Abfahrt von Masafuero anfangs etwas nördlich, dann westlich. Es war nunmehr in dieser Weltgegend um die Mitte des Winters, und wir hatten heftige Winde und hohe Wogen. Das Wetter war dabei fast immer trübe, nebelicht und kalt. Donnerwetter, Schnee und Regen wechselten mit einander ab. Die Nächte waren, des trüben Wetters wegen, fürchterlich finster; ein Umstand, der nicht blos unangenehm, sondern auch sehr gefährlich war, weil er uns hinderte, astronomische Beobachtungen anzustellen, um die jedesmalige Gegend unsers Aufenthalts zu bestimmen. Demohngeachtet mußten wir Tag und Nacht so viel Segel führen, als wir nur aufspannen konnten, wenn wir bei unserm knappen Vorrathe von Lebensmitteln nicht Gefahr laufen wollten, in Hungersnoth zu gerathen.

Wir

Wir segelten auf diese Weise bis in die sechste Woche, bevor wir wieder Land erblikten. Das erste, welches uns zu Gesicht kam, war eine kleine Insel, bei der wir aber, ihrer hohen Brandung wegen, nicht landen konnten.

Um diese Zeit fieng unser Schiff, welches immer baufälliger wurde, an, eine Menge Wasser einzulassen. Unsere Segel waren gleichfalls schon so abgenuzt, daß sie alle Augenblicke rissen, und daß der Segelmacher mit der Ausbesserung gar nicht mehr fertig werden konnte, sondern unaufhörlich zu thun hatte. Das Volk war bisjezt gesund geblieben; nunmehr aber fieng es an, am Schaarbok zu erkranken. Unsere Drangsal nahm daher mit jedem Tage zu.

Wir entdekten nach und nach einige unbeträchtliche Inseln; aber bei keiner derselben wollte es uns gelingen, einen Ankerplaz zu finden. Der Schaarbok nahm unterdeß immer mehr und mehr überhand, und selbst diejenigen von unsern Leuten, welche noch nicht krank waren, fühlten sich so matt und kraftlos, daß sie kaum mehr Dienste thun konnten. Das Schiff segelte nicht blos elend und langsam, sondern es war auch durch die häufigen Stürme so erbärmlich zugerichtet, daß es sich fast gar nicht mehr wollte regieren lassen.

Am 10ten August, ohngefähr zwei und einen halben Monat nach unserer Abreise von Masafuero, wurde unser Zustand noch drohender und betrübter; das Schiff bekam nemlich einen neuen starken Lek, und zwar an einer Stelle unter Wasser, wo wir

dem

denselben auf offener See unmöglich beikommen konnten. Unsere armen abgematteten Leute mußten also wechselsweise unaufhörlich pumpen.

So sahe es mit uns aus, als wir bei Anbruch des Tages Land entdekten. Diese plözliche Entzükung, in welche dieser Anblik uns versezte, kann nur der begnadigte Missethäter schäzen, dem in dem Augenblicke, da er den lezten Streich erwartet „Gnade!“ zugerufen wird.

Das Land bestand in mehreren zusammenliegenden Inseln, denen ich in der Folge den Namen der Königin Charlotten-Inseln gab, und die man auf der, diesem Werke beigefügten Charte unter dem 11ten und 12ten Grade der südlichen Breite und in der westlichen Länge von 195 Graden finden wird.

Wir kamen bald bei einer derselben vor Anker. Da aber die Küste in dieser Gegend dicht verwachsen war und keine eßbare Früchte oder Kräuter zu versprechen schien: so schikte ich den Schiffer nebst 15 Mann, sämtlich wohlbewafnet, in einem Boote aus, um einen bequemen Ankerplaz zu suchen. Ich gab ihm einige Glaskorallen, Bänder und ähnliche Kleinigkeiten, die sich von ohngefähr an Brod befanden, auf den Fall mit, daß er etwa mit den Eingebohrnen zusammentreffen sollte; wobei ich ihm auf das nachdrüklichste befahl, jeden Anlaß zu Feindseligkeiten, so wie jede Gefahr, auf das sorgfältigste zu vermeiden; nie mehr, als zwei Leute, auf einmal ans Land gehen zu lassen, und mit den übrigen immer

wer bereit zu seyn, diesen vom Boote aus den nöthigen Beistand zu leisten. Ihm selbst gebot ich auf jeden Fall, das Boot nie zu verlassen, es möchte seyn, aus welcher Ursache es immer wollte. Endlich empfahl ich ihm auf das dringendste, daß er blos auf seinen Dienst bedacht seyn und sich um nichts anders bekümmern sollte; und ich beschwor ihn, daß er, sobald er sich seines Auftrages entledigt haben würde, mit der größten Eilfertigkeit an das Schiff zurükkehren möchte.

Durch diese Verhaltungsbefehle glaubte ich allem Unheile, welches etwan entstehen könnte, hinlänglich vorgebaut zu haben; aber darinn hatte ich mich geirrt. Denn als das Boot nach einigen Stunden zurükkam, so zeigte es sich gleich beim ersten Anblicke, auf eine für mich sehr traurige Weise, daß man meine Befehle schlecht beobachtet habe: denn das erste, welches mir in die Augen fiel, war der Schiffer selbst, dem drei lange Pfeile im Leibe stekten. Es bedurfte keiner andern Anklage gegen ihn.

Drei seiner Gefährten waren leider! gleichfalls auf eben die Weise und zwar tödtlich verwundet. Er selbst suchte sich zwar zu rechtfertigen und die größte Schuld auf die Eingebohrnen zu schieben: aber von der übrigen Mannschaft erhielt ich folgenden Bericht, welcher seine Verschuldung ausser Zweifel sezte. Man war gelandet, und hatte sich einigen in der Nähe befindlichen Wohnungen genähert. Die Indianer begegneten ihnen mit Zutrauen und Freundschaft, bis ihnen von Seiten des Schiffers eine gerechte

rechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben wurde. Er befahl nemlich einen Kokosbaum umzuhauen, ohngeachtet sie ihr Misvergnügen darüber zu erkennen gaben. Sobald der Baum niederfiel, liefen die Indianer bis auf einen, der eine Person von Wichtigkeit zu seyn schien, alle davon. Bald darauf bemerkte ein Unterofficier, der gleichfalls mit ans Land gegangen war, daß eine große Anzahl der Eingebohrnen sich zwischen den Bäumen versammelte; er machte den Schiffer aufmerksam darauf, und äusserte die Besorgniß, daß diese Menge vielleicht etwas Feindseliges im Sinne haben dürfte. Allein der unvorsichtige und bethörte Mann schlug diese Warnung in den Wind, und anstatt, daß er sogleich nach dem Boote hätte zurükkehren sollen, schoß er noch mit einer seiner Pistolen nach einem gewissen Ziele hin; worauf denn auch derjenige Indianer, welcher bis dahin bei ihnen geblieben war, sich augenbliklich zu den übrigen verfügte.

Dem allen ungeachtet fuhr der Schiffer in einer fast unbegreiflichen Verblendung fort, seine Zeit am Lande zu vertändeln, und es fiel ihm nicht eher ein, nach dem Boote zurükzukehren, bis die Indianer, drei bis vierhundert an der Zahl von allen Seiten angreifend hervorsprangen. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, wovon jene über sechs, diese über vier Fuß lang waren. Sie schossen damit Truppweise und beinahe eben so regelmäßig, als wohlgeübte Soldaten in Europa zu feuern pflegen. Jezt galt es, sich zu wehren, so gut man konnte. Das Feuer unserer Leute, die sich nach dem Boote zu-

zurükzogen, tödteten ihrer viele: aber jene ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhren fort, den Unsrigen tapfer zuzusezen. Zum Unglük fand man, da man das Boot erreichte, den Anker in das Tau verwickelt; dies hielt abermals auf, und bei dieser Gelegenheit wurden die meisten von der Gesellschaft und zwar einige tödlich verwundet. Man hieb endlich den Strik ab und eilte, so geschwind man konnte, davon: aber auch das machte dem Kampfe noch kein Ende. Die Indianer sprangen bis an den Hals in die See und schikten ihnen einen Regen von Pfeilen nach, ohngeachtet man unabläßig mit großen Musketen unter sie feuerte, in welche der Schiffer jedesmal acht bis zehn Pistolenkugeln einladen ließ. Viele verfolgten die Unsrigen in Kähnen, bis diese endlich einen derselben in Grund bohrten und auf die andern so heftig feuerten, daß viele von den darinn befindlichen Indianern todtgeschossen wurden: worauf sie denn endlich alle nach dem Lande zurükkehrten.

Der Schiffer und drei meiner besten Matrosen starben nachher an ihren Wunden; ein Verlust, den die ganze traurige Lage, worinn wir uns befanden, doppelt schmerzhaft machte.

Durch diesen unglüklichen Versuch, einen bessern Ort für das Schiff zu finden, abgeschrekt, beschloß ich, eine Probe zu machen, was an dem Orte, wo wir vor Anker lagen, ausgerichtet werden könnte. Ich ließ zuförderst das Schiff auf die Seite legen, um es, so gut es gehen wollte, zu kalfatern; und am folgenden Tage schikte ich eins der Böte wohl bemannt

bemannt und bewafnet ans Land, und dem Schiffe gegen über aus einem daselbst befindlichen Bache Wasser zu schöpfen. Es stand zu erwarten, daß die Eingebohrnen, die wir die Nacht zuvor zwischen den Bäumen wahrgenommen hatten, auch heute nicht weit seyn würden; und ich ließ daher, um sie fortzuscheuchen, erst einige mal vom Schiffe aus in den Wald feuern. Hierauf ließ ich den Lieutenant mit einer Anzahl bewafneter Leute in das andere Boot steigen, um die Wasserholer zu bedecken. Diesem befahl ich, daß er mit seiner Mannschaft nicht aus dem Boote gehn, sondern sich hart an die Küste legen sollte, um jene zu beschüzen; und dieser Befehl wurde genau vollzogen.

Das Gestade war so steil, daß die Böte ganz nahe bei dem Orte, wo das Wasser geschöpft wurde, liegen konnten; aber noch ehe jemand ans Land stieg, ließ der Officier die ganze Mannschaft drei oder viermal in den Wald feuern. Dann erst landeten die aus dem ersten Boote und giengen an ihre Arbeit.

Aber kaum waren diese eine Viertelstunde am Lande gewesen, als plözlich und noch ehe sie das geringste gemerkt hatten, ein Hagel von Pfeilen aus dem Gebüsch auf sie abgedrükt wurde. Einer von ihnen wurde dadurch gefährlich in die Brust verwundet. Augenbliklich ließ der Lieutenant verschiedene Salven nach derjenigen Gegend des Waldes feuern, aus welcher die Pfeile kamen; ich aber ließ vom Schiffe aus die Kanonen, die mit

Trauben*) geladen waren, nach der nemlichen Gegend richten und mehrmals abbrennen. Wir sahen hierauf ohngefähr 200 Mann in der größten Eile aus dem Walde hinaus längst dem Strande hinrennen. Eine große Anzahl derselben versammelte sich bald nachher von neuem auf der westlichen Spize der Bai, wo sie vermuthlich sicher zu seyn glaubten. Um sie nun vom Gegentheile zu überzeugen, ließ ich eine große Kugel dahin abfeuern. Diese strich hart am Wasser hin, erhob sich alsdann und fiel mitten unter sie. Hierdurch erschrekt, rannten sie in größter Eile und Bestürzung aus einander, und wurden nachher nicht wieder gesehn.

Ohngeachtet ich schon lange an einem hizigen Gallenfieber krank gewesen war: so hatte ich doch bisher mich noch immer auf dem Verdecke aufgehalten. Jezt nahm aber meine Krankheit überhand, und ich mußte mich bequemen das Bett zu hüten. Der Lieutenant wurde gleichfalls gefährlich krank, und dreißig andere meiner Leute nebst dem Constabel lagen auch darnieder. In so traurigen Umständen mußten wir diese Insel verlassen, ohne irgend eine andere Erfrischung, als einige Tonnen Wasser, von ihr erhalten zu haben. Man denke sich unsere ganze Lage, und man wird sie schauderhaft finden. Der Lieutenant und ich waren jezt, nach dem Tode des Schiffers, die einzigen Per-

*) Traubenschüsse sind eilf zusammengestrikte Kugeln in einem Sacke von Segeltuche, in Gestalt einer Traube.

Personen an Bord, die so viel Kenntniß von der Schiffahrt hatten, daß sie sich getrauen durften, das Schiff nach Europa zurükzuführen; und wir waren beide gefährlich krank! Was sollte, wenn wir mit Tode abgiengen, aus den übrigen werden? So viel niederschlagende Widerwärtigkeiten, welche unsern Muth nun schon so lange auf die grausamste Probe stellten, brachten unsere Leute endlich beinahe zur Verzweifelung. Allein was war zu thun? Geduld, Hoffnung und Muth waren die einzigen Mittel zu unserer Erhaltung, die uns noch übrig gelassen waren; wir bemüheten uns, dieselben anzuwenden, und segelten weiter.

Indem wir längst der Küste hinfuhren, kamen wir derjenigen Stelle gegen über, wo die Indianer den Schiffer angegriffen hatten, und ich nannte den daselbst befindlichen Busen die Bluthai. Wir sahen allda viele regelmäßig gebaute Wohnungen der Eingebohrnen. Hart am Gestade stand ein Gebäude, welches viel länger und zugleich schöner gebaut war, als die übrigen alle. Wir hielten es für ein öffentliches Versammlungshaus. Dies war eben das Haus, worinn die Indianer unsere Leute aufgenommen hatten. Sowohl die Wände, als auch der Fußboden desselben waren mit einer Art feiner Matten bedekt gewesen, und es hatte in demselben eine große Menge von Pfeilen, in Bündeln zusammengebunden, umhergehangen.

In eben dieser Gegend sahe man auch viele Gärten, die mit steinernen Mauern umgeben und

mit Kokos- und andern Fruchtbäumen besetzt waren. Ohngefähr drei Seemeilen westwärts von diesem Dorfe lag eine ziemlich weitläuftige Stadt, welche gegen die Küste hin mit einer steinernen Brustwehre versehen war, die meist fünf Fuß hoch zu seyn schien und nicht in grader Linie gebaut war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und daher eine Aehnlichkeit mit unsern europäischen Festungswerken hatte.

An einer andern Stelle sahen wir eine zweite, gleichfalls weitläuftige Stadt, welche von Einwohnern zu wimmeln schien. Als das Schiff bei derselben vorbeisegelte, kam eine unglaubliche Menge derselben an den Strand gelaufen. Sie hielten etwas in den Händen, welches einem Büschel grünen Grases ähnlich sahe; mit diesem schienen sie einander zu streicheln, wobei sie tanzend im Kreise herumrannten. Vermuthlich war diese Ceremonie ein Kriegestanz, wodurch sie uns zum Kampf herausforderten.

Die Bevölkerung dieser Insel muß erstaunlich groß seyn: denn ein wenig weiter hin erblikten wir abermals eine ansehnliche Stadt, welche gleichfalls mit einer Brustwehre umgeben war. Auch hier rannten die Eingebohrnen gegen den Strand herab, und tanzten auf die eben beschriebene Weise. Es währt nicht lange, so stießen sie einige ihrer Kähne in See und ruderten gegen uns heran. Wir legten augenbliklich bei, in der Hoffnung, daß es zu einer freundschaftlichen Unterredung mit ihnen kommen dürfte. Aber diese Hoffnung schlug fehl; denn in einer

einer gewissen Entfernung hielten sie still, staunten uns mit großen Augen an, und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Wir segelten also weiter.

Die lezte Gegend der Insel, welche wir im Vorbeifahren zu beobachten Gelegenheit hatten, schien unter allen am meisten bevölkert zu seyn. Die ganze Küste machte hier gleichsam nur Eine große Stadt aus. Da wir in dieser Gegend ein Boot zum Sondiren ausgeschikt hatten: so stießen viele bewafnete Indianer in Kähnen ab, um dasselbe anzugreifen, und drükten, sobald sie sich bis auf einen Bogenschuß genähert hatten, ihre Pfeiler darauf ab. Man erwiederte diesen Angriff vom Boote aus mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr; einer der Indianer ward dadurch getödtet, und ein anderer verwundet. Zu gleicher Zeit wurde vom Schiffe aus ein Traubenschuß aus einer Kanone dahin gethan; und dieser brachte sie augenbliklich zum Weichen. Derjenige Kahn, welcher den ersten Angriff gemacht hatte, fiel mit dem darinn befindlichen Verwundeten den Unsrigen in die Hände, und sie brachten ihn ans Schiff.

Ich ließ den verwundeten Indianer an Bord nehmen und seine Wunden durch den Schifsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß der andere ihm den Arm zerschmettert hatte. Er erklärte die erste Wunde für tödtlich. Ich ließ hierauf den Unglüklichen wieder in seinen Kahn sezen, worauf er, so elend er auch war, wieder nach dem Lande zurük ruderte.

Dieser Indianer war ein junger Mann von schöner Gesichtsbildung, der übrigens einem afrikanischen Schwarzen glich. Sein Haar war nemlich wollicht, seine Haut schwarz: aber an seinem Kinne keimte ein wenig Barthaar hervor. Er war dabei von gewöhnlicher Leibesgröße, und gieng, wie seine übrigen Landsleute, so viel wir deren gesehen hatten, durchaus nakt. Uebrigens sind die Leute ungemein hurtig, stark und geschäftig; und es schien als wenn sie eben so gut im Wasser, als auf dem Lande, leben könnten. Denn sie sprangen alle Augenblicke, bald aus den Kähnen in die See, bald aus dieser wieder in die Kähne. In dem eroberten Kahne fanden wir zwei Bogen und einige Bündel von Pfeilen. Mit diesen wissen sie in einer unglaublichen Entfernung zu treffen; und die Gewalt, womit die Pfeile abgeschnellt werden, kann man daraus abnehmen, daß einer derselben durch ein Brett flog, und dem ohngeachtet noch Kraft genug hatte, einen Unterofficier gefährlich in den Schenkel zu verwunden. Diese Pfeile waren mit Feuersteinen zugespizt.

Wir verließen nunmehr dieses für uns so unglükliche Land, welches einen gar großen Reichthum an Schweinen, Federvieh und Früchten zu haben schien, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Das widrige Schikſal, welches uns bisher verfolgt hatte, begleitete uns noch immer. Einer unserer Leute, und zwar grade einer von den wenigen, die noch gesund und stark genug waren, ihren

Dienſt

Dienst zu verrichten, hatte das Unglük, vom Schiffe hinab in die See zu fallen. Man warf ihm zwar augenblicklich den von den Wilden erbeuteten Kahn nach, legte bei, und sezte, um ihn zu retten, so geschwind als möglich, eins der Böte aus: aber umsonst! Der arme Kerl gieng plözlich zu Grunde, und ward nicht wieder gesehn. Vielleicht, daß ein Haifisch ihn verschlungen hatte.

Wir entdekten verschiedene Inseln hinter einander; allein wir waren nicht so glüklich, bei einer einzigen derselben vor Anker gehn oder irgend eine Erquikung davon erlangen zu können. Endlich erreichten wir Neu-Brittanien, ein Land, welches ich auf der beigelegten Charte nachzusehen bitte; und kamen daselbst den 28sten August vor Anker.

4.

Aufenthalt bei Neu-Brittanien. Entdeckung einer Straße, welche dieses Land in zwei Inseln theilt. Fahrt von da bis nach Mindanao.

Die ausgesandten Böte kehrten zu unserer großen Freude mit 150 Kokosnüssen und mit der Nachricht zurük, daß sie einen für unsere Absichten bequemeren Hafen gefunden hätten. Um nun dahin zu segeln, wollten wir den ausgeworfenen Anker wieder einnehmen: aber die vereinigten Kräfte des gesamten Schifsvolks reichten dazu nicht hin. Mit Bekümmernis über diesen auffallenden Beweis unserer Schwäche nahmen wir unsere Zuflucht zu einem mechanischen Hülfsmittel: allein ohngeachtet ein jeder, der sich nur noch rühren konnte, mit Hand anlegte und aus allen Kräften arbeitete: so konnten wir doch den Anker nicht aus der Stelle bringen. Das Kabeltau*) zu kappen wäre das lezte Mittel gewesen: aber Anker und Tau waren ein zu unersezlicher Verlust für uns. Ich konnte mich daher unmöglich dazu entschließen. Wir hörten also, obgleich sehr ungern, für diesmal auf zu arbeiten, um erst neue Kräfte zu sammeln. Am folgenden Morgen erreichten wir endlich unsere Absicht; aber da der Anker zum Vorschein kam, fand es sich, daß der eine Zahn desselben abgebrochen und er also nicht weiter zu gebrauchen war.

Sobald

*) Dickes Ankerseil.

Sobald wir den neuen Ankerplaz erreicht hatten, fiengen wir alsobald an, Holz und Wasser einzunehmen. Es gab hier Schildkröten und die See wimmelte von Fischen; aber wir hatten den Verdruß, keine davon fangen zu können. Ob die Schuld an unserer Ungeschiklichkeit, oder vielmehr daran lag daß das Wasser hier außerordentlich klar und der Grund felsicht war, lasse ich unentschieden. Es gieng uns daher, wie dem Cantalus in der Fabel; wir sahen die Gegenstände, nach denen wir schmachteten, beständig vor Augen, aber wir konnten sie nicht erreichen.

Auf dem Lande wurde mehr ausgerichtet. Man holte von daher Kokosnüsse und den Gipfel dieser Baumart, welches Kokoskohl genannt wird. Dieser Kohl ist eine weisse, krause und saftige Substanz, die, roh genossen, fast wie Kastanien schmekt, wenn sie aber gekocht wird, einen noch viel lieblichern Geschmak erhält. Wir schnitten sie klein und vermischten sie mit der Brühe, die wir aus tragbarer Suppe machten, und verdikten solche alsdann mit etwas Habermehl. Dies gab ein eben so wohlschmeckendes als nahrhaftes Gericht. So oft wir indeß dergleichen Kohl zu haben wünschten, sahen wir uns genöthiget, den Baum, worauf er war, umzuhauen. Dies that uns unendlich leid; allein die Noth hat kein Gesez, und die unsrige war in der That sehr hoch gestiegen.

Der Genuß dieses Krauts und besonders der in der Kokosnuß befindlichen Milch that unsern Kran-

ten unbeschreiblich wohl. Sie gelangten dadurch bald wieder zu Gesundheit und Kräften. Eben so sehr kam uns auch die gesunde und wohlschmeckende Frucht eines andern Baums zu statten, der eine Art von Pflaumen trug. Schade, daß es deren nur sehr wenige gab.

Das Land ist hoch und bergig, und mit mancherlei Arten von Bäumen bedekt. Unter diesen fanden wir auch den Muskatenbaum und zwar in großer Menge. Dagegen waren ganz und gar keine Kräuter zu finden, die genießbar gewesen wären. In den Wäldern giebt es eine Menge von Tauben, Dohlen, Papagaien, einem großen schwarzgefiederten Vogel, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes gleicht, und noch viele andere Arten, die ich weder nennen noch beschreiben kann. Von vierfüßigen Thieren sahe man nur zwei, die unsere Leute für Hunde hielten. Sie sagten, daß diese Thiere ungemein scheu gewesen und in dem Augenblicke, da man sie wahrgenommen hätte, davon gelaufen wären. Wir sahen auch allerhand giftiges Ungeziefer und Schlangen; aber keine Menschen. Zwar stießen wir auf einige verlassene Hütten, woneben Schaalen von Muschelfischen lagen: aber die Bewohner derselben bekamen wir nicht zu sehen. Wenn man indeß von der elenden Beschaffenheit ihrer Wohnungen auf sie selbst schließen darf: so müssen sie zu der niedrigsten und armseligsten Klasse von Wilden gehören; denn es waren die erbärmlichsten Hütten, die wir je gesehen hatten.

Ich

Ich ließ unser Schiff jezt auf die Seite legen, um dem Lek beizukommen, und der Zimmermann verstopfte denselben so gut er konnte. Der ganze Schifsboden war sehr übel zugerichtet, und von Würmern ganz zerfressen. Man kalfaterte denselben, so weit man ihm beikommen konnte.

Gern wäre ich hier so lange geblieben, bis meine Leute durch Ruhe und Erfrischung wieder gänzlich wären hergestellt gewesen: allein je länger ich mich hier aufgehalten hätte, desto mißlicher und gefährlicher würde es mit unserer Rükreise ausgesehen haben. Unser aller Leben hieng leider! davon ab, ob wir in der Zeit, daß der Passatwind*) noch von Osten herwehete, nach Batavia kommen würden oder nicht. Ich mußte daher eilen, so viel ich immer konnte, mir diesen Wind zu Nuze zu machen. Nachdem ich also im Namen Sr. Großbrittanischen Majestät von diesem Lande Besz genommen hatte: so lichtete ich den 9ten September die Anker, um unsere mühselige Reise fortzusezen.

Ich machte bei unserer Abreise die Entdeckung, daß Neubrittanien durch einen Kanal in zwei Inseln getheilt wird, deren eine gegen Norden, die andere gegen Süden liegt. Wir schifften durch diesen Kanal hin, und ich nannte die nördliche Insel zur

*) In gewissen Gegenden wehet zu gewissen Jahrszeiten der Wind allemal aus einer und eben derselben Himmelsgegend, und solche periodische und regelmäßige Winde nennt man Passatwinde.

zur Unterscheidung von der südlichen, Neu-Irrland (*Nova Hibernia.*)

Des Nachts hörten wir ein unaufhörliches Getöse am Lande, welches dem Lerm vieler Trommeln glich; und am andern Morgen sahen wir von der Küste von Neu-Irrland ohngefähr zehn Kähne abstoßen und nach uns herrudern. Sie hatten etwa 150 Mann an Bord, und kamen uns so nahe, daß wir einige Kleinigkeiten mit einander tauschen konnten; aber zu uns in das Schiff wollte keiner von ihnen kommen.

Ihre Kähne waren sehr lang und schmal, und dabei ziemlich zierlich gebaut. Einer konnte nicht weniger als 90 Fuß lang seyn; denn er war nicht viel kürzer, als unser Schiff: demohngeachtet schien er nur aus einem Baume gemacht zu seyn. Diese Leute sind, gleich den Negern, schwarz; ihr Haar ist auch eben so wollicht, aber die platte Nase und die dicken Lippen haben sie nicht. Sie giengen übrigens durchaus nakt, nur daß sie einige aus Muscheln verfertigte Zierrathen um die Arme und um die Beine trugen.

Eins fanden wir an ihrem Puze sehr merkwürdig, dieses nemlich: daß sie nicht blos ihr schwarzes wollichtes Haar, sondern auch zugleich den Bart weiß gepudert hatten. Ausserdem hatten sie den Kopf mit einer Feder, die den Schwanzfedern eines Hühnerhans glich, geziert, indem sie dieselbe grade über dem linen Ohre befestiget hatten. Ihre Waf-

sen schienen blos in langen Spießen zu bestehn. Nachdem sie sich eine Zeitlang bei uns aufgehalten hatten, erhob sich ein Wind, worauf sie nach dem Lande zurükkehrten.

Nachdem wir den Kanal, welchen ich den Georgenkanal nannte, zurükgelegt hatten, stießen wir nach und nach auf verschiedene Inseln, deren Bewohner ausserordentlich streitsüchtig seyn müssen, weil sie, ohne die mindeste Veranlassung, Händel mit uns suchten, ob wir gleich in einer beträchtlichen Entfernung bei ihnen ruhig vorbeisegelten. Etliche hundert von ihnen kamen in Kähnen herbeigerudert, und weil sie uns allerhand Zeichen machten, so ahmten wir dieselben sorgfältig nach, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir eben so gegen sie gesinnt wären, wie sie gegen uns. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und ich schmeichelte mir schon, daß sie an Bord kommen würden. Aber sobald sie uns nahe genug gekommen waren, warfen sie ihre Wurfspieße mit großer Gewalt grade nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo wir am dikstен standen.

Um des Menschenbluts nicht mehr zu vergießen, als zu unserer Vertheidigung nöthig war, ließ ich nur aus kleinem Gewehr unter sie feuern; und als sie sahen, daß einige von ihnen dadurch getödtet oder verwundet wurden: so zogen sie sich zurük. Ich ließ hierauf, um ihnen noch mehr Ehrfurcht einzuflößen und sie von einem zweiten Angriffe abzuschrekken, eine sechspfündige Kugel dergestalt über sie hinschießen, daß sie über ihre Kähne stiegen und jenseits

seits derselben ins Wasser schlagen mußte. Dieß hatte die gehoffte Wirkung.

Es dauerte indeß nicht lange, so kam eine andere Anzahl von Kähnen aus einer noch entlegenern Gegend sehr schnell gegen uns herangerudert. Da sie in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe Halt machten: so gaben wir uns alle erfinnliche Mühe, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, indem wir ihnen allerlei zeigten, was unserer Meinung nach ihnen angenehm seyn könnte, dabei die Arme gegen sie ausbreiteten, und sie einluden, bei uns an Bord zu kommen. Aber alle unsere Bemühungen waren umsonst! Denn so bald sie sich dem Schiffe bis auf einen Steinwurf genähert hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfspießen auf uns regnen, welches jedoch glüklicher Weise keinen Schaden anrichtete. Wir feuerten hierauf mit Musketen unter sie, wodurch wir einen von ihnen tödteten. Die übrigen, welche mit diesem in Einem Kahne waren, sprangen hierauf vor Bestürzung ins Wasser, und schwammen nach den andern hin. Alle ruderten hierauf mit größter Eilfertigkeit wieder dahin zurük, wo sie hergekommen waren. Wir aber bemächtigten uns des zurükgelassenen Kahns.

Dieser war über 50 Fuß lang, ohngeachtet er einer der kleinsten unter denen war, die wir gesehn hatten. Er bestand aus einem einzigen ausgehöhlten Baume. In demselben fanden wir sechs schöne Fische und eine Schildkröte, einige Kammmuscheln

seln *), eine Kokosnuß und einen Beutel voll von einer Art von Pflaumen, welche süßlich von Geschmak, aber nicht groß und sehr mehlig waren. Noch fanden wir in demselben zwei irdene Töpfe, worinn sie an einem in dem Kahne gemachten Feuer ihre Speisen gesotten hatten. Dieser Umstand schien uns sehr merkwürdig, weil die Wilden sonst gar keinen Begriff vom Kochen zu haben pflegen. Als wir unsere Neugierde mit Besichtigung des Kahns hinlänglich befriedigt hatten, hieben wir ihn zu Brennholz in Stücken.

Diese Indianer waren übrigens von der Art, als die auf Neu-Irrland. Auch waren sie, gleich jenen, gepudert, und sie hatten sich überdem das Gesicht mit weißen Streifen bemahlt; so viel ich aber sehen konnte, hatten sie keine Bärte. Ihre Lanzen waren mit Feuersteinen zugespizt.

Indem wir hierauf unsern Lauf fortsezten, stießen wir auf eine neue Gruppe von Inseln, deren wir zwischen zwanzig und dreißig zählten. Sie sind von beträchtlicher Größe; besonders eine darunter, die für sich allein ein Königreich ausmachen könnte; denn die südliche Seite derselben, an der wir hinsegelten, fanden wir 18 Seemeilen lang. Wie weit sie sich gegen Norden erstrecke, kann ich nicht bestimmen. Ich nannte diese Inseln alle mit einander die Admiralitäts-Inseln.

Sie

*) Ein indianisches Wurzelgewächs, welches geröstet die Stelle des Brodts vertritt.

Sie gewähren einen sehr reizenden Anblik, und ich würde sie nur gar zu gern näher in Augenschein genommen haben, wenn die elende Beschaffenheit des Schiffs und der gänzliche Mangel an allen denjenigen Dingen, womit man sich die Freundschaft der Indianer erwerben kann, mich nicht daran gehindert hätten. Das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet; die Wälder sind hoch und groß; zwischendurch sahe man Stellen, wo das Holz ausgereutet und das Erdreich angebauet war. Die Zahl der Eingebohrnen scheint sehr groß zu seyn, und ihre Wohnungen lagen in anmuthigen Wäldern von Kokosbäumen.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln schäzbare Handlungswaaren, besonders Gewürze, hervorbringen. Denn sie liegen in eben der Breite und unter eben dem Himmelsstriche, worinn die Moluckischen Inseln liegen; und da ich den Muskaten Nußbaum schon auf der Küste von Neu-Irrland fand: so vermuthe ich, daß er hier noch viel besser gedeien muß.

Ich übergehe einige unbeträchtliche Entdeckungen, und will nur einer davon erwähnen, bei der wir zum erstenmale das Glük hatten, von den Eingebohrnen auf einen freundschaftlichen Fuß besucht zu werden. Es war nemlich am 25sten September, als wir kurz vor Abend drei kleine und niedrige Inseln bemerkten. Es währte nicht lange, so ruderten verschiedene Kähne, mit Indianern stark bemannt, gegen uns heran. Sie machten

Zeichen,

Zeichen, daß sie nichts Böses im Sinne hätten, und kamen hierauf alsobald, ohne Furcht und Mistrauen, bei uns an Bord.

Alles, was sie bei sich hatten, bestand in einigen Kokosnüssen, die sie uns gegen ein Stükchen von einem alten eisernen Reife mit tausend Freuden überließen. Man konnte wohl sehen, daß ihnen dieses Metall nicht unbekannt war; sie nannten es Parram, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß ein Schif, wie das unsrige, je zuweilen zu ihnen käme, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich schenkte einem von ihnen drei Stükchen eines alten eisernen Reifs, deren jedes ohngefähr vier Zoll lang war; darüber gerieth er in eine Entzückung die ihn fast närrisch machte. Ich konnte mich nicht enthalten, an dieser Freude Theil zu nehmen; und es war ein wahres Vergnügen zu sehen, wie sonderbar seine Gesichtszüge sich dabei veränderten, und durch was für seltsame Gebehrden er seine Wonne auszudrücken suchte. Ich bin überzeugt, daß diese Leute uns für Eisen, wenn wir damit versehen gewesen wären, alles gegeben haben würden, was ihre Insel hervorbringt: so ausserordentlich hoch schienen sie ein Metall zu schäzen, welches an Nuzbarkeit jedes andere übertrift.

Diese Leute waren von der unter jenem Himmelsstriche gewöhnlichen Kupferfarbe. Sie hatten dabei schönes langes Haar, aber nur wenig von einem Barte; vermuthlich deswegen, weil sie, wie

wir bemerkten, das Haar von dem Kinne von Zeit zu Zeit mit sammt der Wurzel ausrissen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm; ihre Zähne ungemein weiß und eben. An Hurtigkeit und Geschäftigkeit hatten wir kaum ihres Gleichen gesehen. Sie rannten z. B. viel geschwinder, als unsre eigenen Leute, bis zum Mastkorbe hinauf. Ihre Gemüthsart war offenherzig und ohne Mistrauen; sie aßen und tranken alles, was man ihnen gab; giengen ohne Bedenken überall in dem Schiffe herum, und thaten mit dem Schifsvolke so aufgeräumt und vertraut, als wenn sie alte Bekannte gewesen wären. Sie giengen zwar nakt, doch hatten sie den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten bedekt.

Ihre Kähne sind gut und zugleich sehr artig gebaut; der Boden besteht aus einem ausgehöhlten Baume, und die Seitenwände sind ordentlich aus Brettern verfertiget. Sie führen auch Segel von feinen Matten; und sowohl ihre Stricke, als auch ihre Fischneze, waren gut gearbeitet.

Diese guten Leute baten uns sehr, daß wir mit ihnen ans Land gehen mögten; und sie erboten sich, versteht sich durch Zeichen, daß sie eine gleiche Anzahl von ihren Leuten, als Geisseln, an Bord des Schiffes lassen wollten. Gern hätte ich diese Einladung angenommen, aber es stand nicht in meiner Macht: denn der Seestrom, welcher in dieser Gegend sehr stark nach Westen lief, trieb mich in kurzer Zeit weit von ihrer Insel weg.

Da sie endlich von uns Abschied nahmen, bestand einer von ihnen auf der Bitte, daß wir ihn mitnehmen mögten. Alle Gegenvorstellungen, die wir ihm deswegen machten, blieben fruchtlos. Da ich es nun eben nicht für unwahrscheinlich hielt, daß dieser Indianer uns zu anderweitigen Entdeckungen nüzlich werden könnte: so gab ich endlich meine Einwilligung dazu. Wir erfuhren nach und nach von ihm, daß es nach Norden hin noch andere Inseln gäbe, deren Bewohner Eisen hätten, und seine Landsleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser ehrliche Kerl so viel Bereitwilligkeit, mit uns zu gehen, geäußert hatte: so nannte ich ihn Joseph Freewill (Freiwillig). Ich hatte aber bald Ursache, es zu bereuen, daß ich ihn mitgenommen hatte. Der arme Schelm wurde nemlich bald krank und immer kränker, je weiter wir fuhren. Endlich starb er zu unser aller herzlichem Leidwesen.

Da uns die Sonne jezt senkrecht über dem Kopfe stand; so steuerte ich, um der brennenden Sonnenhize etwas auszuweichen, nordwärts. Wir entdekten auf dieser Fahrt noch ein Paar andere Inseln, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften. Am 27. October bekamen wir endlich die schon längst bekannte Insel Mindanao zu Gesicht; ein Land, welches gegen 200 deutsche Meilen im Umfange hat, und auf welcher die Spanier verschiedene Niederlassungen angelegt haben.

5.

Aufenthalt bei Mindanao. Abreiſe von da nach der Inſel Celebes.

Da ich jezt abermals eine Menge Kranken an Bord hatte, die ſich nach Erfriſchungen ſehnten: ſo ſegelte ich an der Küſte dieſes Landes hin, und ließ den Lieutenant mit dem Boote vorauslaufen, um einen Hafen zu ſuchen. Dieſes wollte uns lange nicht gelingen. Endlich erblikte der Officier eine kleine Bai, an deren innerſten Geſtade eine Stadt mit einer kleinen Citadelle lag. Kaum war man auch ſeiner daſelbſt anſichtig geworden, ſo feuert man eine Kanone ab, und ſezte drei ſtark bemannte Böte in die See. Da nun der Lieutenant zur Gegenwehr zu ſchwach war: ſo lief er alſobald nach dem Schiffe zurük, und die Böte verfolgten ihn, bis ſie das Schif zu Geſicht bekamen. Bei dieſem Anblicke vergieng ihnen die Luſt, ihre Jagd fortzuſezen; ſie wandten ſich, und ruderten wieder nach der Stadt zurük.

Um mich nicht unnöthiger Weiſe in Feindſeligkeiten einzulaſſen: fuhr ich fort, an der Küſte hinzuſegeln, um einen andern Plaz zum Ankern zu ſuchen, den mir niemand ſtreitig machte. Nach einigen Tagen war ich ſo glüklich, einen ſolchen zu finden, und zwar in einer Gegend, wo ſich ein Fluß ins Meer ergoß. Die Böte wurden ausgeſchikt; und ſie brachten uns zwei Ladungen Waſſers mit der

Nach-

Nachricht zurük, daß sie von Menschen in dieser Gegend keine Spur gesehen hätten. Unterdeß erschien doch in einiger Entfernung ein Kahn, welcher abgeschikt zu seyn schien, um Erkundigung einzuziehn, wer wir wären? Ich ließ sogleich die englische Flagge aufstecken, und hofte, daß er hierauf zu uns an Bord kommen würde. Allein nachdem er uns hinlänglich beobachtet hatte, ruderte er, ohne sich uns weiter zu nähern, wieder davon. Darüber brach die Nacht ein.

Gegen neun Uhr wurden wir plözlich durch einen entsezlichen Lerm erschrekt, welcher sich dem Schiffe gegenüber, auf dem Lande erhob. Es war eine große Anzahl von Menschenstimmen, und der Lerm, den sie machten, glich dem Kriegsgeschrei, welches die amerikanischen Wilden in dem Augenblicke des Angrifs machen, und wovon alle, die es gehört haben, gestehn, daß es etwas ungemein Fürchterliches und Entsezliches sey.

Bei einem so kriegerischen Anscheine mußten wir auf unserer Hut seyn. Ich ließ daher das Schif zum Schlagen einrichten; und ohngeachtet wir am folgenden Morgen nichts von den Leuten sahen, welche in der vergangenen Nacht uns durch ihr Gebrülle erschrekt hatten: so brauchte ich doch, indem ich die Böte abermals ans Land schikte, um Wasser zu holen, alle mögliche Vorsicht. Der Erfolg zeigte, daß ich nicht unrecht daran gethan hatte. Denn kaum waren unsere Leute ans Land gestiegen, als man aus dem nahen Walde eine Menge bewafneter

Leute hervorrennen sahe, unter denen einer etwas Weisses empor hielt, welches wir für ein Friedenszeichen ansahen.

Hier hatte ich abermals Ursache, mich über die klägliche Ausrüstung meines Schifs zu beklagen. Ich hatte nämlich keine weisse Flagge an Bord. Um mir indes zu helfen, so gut ich konnte, ließ ich eins von meinen Tischtüchern, statt einer Flagge, wehen, und schikte dieselbe ans Land. Sobald der Officier mit diesem Friedenszeichen ausgestiegen war, kam der indianische Fahnenträger, von einem andern begleitet, unbewafnet zu ihm an den Strand, und man begrüßte sich gegenseitig mit Freundschaftsbezeugungen. Der Indianer redete die Unsrigen auf holländisch an: da aber keiner unter ihnen diese Sprache verstand, so brachte er einige Wörter in spanischer Sprache hervor, worin einer von unsern Leuten ziemlich weit gekommen war. Allein der Indianer redete es so schlecht, daß es ihm schwer fiel, sich verständlich zu machen, und daß er die Zeichensprache zu Hülfe nehmen mußte. Vielleicht war seine Geschiklichkeit im Holländischen nicht viel gröſſer. So viel brachte er indes heraus, daß er den Namen des Skippers, womit er den Capitain meinte, zu wissen verlangte, und sich erkundigte: ob wir Holländer wären? ob unser Schif ein Kaufarthei- oder Kriegsschif wäre? wie viel Kanonen es führe, und ob es nach Batavia ginge?

Als man ihm diese Fragen beantwortet hatte, gab er zu verstehen, daß wir nach der Stadt segeln sollten;

ten; daselbst wollte er uns dem Kagna, d. i. dem Könige oder Statthalter, vorstellen. Der Lieutenant antwortete hierauf: man sey dazu bereit; aber da er nothwendig erst etwas Wasser einnehmen müßte; so bäte er, daß die mit Pfeilen und Bogen bewafneten Indianer sich so lange zurükziehen mögten. Der indianische Fahnenträger, der ein Mann von Ansehn zu seyn schien, erfüllte dieses Verlangen; doch schien er eine Vergeltung dafür zu erwarten, indem er das seidene Schnupftuch, welches der Lieutenant um den Hals trug, mit aufmerksamen Blicken betrachtete. Dieser verstand ihn sogleich, knüpfte es los und machte ihm ein Geschenk damit; wogegen jener ihn ersuchte, ein anderes Tuch von ihm anzunehmen, welches aus grobem baumwollenem Zeuge bestand. Unsere Leute nahmen hierauf ungehindert Wasser ein, und kehrten damit nach dem Schiffe zurük.

Wir hofften jezt, daß es zu einem friedlichen Umgange zwischen uns und den Einwohnern dieses Landes kommen würde, und freuten uns schon zum Voraus auf die Lebensmittel und Erfrischungen, die wir von ihnen zu erhalten wünschten. Allein nach einigen Stunden veränderte sich die Scene. Wir sahen nemlich mit eben so großer Verwunderung als Betrübniß, daß zwischen den Bäumen, dem Schiffe gegenüber, viele hundert bewafnete Leute zusammen liefen und sich in Ordnung stellten. Sie waren mit Musketen, mit Pfeilen und Bogen, zum Theil auch mit langen Spießen, Schwerdtern und einer Art von Hirschfängern bewafnet und mit Schilden versehen.

Dieser Anblik ließ schon nichts Gutes vermuthen; es folgten bald auch noch andere Anzeigen, welche gleichfalls auf feindselige Absichten deuteten. Diese Leute brachten nemlich den ganzen Tag damit zu, daß sie bald aus dem Walde heraus, bald wieder in denselben zurük rannten, als ob sie sich übten, Ausfälle auf einen Feind zu thun. Bald schossen sie ihre Pfeile ab und warfen ihre Wurfspieße in die See gegen das Schif hin; bald hoben sie wieder ihre Schilde in die Höhe und schwungen ihre Schwerter in drohender Gebehrde gegen uns.

Wir waren unterdeß an Bord des Schiffes auch nicht müßig, sondern suchten alles zu einem vielleicht unvermeidlichen Gefechte in Bereitschaft zu sezen. Wir holten zu diesem Behufe die Kanonen herauf, besserten das Tauwerk unserer Masten aus, und brachten noch vor Abend alles in Ordnung.

Hierauf wollte ich einen Versuch machen, zu erfahren: was doch wohl die Gesinnung dieser Leute so plözlich verändert haben könnte? In dieser Absicht ließ ich die Böte wohl bewafnen und bemannen, und schikte den Lieutenant mit der Friedensflagge, das ist, mit dem wehenden Tischtuche, an einer Stelle ans Land, die von Holz und Gebüsche frei war, doch mit dem ausdrüklichen Befehle, daß weder er, noch einer seiner Leute das Boot verlassen sollte.

Als die Indianer sahen, daß die Böte sich an den Strand legten: ohne daß jemand aus denselben her-

herauskommen wollte: trat einer von ihnen mit einem Bogen und Pfeilen in der Hand aus dem Walde hervor und winkte, daß man hinkommen sollte, wo er stand. Allein der Officier schlug die Einladung aus, weil er allda nicht einen Bogenschuß weit von dem Hinterhalte gewesen wäre. Er wartete hierauf noch eine Zeitlang; aber da die Indianer weiter keinen Schritt thaten, und er ganz und gar kein Mittel fand, in eine freundschaftliche Unterhandlung mit ihnen zu treten: so kehrte er endlich nach dem Schiffe zurük.

Ich beschloß hierauf, nach der oben erwähnten Stadt zurük zu segeln, und zu versuchen, ob ich nicht aus dieser einige Erfrischungen erhalten könnte: aber indem ich mich derselben näherte, wurde die Witterung so rauh und ungestüm, daß ich mich genöthiget sahe, die offene See zu suchen. Da ich nun überdem keine Zeit zu verlieren hatte, so richtete ich meinen Lauf nach Westen, damit ich Batavia noch vor Ablauf der guten Jahrzeit erreichen mögte.

Wir erreichten hierauf die Straße zwischen Borneo und Celebes. Hier verursachten heftige Seeströme und Stürme, welche uns unaufhörlich zu laviren nöthigten, unserm schon an sich langsam segelnden Schiffe so viel Aufenthalt, daß wir in 14 Tagen nicht mehr als 28 Seemeilen zurüklegten. Unsere Schwäche nahm dabei mit jedem Tage zu, indem von den Wenigen, die noch gesund waren, sich täglich mehrere legten, und von den vielen

Kranken auch mancher dahin starb. Wir bestrebten uns daher täglich, uns irgendwo dem Lande zu nähern, und dann vor Anker zu gehen: aber vergeblich! Wind und Seeströme waren uns immer so zuwider, daß wir weder bei Borneo noch bei Celebes irgend einen Erfrischungs-Ort erreichen konnten.

Der Schaarbok hätte um diese Zeit dergestalt um sich gegriffen, daß auch nicht ein einziger unter uns davon verschont geblieben war. Die Seele litt mit dem Leibe; und eine allgemeine Niedergeschlagenheit blikte nunmehr aus aller Augen hervor. Ich zweifle, ob jemals Seefahrer sich in einer kläglichern und gefährlichern Lage befunden haben, als wir. Schwächlich, krank und sterbend sahen wir das Land täglich vor uns liegen, und konnten es nicht erreichen. Wir hatten mit reissenden Strömen und Stürmen zu kämpfen, denen wir nicht widerstehen konnten, und doch, so viel uns immer möglich war, zu widerstehen uns bestreben mußten. Wir litten Mangel und lechzten nach Erquikungen, die wir vor Augen sahen und nicht erreichen konnten. Das Unglük schien alles, was von Widerwärtigkeiten sich erdenken läßt, an uns erschöpft zu haben, und doch sollte unsere Trübsal noch immer höher steigen.

Es war noch ein Unglük übrig, welches wir bis jezt noch nicht erfahren hatten, dieses: von Seeräubern angefallen zu werden. Auch dieses mußte uns hier begegnen; und damit diese unerwartete

wartete Begebenheit desto fürchterlicher seyn mögte, so mußte sie sich gerade um Mitternacht in der diksten Finsterniß ereignen. Der Feind überraschte uns so schnell und unerwartet, daß er uns bereits zu entern *) suchte, ehe wir noch wußten, daß wir angegriffen würden. Aber grade das Unerwartete und die Größe dieser neuen Gefahr weckten unsern gesunkenen Muth. Wir schlugen den Seeräuber glüklich ab; und da es hierauf zum Feuern mit dem groben Geschüze kam: so wirkte das unsrige so nachdrüklich, daß jener sank und die armen Elenden, die er am Brod hatte, sämmtlich untergiengen. Der Lieutenant und einer meiner Leute waren verwundet, doch glüklicher Weise nicht gefährlich. Dieß und einige Verlezungen an unserm Tauwerke, war der einzige Schaden, den wir davon trugen.

Zur Vergrösserung unsers Elendes traf nunmehr der Zeitpunkt ein, da der Passatwind, der bis dahin immer aus Osten wehete, sich umsezte und nun aus Westen zu blasen began. Von diesem Augenblicke an war es entschieden, unmöglich unsere Reise nach Batavia fortzusezen, weil uns der Wind nunmehr grade entgegen blies. Aber die See konnten wir auch nicht länger halten. Denn dreizehn von unsern Leuten hatten wir bereits begraben, das ist, in die See geworfen; dreißig andere, unter denen sich alle meine Unterofficiere befanden, lagen auf den Tod; der Lieutenant und

ich

*) Ein Schif an das andere befestigen.

ich waren äusserst schwach und entkräftet, weil wir Tag und Nacht den ganzen Dienst im Schiffe allein versehen mußten. Unsere Natur erlag unter so vielen und langen Widerwärtigkeiten. Das einzige Mittel, welches zur Rettung des Schifs und unsers Lebens noch übrig war, bestand darin, daß wir versuchen mußten, ob wir Massakar, eine Stadt und Hafen der Holländer auf der Insel Celebes erreichen könnten.

Nachdem wir vier Wochen lang beinahe mit der Verzweiflung gekämpft hatten, gelang es uns endlich, unserm Ziele näher zu kommen. Wir bekamen die Stadt Makassar zu Gesicht, und da wir uns derselben bis auf einige Meilen genähert hatten, ließen wir die Anker fallen. Dies geschahe kurz vor Einbruch der Nacht.

Gegen Mitternacht kam ein Holländer an Bord, den der Statthalter abgeschikt hatte, um sich zu erkundigen, wer wir wären? Da er hörte, daß das Schif ein englisches Kriegesschif sei, schien er darüber bestürzt zu werden, weil ein solches noch niemals hieher gekommen war. Auch konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir in meine Kajüte zu gehen; doch schieden wir, dem Ansehen nach, als gute Freunde voneinander.

Mit Anbruch des Tages schikte ich den Lieutenant nach der Stadt, und ersuchte den Statthalter in einem Briefe um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen und uns gegen baare Bezahlung mit Erfri-

schun-

schungen versorgen zu dürfen. Bei seiner Ankunft verlangte derselbe vor den Statthalter geführt zu werden, um ihm den Brief eigenhändig zuzustellen: allein man wollte ihn durchaus nicht ans Land treten lassen; er sahe sich daher genöthiget, den Brief hinzuschicken, und in Erwartung einer Antwort, fünf lange Stunden in der schrecklichsten Sonnenhize, ohne alle Erquickung, in dem Boote zuzubringen. Endlich kam er mit zwei Herrn vom Lande zurük, welche mir einen in holländischer Sprache geschriebenen Brief von ihrem Statthalter überreichten und mir auf Französisch daraus verständigten: „daß ich mich unverzüglich von dem Hafen entfernen, auch an keiner andern Stelle der Küste ankern, noch jemanden von meinen Leuten erlauben sollte, an irgend einem Orte, der unter seiner Bothmäßigkeit stünde, ans Land zu gehn.“

Ehe ich hierauf antwortete, zeigte ich den beiden Herrn die Menge meiner Kranken, welche in einer gänzlichen Entkräftung und aus Mangel an irgend einer Erquickung dahin starben; und der Anblik schien sie zu rühren. Dann berief ich mich auf das allgemeine Recht der Natur und auf die besondern Verbindungen, welche zwischen der englischen und holländischen Nation damals statt hatten; allein ihre Antwort war: daß ihre Herrn ihnen nun einmal unbedingt verboten hätten, irgend ein Schif, es sei welches es wolle, in diesem Hafen aufzunehmen; und es gezieme ihnen, diesem Befehle blindlings und ohne Ausnahme zu gehorchen.

Ich

Ich versezte hierauf, daß Leute in unsern Umständen nichts Schlimmeres zu besorgen hätten, als was sie bereits litten; und daß ich daher mit dem ersten günstigen Winde, troz allen ihren Drohungen und ihrer ganzen Macht hart an die Stadt hinlaufen und mich daselbst vor Anker legen würde; und sollte ich alsdann nicht im Stande seyn, sie zu zwingen, meinem gerechten und von der Noth erpreßten Gesuche Gehör zu geben: so würde ich mit dem Schiffe an ihren Wällen auf den Strand rennen, mein und meiner Leute Leben so theuer als möglich verkaufen, und den entehrenden Vorwurf auf sie bringen, daß sie einen Freund und Bundesgenossen in solche Verzweiflung gestürzt hätten.

Hierüber schienen sie zu erschrecken: denn unsere ganze erbärmliche Lage überzeugte sie, daß ich im Ernst redete. Sie ersuchten mich daher inständigst, nur so lange auf dieser Stelle zu verharren, bis ich abermals Antwort vom Statthalter bekommen würde. Hierein willigte ich, doch unter der Bedingung, daß diese Antwort zu einer bestimmten Stunde des morgenden Tages erfolgt seyn müsse.

Der eine dieser Abgeordneten war ein Fähnrich von der Garnison, Namens le Cerf, der andere Herr Douglas, einer von den Oberbuchhaltern der holländischen ostindischen Compagnie.

Wir brachten nun den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in einer mit Unwillen vermischten ängstlichen Erwartung hin. Am folgenden

den Morgen hatten wir den Verdruß zu sehen, daß ein Paar bewafnete Schiffe von der Stadt her kamen, und sich in einer kleinen Entfernung von uns rechts und links vor Anker legten. Ich schikte sogleich ein Boot dahin ab, um mit ihnen zu sprechen: allein man wollte auf unsere Fragen keine Antwort geben.

Die festgesezte Stunde erschien, ohne daß ich vom Statthalter weiter etwas vernommen hatte: ich ging also, meiner Erklärung gemäß, unter Segel, um meine gestrige Drohung wahr zu machen. Die beiden bewafneten Schiffe lichteten gleichfalls die Anker; doch begnügten sie sich damit, nur unsere Manövers zu beobachten und uns zu begleiten.

Nicht lange, so sahen wir ein niedliches Schif, mit einer Trupp Musikanten und verschiedenen Herrn an Bord, auf uns zueilen. Sie näherten sich, wollten aber nicht eher zu uns kommen, bis wir die Anker wieder gesenkt hätten. Wir senkten sie also, und nun kamen sie an Bord.

Sie bezeigten mir ihr Erstaunen, daß ich unter Segel gegangen wäre, und fragten mich: was ich denn hätte thun wollen? Weder mehr noch weniger, war meine Antwort, als was ich gestern erklärt hätte; weil ich entschlossen wäre, lieber mit allen meinen Leuten in einem rechtmäßigen Gefecht, als durch Schifbruch, Krankheit und Hunger umzukommen. Sie entschuldigten sich hierauf, daß

sie

sie mit der Antwort nicht eher hätten zurükkommen können, und überlieferten mir, nebst einem Schreiben vom Statthalter, einige Lebensmittel, die sie mitgebracht hatten.

In dem Briefe fand ich nun abermals, zu meinem großen Verdrusse, einen Befehl, den Hafen zu verlassen. Zur Rechtfertigung dieser Unmenschlichkeit berief man sich auf einen Contrakt, den die ostindische Compagnie mit den Königen und Beherrschern des Landes getroffen, und vermöge dessen sie sich anheischig gemacht habe, kein fremdes Schif in diesem Hafen, oder an irgend einem andern Orte der Insel zu dulden. Die Abgeordneten thaten mir hierauf verschiedene Vorschläge, die ich alle verwarf, weil sie alle meine Abreise zur Bedingung machten. Ich zeigte ihnen zugleich den Leichnam eines meiner Leute, der aus Mangel an Erfrischungen so eben gestorben war, und wiederholte meine Drohung.

Hierauf zogen sie etwas gelindere Saiten auf, und sagten: daß es zwar den ausdrüklichen Befehlen der Compagnie zuwiderlaufe, uns hier zu dulden, daß sie uns aber gleichwohl vergönnen wollten, in eine nicht weit von hier gelegene Bucht einzulaufen, wo wir für unser Schif hinlänglichen Schuz und für uns selbst Lebensmittel und Erfrischungen finden würden. Hierein willigte ich denn sehr gern; und es wurde verabredet, daß man mich am folgenden Tage dahin führen sollte.

Da ich mein Misvergnügen ausdrükte, daß ich den Herrn nichts, als ein Glas Wein vorsezen könnte, ließen sie eine sehr niedliche Mahlzeit, die auf ihrem Fahrzeuge zubereitet war, an Bord bringen, und wir speiseten hierauf mit einander auf eine sehr vergnügte und freundschaftliche Weise.

Am folgenden Tage erhielt ich die versprochene schriftliche Bestätigung vom Statthalter durch den Herrn le Cerf, der nebst einem Secretair des Staatsraths und einem Piloten uns nach Bonthain — so hieß der Ort, wohin wir uns begeben sollten — begleitete.

6.

Aufenthalt zu Bonthain auf der Insel Celebes. Sonderbarer Vorfall daselbst. Abreise nach Batavia, und von da nach England.

Bei meiner Ankunft zu Bonthain besuchte ich zuvörderst den Residenten, Herr Schwellingrabel, welcher gebrochen Englisch redete. Von ihm wurde mir ein Haus für meine Kranken angewiesen, welches nahe am Strande neben einem mit Pallisaden umgebenen kleinen Fort von acht Kanonen lag. Sobald unsere Leute Besiz davon genommen hatten, wurde ihnen eine Wache von sechs und dreißig Mann, nebst vier Unterofficieren, alle unter dem Commando des Fähnrichs le Cerf, gegeben. Keiner von den Unsrigen durfte sich über neunzig Fuß weit von diesem Hospitale entfernen; auch durfte niemand von den Einwohnern des Landes so nahe zu ihnen kommen, daß er ihnen etwas hätte verkaufen können. Alles also, was unsere Leute haben wollten, mußte durch die Hände der holländischen Soldaten gehn, welche diese Anordnung auf eine schändliche Weise mißbrauchten.

So oft nemlich einer der Eingebohrnen etwas zum Verkaufe brachte: so nahmen sie es ihm erst weg, und fragten dann erst nach dem Preise. Gemeiniglich erhielt der arme Eigenthümer nur den vierten Theil des Geforderten. Machte er Einwendun-

gen

gen dagegen, so schwenkten jene ihm den Säbel drohend über den Kopf, und mehr bedurfte es gemeiniglich nicht, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachher verkaufte der Soldat das, was er auf diese Weise an sich gerissen hatte, an die Unsrigen, und zwar mit einem Gewinste, der oft mehr, als 1000 Procente betrug. Ich beschwerte mich über dieses für die Eingebohrnen so grausame und für uns so nachtheilige Verfahren; man gab hierauf den Soldaten zwar einen Verweis, aber mit so geringem Nachdrucke und Erfolge, daß man sich der Vermuthung nicht enthalten konnte, daß der Fähnrich selbst an dem unmäßigen Gewinne unter der Hand Antheil nähme.

Nachdem wir ohngefähr zwei Monate hier gelegen hatten, wurde der Fähnrich le Cerf, und bald darauf auch ein Theil der holländischen Soldaten nach Makasser zurükberufen. Nicht lange darnach, ließ der Statthalter sich erkundigen; wenn ich nach Batavia absegeln würde? Dies alles, besonders die Anfrage des Statthalters befremdete mich sehr; denn dieser wußte ja wohl, daß ich eher nicht unter Segel gehen konnte, bis der östliche Passatwind, sich wieder eingestellt haben würde. Dies geschieht aber erst im Monat Mai, und wir waren jezt in den ersten Tagen des Märzmonats.

Einige Zeit nachher ereignete sich ein anderer Vorfall, der uns noch bedenklicher vorkam. Unsere Leute bemerkten nämlich, daß zur Nachtzeit

ein Kahn sich zu verschiedenen malen unserm Schiffe näherte, und gleich wieder verschwand, sobald die darinn befindliche Mannschaft merkte, daß von den Unsrigen sich jemand rühre. Der Argwohn, der hierdurch bei mir entstand, wurde durch einen an mich gerichteten Brief, den ein Schwarzer von einem ungenannten brachte, ungemein vergrößert. Damit man aber den Inhalt dieses Briefes verstehen möge, so ist zu wissen, daß die Insel Celebes in verschiedene Distrikte getheilt ist, welche verschiedenen einländischen unabhängigen Fürsten oder Königen unterworfen sind. Die Stadt Makasser liegt in einem Distrikte gleiches Namens, und der König desselben steht mit den Holländern in Bündniß. Ein anderer Distrikt wird von einem Volke bewohnt, welches den Namen der Buggueser führt. Des Briefes Inhalt war folgender:

Die Holländer und der König von Makasser hätten den Anschlag gefaßt, uns aus dem Wege zu räumen; doch würden sie ersteren dabei nicht öffentlich thätig seyn. Man hätte die Ausführung des Complots dem Sohne des Königs aufgetragen, der, außer einem Geschenke, auch die Beute, die er im Schiffe machen würde, dafür zur Belohnung bekommen sollte. Dieser Prinz befande sich hierzu mit 300 Mann bereits wirklich zu Bonthain. Ein Argwohn, daß wir vielleicht mit den Buggueser eine Verbindung treffen und die Holländer über kurz oder lang von Celebes verdrengen möchten, sey der Bewegungsgrund zu diesem Anschlage gewesen."

In

In wie fern dieser Brief Wahrheit oder Unwahrheit enthalte, konnten wir nicht beurtheilen. Ich glaubte indeß, so handeln zu müssen, als wenn ich von der Wahrheit der mir gegebenen Nachricht vollkommen überzeugt gewesen wäre. Ich traf daher sogleich alle mir nöthig scheinenden Vertheidigungs anstalten.

Zu den vorbesagten Umständen, welche meinen Argwohn rechtfertigten, kam auch noch dieser, daß der Resident, Herr Schwellingrabel, sich gerade um diese Zeit auf zwanzig Meilen weit entfernt hatte. Ich schikte daher nach dem Fort, und verlangte, daß man ihm einen Boten mit der Nachricht senden sollte, daß ich über Dinge von der äußersten Wichtigkeit mit ihm zu reden hätte. Drei Tage nachher schrieb ich ihm selbst und wiederholte die Bitte und seine schleunige Zurükkunft auf die dringendste Weise; worauf er den folgenden Tag bei uns an Bord kam.

Ich hatte kaum einige Minuten lang mit ihm gesprochen: so wurde ich überzeugt, daß ihm von der ganzen Sache nichts bekannt seyn müsse. Er versprach mir indeß, eine genaue Untersuchung anzustellen; ich aber fuhr fort, uns auf jeden Fall in vertheidungsfähigen Stand zu sezen.

Nach einigen Tagen berichtete mir Herr Schwellingrabel, er habe in Erfahrung gebracht, daß einer der Prinzen des Königes von Makassar in verstellter Kleidung wirklich da gewesen wäre,

aber von den 800 Mann, welche zugleich mit ihm gekommen seyn sollten, könne er keine Spur entdecken. Bald hernach erhielt ich ein Schreiben von dem Statthalter, dessen Inhalt, unter vielen feierlichen Protestationen gegen die Beschuldigungen des Ungenannten, darauf hinauslief, daß ich den Brief ausliefern möchte, damit man den Urheber darnach erkennen und zur Verantwortung ziehen könnte. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich dazu nicht werde verstanden haben.

Wir blieben indeß unangefochten, und giengen endlich, daß der östliche Passatwind wieder eingetreten war, den 22sten Mai abermals unter Segel. Wir hatten uns nun mit Lebensmitteln hinreichend versehen: denn man kann hier Rindfleisch, besonders aber Reis, Geflügel und Früchte in Ueberfluß bekommen. Auch giebt es eine Menge wilder Schweine in den Wäldern, die man wohlfeil kaufen kann, weil die Eingebohrnen, welche Muhamedaner sind, dergleichen nicht essen dürfen. Man versahe uns hier auch von Zeit zu Zeit mit Schildkröten, die eben so, wie das Schweinefleisch, ein Leckerbissen sind, den sie selbst nie anrühren. Die hiesigen Ochsen sind von derjenigen Art, welche einen Höcker auf dem Rücken hat. Außerdem zieht man hier auch Pferde, Büffel, Ziegen und Schaafe.

Unsere Fahrt von hier nach Java gieng glüklich von statten. Wir vollendeten dieselbe in zehn Tagen, und warfen am eilften auf der Rhede von

Bata-

Batavia die Anker aus. Es war indeß hohe Zeit, daß wir hier ankamen: denn während dieser ganzen Fahrt ließ das Schiff so viel Wasser ein, daß wir mit zwei Pumpen, woran unaufhörlich gearbeitet wurde, es mit genauer Noth vom Sinken retten konnten.

Des Nachmittags machte ich dem Statthalter meine Aufwartung. Ich beschrieb ihm den Zustand meines Schiffes, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, es hier gehörig ausbessern zu lassen. Seine Antwort war, daß ich mich deshalb mit einer Bittschrift an den Staatsrath wenden müßte. Ich that dies, und bediente mich darinn des Ausdruks: daß ich hofte, sie würden mir den Gebrauch der hiesigen nöthigen Werften und Vorrathshäuser erlauben. An diesem Ausdruk hatten die Herrn sich gestoßen, weil er ihnen nicht ehrerbietig genug zu seyn schien.

Ich erhielt hierauf eine Bottschaft zurük, wodurch ich zunächst ersucht wurde, den mir zu Bonthain geschriebenen anonymischen Brief auszuliefern, damit der Urheber desselben zur Strafe gezogen würde. Ich lehnte dieses ab; und als ich mich hierauf nach der Antwort des Staatsraths auf mein Ansuchen erkundigte, erfuhr ich, daß man meinen Ausruk „ich hofte“ übel bemerkt habe, weil dergleichen Schreiben in Form einer Bittschrift abgefaßt werden müßte. Ich entschuldigte mich deshalb, mit der Versicherung,

daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, jemanden zu beleidigen.

Einige Tage darauf erhielt ich abermals eine Gesandtschaft, von der ich aufgefordert wurde, eine schriftliche Versicherung von mir zu stellen, daß ich die zu Bonthain mir gegebene Nachricht für falsch und verläumderisch hielte. Allein ich hatte meine guten Gründe, auch diese Zumuthung abzulehnen. Es verstrichen hierauf abermals einige Tage, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort erhielt: dann wurde mir angezeigt, daß der Staatsrath wider mein Verfahren zu Makassar und wider meine Weigerung, die verlangte Erklärung vor mir zu stellen, als gegen eine ihnen zugefügte Beschimpfung und als gegen eine ihrer Nation angethane Ungerechtigkeit protestirt habe. Ich erwiederte hierauf, daß ich mir nicht bewußt wäre, irgend etwas gethan zu haben, welches für die Holländer beleidigend oder dem Charakter, mit welchem ich die Ehre hätte bekleidet zu seyn, zuwider wäre, ohngeachtet ich nicht glaubte, von dem Statthalter zu Makassar als der Unterthan eines Freundes und Alliirten behandelt zu seyn. Ich fügte hinzu, daß, wenn man eine Klage gegen mich hätte, man dieselbe vor den König, meinen Herrn, bringen möchte, außer dem ich niemand in der Welt für meinen Richter erkennte.

Da ich auch am folgenden Tage noch immer keine Antwort auf meinen Brief erhielt: so schrieb ich abermals an den Staatsrath, stellte die großen

und

und dringenden Bedürfnisse meines Schiffes vor, und wiederholte meine Bitte: worauf ich denn endlich die Erlaubniß erhielt, die nöthigsten Ausbesserungen an einem mir dazu angewiesenen Orte vornehmen zu lassen.

Der Statthalter zu Batavia steht zwar im Dienst seiner Republik, allein er macht in gewissen Stücken mehr Figur, als irgend ein unumschränkter Beherrscher in Europa. So oft er ausfährt, begleitet ihn eine Leibwache zu Pferde, und vor seiner Kutsche gehen zwei Schwarze als Läufer her. Jeder derselben trägt ein langes spanisches Rohr in der Hand, womit sie nicht nur Platz machen, sondern auch diejenigen nachdrüklich züchtigen, die dem Statthalter nicht diejenige Ehrfurcht beweisen, welche von Einheimischen und Fremden, ohne Unterschied des Standes, durchgängig gefordert wird. Wenn ihm z. B. jemand in einem Wagen begegnet, es sey in der Stadt oder auf der Landstraße; so ist er nicht nur gehalten auszuweichen: sondern er muß auch still halten, aussteigen und gegen die vorbeifahrende Karosse des Statthalters eine tiefe Verbeugung machen. Kommt ihm jemand nachgefahren, so darf er nicht vorbeifahren, sondern muß hinten bleiben, und wären seine Geschäfte auch noch so dringend. Auch die Glieder des Staatsraths, edele Herren genannt, verlangen ähnliche, nur nicht ganz so demüthigende Ehrenbezeugungen. Wer ihnen im Wagen begegnet, der darf zwar nicht aussteigen, aber er ist doch gezwun-

gen, anzuhalten, aufzustehen und eine Verbeugung zu machen. Auch darf man eben so wenig bei ihnen vorbeifahren. Uebrigens läuft vor diesen edelen Herrn nur ein Schwarzer her.

Einige Tage nach meiner Ankunft berichtete mir der Wirth: er habe Befehl mir anzudeuten, daß mein Wagen eben so gut, als alle andere, anhalten müßte, wenn der Statthalter oder jemand vom Rathe bei mir vorbeiführe. Ich ersuchte ihn, in meinem Namen zu antworten, daß ich mich zu solchen Ceremonien nie bequemen würde; und da er hierauf etwas von den Stäben der Schwarzen murmelte: so versicherte ich ihn, daß ich wissen würde, wie ich mich in solchem Falle zu verhalten hätte, wobei ich auf meine Pistolen wies, welche eben auf dem Tische lagen. Er gieng darauf weg. Nach einigen Stunden kam er wieder und sagte: der Statthalter ließe mir melden, daß ich mit den Ehrenbezeugungen es halten könnte, wie es mir beliebte.

Ich verblieb hier über drei Monate lang. Während dieser Zeit hatte ich nur zweimal die Ehre, den Statthalter zu sprechen; das erste mal, gleich bei meiner Ankunft, auf einem seiner Landhäuser; das anderemal in der Stadt, da er eben vor seinem Pallaste spazieren gieng. Das erstemal erwies er mir nicht die Höflichkeit, mir die geringste Erfrischung anzubieten, und das lezteimal nöthigte

thigte er mich nicht einmal, in seinen Pallast zu treten.

Indeß erzeigte er mir doch einmal die Ehre, mich zu einem Gastmale einladen zu lassen. Ich hatte aber gehört, daß einmal ein englischer Commodore bei einer ähnlichen Gelegenheit erfuhr, er müsse die Mitglieder des Staatsraths über sich sizen lassen; worauf er alsobald den Saal verließ und von den sämmtlichen Capitains seines Geschwaders begleitet wurde. Um nun nicht in den nemlichen Fall zu gerathen, ließ ich mich, bevor ich die Einladung annahm, erst nach dem Plaze erkundigen, der mir angewiesen werden würde; und da es sich fand, daß man mir den Rang vor den Mitgliedern des Staatsraths nicht verwilligen könnte: so lehnte ich die ganze Sache ab. Ich bitte die Leser, hiebei zu bedenken, daß es mir nicht um meine eigene Ehre, sondern um die Ehre eines englischen Befehlshabers zu thun war.

Am 15ten September 1768, da unser altes Schiff, so gut als möglich wieder ausgebessert war, giengen wir von neuem unter Segel, und langten den 28sten November bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an; wo wir bis zum 6ten Januar

[illegible] 1769 liegen blieben. Von da setzten wir unsern Lauf nach Europa fort, und hatten hierauf ohne anderweitige merkwürdige Vorfälle zu erleben, am 20sten März die Freude, uns wieder in unserm Vaterlande, und zwar zu Spithead, vor Anker zu sehen, nachdem wir beinahe drei Jahre abwesend gewesen waren.

Sammlung

interessanter

und

durchgängig zwekmäßig

abgefaßter

Reisebeschreibungen

für

die Jugend

von

J. H. Campe.

Vierter Theil.

Mit Allerhöchst. gnädigst. Kaiserl. Königl. Privilegio.

Reutlingen,
gedrukt bey Johannes Grözinger,
1796.

Vorrede.

Ich habe bei der Erscheinung dieses vierten Theils meiner kleinen Reisen nur kürzlich anzuzeigen, daß der Inhalt des ersten Stüks, nemlich der

Traurigen Schiksale der Madam Godin des Odonais,

aus einem Briefe des Gatten dieser merkwürdigen Frau, des Hrn. Godin, genommen ist; welchen Brief man in den Schlözerischen Briefwechsel vom Jahr 1775 findet. Den Inhalt des zweiten Stüks, nemlich der

Reisen des Hrn. Carvers durch die innern Gegenden von Nordamerika,

habe ich aus dem ersten Theile der beliebten Ebelingischen Sammlung von Reisebeschreibungen, Hamburg 1780. dergestalt entlehnt, daß ich ihn meinem Zwecke gemäß bearbeitete, und ihn, bald durch Auslassungen, bald durch Zusätze und durch moralische Anwendungen, demjenigen Alter anzupassen und nüzlich zu machen suchte, für welches ich hier schreibe. Statt einiger abergläubischen

Aeuſſerungen, welche dem guten Hrn. Carver entwiſcht waren, habe ich kein Bedenken getragen, ihm grade das Gegentheil davon in den Mund zu legen; in der Geſchichte ſelbſt hingegen habe ich, wie billig, nichts verändert; ſondern dieſelbe da, wo es nöthig ſchien, nur durch auslaſſungen und eine andere Einkleidung zweckmäſſig zu machen geſucht. Die Zuſätze ſind theils aus der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, theils aus Reynal's Hiſtiore des Etabliſſemens & du Commerce des Européens dans les deux Indes genommen, und jedesmal gehörig ausgezeichnet worden.

Ich hoffe übrigens, daß man auch dieſen Theil meiner Sammlung, den Titel derſelben entſprechend, d. i. intereſſant und lehrreich finden werde.

Der Verfaſſer.

I.

Traurige Schikſale

der

Madame Godin des Odonais

auf einer Reiſe

von Riobamba unweit Fuito in Peru durch

das Amazonenland.

Ich widme diese kleine Erzählung vornemlich euch, ihr jungen Leserinnen; weil das, was die Heldin dieser Geschichte that und litt, ein großes und ehrenreiches Beyspiel gewährt, daß auch Personen eures zarteren Geschlechts einer Standhaftigkeit und eines Muthes fähig sind, welche unsere höchste Bewunderung verdienen. Möchte das Schicksal der Madam Godin euch recht nachdrücklich erinnern, daß auch Frauenzimmer in Lagen und Umstände gerathen können, wo sie Entschlossenheit, Herz und körperliche Abhärtung nöthig haben; und möchte jede unter euch sich dadurch bewegen lassen, nach der Erwerbung dieser Eigenschaften zu streben, deren Besitz eben so rühmlich als zu einer glüklichen Vollendung der oft rauhen und dornigen Lebensbahn nicht selten unentbehrlich ist!

Denn auch ihr, meine jungen Freundinnen, werdet zuverläßig — weß Standes ihr auch seyn mögt — einst in Umstände gerathen, wo ihr kör-

perliches Ungemach und, was noch viel niederdrückender ist, innerlichen Gram und Kummer über Ungerechtigkeiten und Kränkungen werdet zu ertragen haben. Auch ihr könnt daher nicht zu sehr dahin streben, euren Körper durch eine simple, natürliche und arbeitsame Lebensart abzuhärten; euch an die Einwirkung einer jeden Witterung zu gewöhnen, und vornemlich euren Geist durch frühe Uebungen in geduldiger Ertragung einer jeden Widerwärtigkeit mit Muth und Standhaftigkeit zu bewafnen. Möchte ich so glücklich seyn, den Vorsaz hierzu durch die nachfolgende Erzählung in euch zu erwecken, und möchte es jeder unter euch gelingen, eine so rühmliche und nöthige Entschließung von dem Tage an, da ihr dies lesen werdet, ununterbrochen zur Wirklichkeit zu bringen! Dann würde ich die Stunde, in welcher ich dieses schrieb, und ihr diejenige, in welcher ihr es laset, als eine der glücklichsten unsers Lebens zu segnen Ursache haben. — Zur Sache!

Im Jahr 1735 wurden drei französische Gelehrte — Condamine, Godin und Bouguer — nach Quito, einer südamerikanischen Stadt in der Provinz Peru, gesändt, um in jener Weltgegend gewisse Ausmessungen vorzunehmen, wodurch die wahre Gestalt der Erde, die bis dahin zweifelhaft gewesen war, mit einiger Zuverlässigkeit bestimmt werden könnte. Wie sie das anfangen sollten, und worauf es dabei ankam, das werden meine jungen Leser entweder schon wissen, oder es dann erfahren, wann man sie die mathematische Erdbeschreibung

lehren

lohnt wird. Es hier aus einander zu setzen, würde nicht zweckmäßig seyn. — Eine zweite Gesellschaft von Gelehrten — **Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monier** und **Outhier** — wurde in gleicher Absicht nach dem schwedischen **Lappland** gesandt.

Beide Partheien hatten während dieses Geschäfts mit unbeschreiblich großen Ungemächlichkeiten und Beschwerlichkeiten zu kämpfen. **Jene** mußten ihre Ausmessungen auf den hohen peruanischen Gebirgen, den sogenannten **Cordilleras**, anstellen, welche mit ewigem Schnee und Eise bedekt sind, wo sie also einer schneidenden Kälte und zugleich den heftigsten Winden ausgesetzt waren, welche oft die Gezelte, worunter sie die Nächte zubringen mußten, zusamt dem ganzen Vorathe ihrer mathematischen Werkzeuge, dahinrissen und in den Abgrund schleuderten. **Diese** wanderten über Schnee und Eis, oft auch über Moräste und Sümpfe bis nach dem nördlichen Polarzirkel hin, wo die Kälte so grimmig war, daß ihnen zuweilen das Glas an den Mund, der Maaßstab an die Hand fror, und daß der Speichel, den sie auswarfen, oft in Eis verwandelt wurde, bevor er auf die Erde fiel. Solchen Mühseligkeiten setzten diese edlen Männer sich aus, um ihren Durst nach Kenntnissen zu befriedigen und die Masse der menschlichen Wissenschaften mit entdekungen zu bereichern, welche auf einem bequemern Wege nicht gemacht werden konnten.

Einer der obgenannten Herrn, welche nach **Peru** giengen, Herr **Godin** nemlich, hatte seine Gattin

dahin mitgenommen. Die Arbeit der Ausmessungen nahm mehrere Jahre hin; und als man endlich im Jahr 1742 glüklich damit zu Stande gekommen war: so wurde Herr **Godin** durch häusliche Umstände gehindert, seine Gefährten auf ihrer Rükreise nach Frankreich zu begleiten. Sein Aufenthalt in Peru verlängerte sich nachher von einem Jahre zum andern; bis er endlich im Jahr 1749 allein abreiste, um von der Insel **Cayenne** aus, wohin er gieng, allerlei Anstalten zu einer bequemern Reise für seine Gattin zu treffen.

Von **Cayenne** schrieb er nach Paris an den Minister des Seewesens, und bat ihn um Empfehlungsbriefe an den portugisischen Hof, um von diesem Pässe und ein Fahrzeug zu erhalten, womit er den Amazonenstrom hinaufschiffen, seine Frau aus Peru abholen und den nemlichen Strom herunter nach der Insel **Cayenne** führen könnte. — Aber ehe ich weiter erzähle, muß ich meine jungen Leser recht sehr bitten, erst die Charte von Südamerika aufzuschlagen, um zu sehen, wie der **Amazonenstrom**, einer der größten in der Welt, das sogenannte Amazonenland durchströmt und sich endlich in den atlantischen Ocean ergießt. Sie werden sich dann ohngefähr einen Begriff machen können, was es mit einer solchen Reise auf sich habe, wenn sie hinzudenken, daß die Länge dieses Stroms gegen 500 deutsche Meilen*) betrage, und daß das Land, welches

*) In vielen geographischen Büchern wird die Länge dieses Stroms auf 1000 deutsche Meilen und darüber,

welches er durchfließt, fast durchgängig eine noch nicht angebaute und nur von äusserst rohen Indianern bewohnte Wildniß sey.

Zufälle, deren Erzählung gar zu langweilig seyn würde, machten, daß nicht weniger als 15 Jahr verflossen, bevor der arme Hr. Godin seinen Wunsch erfüllt sahe. So lange blieb er also von seiner Frau getrennt; sie lebte in Peru, er in Cayenne.

Endlich hatte er die Freude, eine Galiotte *) ankommen zu sehn, die auf Befehl des Königs von Portugall ausgerüstet war und nach Cayenne kam, um ihn zu der längst gewünschten Reise abzuholen. Er schifte sich augenbliklich ein, aber ehe man die Mündung des Amazonenstroms erreichte, wurde er von einer so schweren und langwierigen Krankheit überfallen, daß er sich genöthiget sahe, zu Oyapok, einem Fort zwischen Cayenne und dem Ausflusse des Amazonenstroms, zurückzubleiben und einem gewissen Tristan, den er für seinen Freund hielt, den Auftrag zu geben, statt seiner hinzureisen, um Mad. Godin abzuholen. Er gab diesem, ausser dem benöthigten Gelde, auch noch verschiedene Sachen mit, um sie für ihn zu verkaufen. Die Abrede aber, die er mit ihm nahm, war folgende.

Die

über angegeben. Das ist ein Irrthum, welcher daher entstanden zu seyn scheint, daß man französische Meilen (Lieues) für deutsche nahm.

*) Eine kleine Art von Galeeren, welche auf jede Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, und daher zu geschwinden Fahrten bequem sind.

Die Galiotte hatte Befehl, ihn ohngefähr die Hälfte des Amazonenstroms hinauf, bis nach Loreto, dem ersten spanischen Pflanzorte, zu bringen. Von da sollte er nach Laguna, einem nur ein Paar Meilen weiter hin gelegenen Pflanzorte der Spanier geht, um Hrn. Godings Briefe an seine Frau einem dortigen Geistlichen zu übergeben, der sie dann bis zu dem Aufenthalte derselben befördern würde. Er selbst sollte hierauf der Ankunft der Mad. Godin zu Laguna warten.

Die Galiotte segelte ab, und kam glücklich nach Loreto. Allein der treulose Tristan begnügte sich statt selbst nach Laguna zu gehn oder die Briefe dahin zu schicken, das Paket einem spanischen Jesuiten, der nach einer ganz andern Gegend reisete, zu gelegentlicher Bestellung anzuvertrauen. Er selbst trieb sich unterdeß an portugisischen Pflanzörtern herum, um Handlung zu treiben.

Auf diese Weise geriethen Hrn. Godins Briefe aus einer Hand in die andere, erreichten aber den Ort ihrer Bestimmung nie. Indeß verbreitete sich, ich weiß nicht wie, ein dunkles Gerücht von der Absicht des zu Loreto wartenden portugisischen Schiffes bis nach Peru, und kam endlich, wiewohl ohne alle Zuverläßigkeit, bis zu den Ohren der Mad. Godin. Sie erfuhr durch eben dieses Gerücht, daß Briefe von ihrem Manne an sie unterwegens wären, allein alle Bemühungen, dieser Briefe habhaft zu werden, blieben fruchtlos.

Endlich

Endlich entschloß sie sich, einen treuen Neger in Gesellschaft einiger Indianer den Amazonenstrom hin abzuschicken, um, wo möglich, sichere Nachrichten darüber einzuziehn. Dieser ehrliche Kerl drang durch alle Hindernisse und schwierigkeiten, welche sich seiner Reise entgegensezten, muthig hindurch, kam bis nach Loreto, sprach daselbst den Tristan, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß es mit der Ausrüstung des portugisischen Schiffes seine vollkommene Richtigkeit habe.

Nunmehr entschloß sich Madam Godin, die höchstmühsame und gefährliche Reise dahin anzutreten. Sie wohnte damals Riobamba, ohngefähr 20 deutsche Meilen südlich von Quito, wo sie ein eigenes Haus, nebst Garten und Ländereien hatte. Diese nebst allen andern Sachen, die sie nicht mitnehmen konnte, suchte sie, so gut es gehen wollte, zu verkaufen. Ihr Vater, Herr von Grandmaison, nebst zweien Brüdern, welche bisher auch in Peru gelebt hatten, waren bereit, sie zu begleiten. Ersterer reisete voraus, um alles auf dem Wege seiner Tochter, bis zu einem Orte jenseits der hohen Cordilleras, wo sie zu Schiffe gehen sollte, anzuordnen.

Madam Godin erhielt um diese Zeit einen Besuch von einem gewissen Herrn R., der sich für einen französischen Arzt ausgab, und welcher sie ersuchte, daß sie ihn mitnehmen möchte. Er versprach dabei, für ihre Gesundheit zu sorgen und nach Vermögen, dazu beizutragen, die Mühseligkeiten einer so langen und beschwerlichen Reise für sie zu erleichtern,

tern. Sie antwortete ihm, daß sie über das Fahrzeug, welches sie abholen sollte, nicht zu befehlen habe, und daß sie daher nicht dafür stehen könne, daß er einen Plaz darauf für sich finden würde. Herr R. wandte sich hierauf an die Brüder der Madam Godin; und diese, welche es für sehr wichtig hielten, einen Arzt bei sich zu haben, bewogen ihre Schwester, daß sie endlich darein willigte, ihn in ihre Gesellschaft aufzunehmen.

So reiseten sie also von Riobamba, ihrem bisherigen Wohnorte, den 1sten Oct. 1769, in Begleitung der obgenannten Personen, ihres Negers und dreier indianischen Mägde, ab — so viel Zeit war nemlich seit der Einfahrt der Galiotte in den Amazonenstrom bis dahin schon verflossen! Dreißig Indianer, welche ihr Gepäcke trugen, vergrösserten den Zug. O hätte die Unglükliche gewußt, welche Widerwärtigkeit, Gefahren und Unglücksfälle auf sie warteten: sie würde davor zurükgebebt seyn, und selbst an der Möglichkeit, dieselben zu überleben und das gewünschte Ziel ihrer Reise zu erreichen, verzweifelt haben!

Der Zug gieng nun zuförderst durch das Gebirge nach Canelos, einem indianischen Dorfe, wo man sich auf einem kleinem Flusse, der sich in den Amazonenstrom ergießt, einzuschiffen gedachte. Der Weg dahin ist so rauh und ungebahnt, daß er nicht einmal für Maulthiere gangbar ist; er mußte also zu Fuß gemacht werden.

Herr von Grandmaison, der einen ganzen Monat früher abgereiset war, hatte sich zu Canelos nicht

nicht länger aufgehalten, als erfordert wurde, um für seine Tochter und ihre Reisegefärten die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Dann war er sogleich zu Schiffe gegangen, um ferner vorauszureisen, und an allen andern Orten, wo sie vorbeikommen sollten, das Nöthige anzuordnen. Allein kaum hatte er Canelos verlassen, als die Blattern — eine Krankheit, welche den Amerikanern noch schrecklicher als die Pest in Europa ist — daselbst ausbrachen, einen Theil der Einwohner in einigen Wochen dahinrafften und dadurch die übrigen dergestalt erschreckten, daß sie den Ort verließen und sich weit davon in die Wälder zerstreuten. Als daher Madam **Godin** mit ihrem Gefolge allda ankam, fand sie zu ihrem Schreken nur noch zwei Indianer daselbst, welche die Wuth der Seuche verschont hatte, übrigens aber nicht die mindeste Anstalt, weder zu ihrer Aufnahme, noch zur Fortsetzung ihrer Reise. Das war die erste beträchtliche Widerwärtigkeit, welche sie erfuhr, und welche sie auf die gröſsern Leiden, denen sie nun entgegen gieng, vorbereiten sollte.

Eine zweite folgte jener auf dem Fuße nach. Die dreißig Indianer nemlich, welche bis dahin das Gepäk getragen und ihre Bezahlung vor der Abreise schon empfangen hatten, machten sich plözlich aus dem Staube, es sey nun, daß sie vor der Blatternseuche erschracken, oder daß sie besorgten, man werde sie, welche nie, als nur von weitem, einen Kanoe, d. i. einen indianischen Kahn, gesehen hatten, zwingen, mit zu Wasser zu gehen. Da stand

also nun die verlassene und getäuschte Gesellschaft niedergeschlagen da, und wußte nicht, wie sie sich rathen oder helfen sollte. Das sicherste wäre wohl gewesen, die ganze Bagage im Stich zu lassen, und wieder umzukehren, wo sie hergekommen war. Allein die Sehnsucht der Madam Godin nach ihrem lieben Gatten, von dem sie nun schon zwanzig Jahr getrennt lebte, gab ihr Muth, allen Hindernissen, die ihr im Weg lagen, und beinahe der Unmöglichkeit selbst, Troz zu bieten.

Sie suchte daher, die beiden oberwähnten Indianer zu bewegen, ihr einen Kanoe zu verfertigen, und durch Hülfe desselben sie und ihre Gesellschaft bis nach Andoas zu schaffen, einem Orte, welcher zwölf Tagreisen von da entfernt war. Diese ließen sich bereitwillig dazu finden; sie empfingen ihre Bezahlung zum voraus; der Kanoe wurde fertig, und alle reisten, von den beiden Indianern geführt, darinn ab.

Nachdem man zwei Tagreisen glüklich zurükgelegt hatte, wurde angelegt, um die Nacht am Lande zuzubringen. Hier machten die treulosen Indianer sich den Schlaf der ermüdeten Gesellschaft zu Nutze, und als diese am andern Morgen erwachte, waren jene verschwunden. Ein neuer unvorhergesehener Unglüksfall, wodurch ihre Lage um einen guten Theil bedenklicher wurde!

Ohne Kenntnis des Stroms und der Gegend und ohne Führer, sezten sie sich nun wieder in das

Fahrzeug und fuhren weiter. Der erste Tag verfloß ohne widrige Zufälle. Am zweiten trafen sie einen Kanne an, welcher neben einem Tarbet *) am Ufer lag. Sie fanden daselbst auch einen Indianer, der eben gewesen war, und bewogen ihn durch Geschenke, daß er sich mit ihnen einschiffte, um das Ruder zu führen. Aber das Schiksal beneidete ihnen diesen Fund; denn als am folgenden Tage der Hut des Hrn. R. ins Wasser fiel, und der Indianer denselben wieder ergreifen wollte, stürzte er selbst hinein und — ertrank, weil er nicht Kräfte genug hatte, ans Ufer zu schwimmen.

Nun war das Schiff wieder ohne Steuermann, und wurde von Leuten regiert, deren keiner sich im mindesten darauf verstand. Es währte nicht lange, so wurde es lek; die unglükliche Gesellschaft sahe sich daher genöthiget, ans land zu gehn und sich eine Hütte daselbst zu bauen.

Sie waren jezt von Andoas, ihrem nächsten Bestimmungsort, noch fünf bis sechs Tagreisen entfernt. Herr R. erbot sich nebst einem andern Franzosen, denn er bei sich hatte, dahin zu gehn, und dafür zu sorgen, daß binnen 14 Tagen von dorther ein Kanoe kommen sollte, um sie dahin abzuholen. Sein Vorschlag wurde genehmiget. Mad. Godin gab ihm ihren treuen Neger mit; er selbst aber sorgte dafür, daß von seinen sämtlichen Habseligkeiten nichts zurükgelassen würde.

Vier-

*) So nennt man in den französischen Kolonien eine Hüte von Laub, welche den Wilden zur Wohnung und den Reisenden zum Einkehren dient.

Vierzehn Tage waren jezt verflossen, aber vergebens gukte man sich die Augen müde, um das Fahrzeug kommen zu seyn, welches Hr. R zu schicken versprochen hatte. Sie warteten noch zwölf andere Tage: aber umsonst! Ihre Lage wurde immer grauenvoller.

Endlich, da sie alle Hoffnung von dieser Seite verloren hatten, hieben sie Bäume um, befestigten dieselben an einander, so gut sie konnten, und verfertigten auf diese Weise eine Flöße. Nachdem sie damit zu Stande gekommen waren, luden sie ihre Sachen darauf, sezten sich daneben, und überließen sich dem Strome. Allein auch dieses zerbrechliche Fahrzeug wollte einen der Schiffahrt kundigen Führer haben, und dieser fehlte ihnen. Es währte daher nicht lange, so stieß es gegen einen versenkten Ast, und schlug um; Menschen und Sachen versanken im Strome. So groß indeß die Gefahr auch war, so kam doch keiner darinn um. Mad. Godin gieng zwar zweimal zu Grunde, allein sie ward beidemal von ihren Brüdern glüklich gerettet.

Durch und durch naß, abgemattet und halbtodt vor Schrecken kamen sie endlich ans Ufer. Aber nun stelle man sich ihre traurige, fast verzweiflungsvolle Lage vor! Alles war verloren, ein neues Flößholz zu machen unmöglich, sogar ihr Vorrath von Lebensmitteln dahin! — Und wo befanden sie sich unter diesen Umständen? In einer gräulichen Wildniß, welche so dicht verwachsen ist, daß man nicht anders, als mit Art und Sichel in der Hand sich einen Weg dadurch bahnen kann; welche von der grimmigsten

Art von Tigern und von einer der gefährlichsten Arten von Schlangen, den sogenannten Klapperschlangen, allein bevölkert ist! Und dabei ohne irgend ein Werkzeug, ohne Waffen! Wen schaudert nicht bei dieser Vorstellung?

Die Unglücklichen hatten jezt nur unter zweien gleich verzweiflungsvollen Entschließungen die Wahl; sie mußten entweder da, wo sie waren, das Ende ihres mühseligen Lebens, den Tod, erwarten, oder den fast unmöglichen Versuch wagen, sich längst dem Ufer des Flusses hin, durch den undurchdringlichen Dickicht durchzuarbeiten, um so endlich nach Anhoas zu kommen. Sie entschlossen sich zu dem lezten; suchten aber vorher erst ihre verlassene Hütte wieder zu erreichen, um einige, daselbst zurükgelassene Lebensmittel mitzunehmen. Nachdem sie dies bewerkstelliget hatten, traten sie die eben so beschwerliche als gefahrvolle Reise an.

Sie merkten, da sie dem Ufer des Flusses nachgiengen, daß die Krümmungen desselben ihren Weg gar sehr verlängerten. Um dieses zu vermeiden, suchten sie, ohne sich an den Lauf des Flusses zu kehren, sich in grader Richtung durchzuarbeiten. Darüber verloren sie sich in dem dichtverwachsenen Gehölze; und jede Bemühung, sich wieder zurecht zu finden, blieb vergeblich. Ihre Kleider waren bald zerfezt und fielen in Lappen vom Leibe; ihre Körper wurden von Dornen und Disteln jämmerlich zerrizt und zerstochen; und da der kleine Vorrath von Lebensmitteln bald verzehrt war: so blieb ihnen nichts mehr übrig, als ihr jammervolles Leben mit wilden

Früchten, Sammenkörnern und Palmenkohl hinzuhalten.

Endlich erlagen sie unter der endlosen Mühseligkeit. Ermüdet von den Beschwerden einer solchen Wanderschaft, zerfezt und blutrünstig an allen Theilen ihres Körpers, und erschöpft von Hunger, Schrecken und Bangigkeit, verloren sie den kleinen Ueberrest ihrer Kräfte und konnten nicht weiter. Sie sezten sich nieder, und es wahr ihnen unmöglich wieder aufzustehn. In drei bis vier Tagen starb einer nach dem andern auf der nemlichen Stelle hin. Mad. Godin lag zweimal 24 Stunden lang neben ihren schon erstarrten Brüdern und den übrigen Leichen sterbend da; sie fühlte sich betäubt, verwirrt und ohnmächtig, aber auch zugleich von einem brennenden Durste gequält. Endlich gab die Vorsehung, welche sie erhalten wollte, ihr den Muth und die Kraft, sich wieder aufzuraffen und die Errettung, die ihrer wartete, zu suchen, ohngeachtet sie nicht wußte, wo sie dieselbe finden würde.

Rund um sie her lagen die Leichen ihrer Brüder und ihrer übrigen Gefährten; ein Anblik, der zu jeder andern Zeit ihr das Herz gebrochen haben würde! Sie selbst war beinahe nakt; zwei Mantillen und ein von Dornen zerissenes Hemde machten ihre ganze noch übrige Bedeckung aus. Sie schnitt daher ihren todten Brüdern die Schuhe ab, band die Sohlen davon unter ihre eigene Füße, und stürzte sich hierauf wieder in den Dickicht, um Wasser und Lebensmittel zur Stillung ihres brennenden

nenden Durstes und Hungers zu suchen. Der Schrecken, sich nun so ganz allein in einer so fürchterlichen Einöde und von aller Welt verlassen zu sehen, und die Furcht von einem ihr beständig vor Augen schwebenden gräulichen Tode, machten einen solchen Eindruk auf sie, daß ihr Haar davon ganz weiß wurde.

Erst am zweiten Tage, nachdem sie wieder angefangen hatte herumzuirren, fand sie Wasser, und eine Zeit darnach auch einige wilde Früchte und Eier von Vögeln. Aber ihr Schlund war durch das lange Fasten schon verengt daß sie die leztern kaum mehr hinunterschlucken konnte. Dies war indeß hinreichend, um ihr Gerippe zu erhalten.

Acht lange Tage irrte sie auf diese Weise hoffnungslos herum, und suchte ihr klägliches Daseyn zu erhalten. Läse man etwas ähnliches in einem Romane, so würde jedermann den Verfasser der Uebertreibung und der Unwahrscheinlichkeit beschuldigen. Hier redet die Geschichte, und so unglaublich auch ihre Aussage klingen mag: so ist sie doch der reinsten Wahrheit und allen den Umständen angemessen, welche man nachher aus dem Munde der Madam **Godin** selbst erfahren hat.

Am achten Tage ihres hoffnungslosen Herumirrens erreichte die Unglükliche das Ufer des **Bobonosa**, eines Flusses, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Beim Anbruch des Tages hörte sie in einer mäßigen Entfernung ein Geräusch, und wurde dadurch erschrekt. Sie wollte fliehen; aber gleich

darauf bedachte sie, daß ihr etwas Schlimmeres, als ihr gegenwärtiger Zustand war, doch nun einmal nicht begegnen könnte. Sie faßte also Muth, und gieng nach der Gegend hin, von woannen sie das Geräusch vernommen hatte. Und hier fand sie zwey Indianer, welche eben beschäftigt waren, ihren Kanoe ins Wasser zu schieben.

Mad. Godin näherte sich ihnen und wurde freundlich von ihnen empfangen. Sie äusserte ihnen hierauf den Wunsch, nach Andoas gebracht zu werden, und die ehrlichen Wilden ließen sich bereitwillig finden, sie in ihrem Kahne dahin zu führen. Es geschahe; und nun erfuhr sie an diesem Orte, daß die schändlichste und niederträchtigste Schurkerei des Hrn. R. die einzige Ursache ihres bis dahin überstandenen Elendes gewesen sey. Dieser elende Kerl hatte nemlich sein Versprechen, ihr einen Kahn zu schicken, aus fühloser Unmenschlichkeit in den Wind geschlagen, und war von da mit seinen Sachen und seinem französischen Begleiter sofort nach Omaguas, einem spanischen Missionsorte *), abgereiset, ohne sich um die Erfüllung seines gegebenen Worts und um die Rettung der Zurükgelassenen im mindesten zu bekümmern. Der treue Neger war indeß gewissenhafter, als er gewesen, ohngeachtet jener als ein Heide, dieser als ein Christ, jener als ein wilder Afrikaner, dieser als ein gesitteter und feiner Franzose aufgewachsen und erzogen war. Welch ein Contrast! —

Indeß

*) Ein Ort, wo ein oder mehrere Geistliche sich aufhalten, um die christliche Religion unter den Eingebohrnen zu verbreiten.

Indeß nemlich der feine und gesittete Christ gewissenlos davon gieng und seine Wohlthäterin und ihre Begleiter im tiefsten Elende hinschmachten ließ: ruhete der schmutzige und schwarze Heide nicht eher, bis er ein Paar Indianer bewegt hatte, den Fluß mit ihm hinaufzufahren, um seine zurükgelassene Gebieterin mit ihren Begleitern abzuholen. Allein unglüklicher Weise konnte er die Hütte, wo er sie zurükgelassen hatte, nicht eher erreichen, als bis jene schon, wie wir oben gehört haben, die unglükliche Entschliessung, diese Hütte zu verlassen und einen Weg durch die Wildniß zu suchen, in Erfüllung gebracht hatten. Er hatte also den Kummer, sie bei seiner Ankunft nicht mehr vorzufinden.

Allein auch damit glaubte die ehrliche Seele ihre Pflicht noch nicht erfüllt zu haben. Er gieng viel mehr mit seinen indianischen Begleitern ihrer Spur so lange nach, bis er endlich an den Ort kam, wo die Leichen der Umgekommenen lagen, die schon so verwesen waren, daß er sie nicht mehr von einander unterscheiden konnte. Dieser erbärmliche Anblik überzeugte ihn, daß keiner von der Gesellschaft dem Tode entronnen wäre. Er gieng daher nach der Hütte zurük, um einige daselbst zurükgelassene Sachen der Mad. Godin abzuholen, und fuhr hierauf, nicht blos nach Aydoas zurük, sondern auch — ein neuer rührender Beweis seiner Ehrlichkeit — von da nach Omaguas, um die mitgenommenen Sachen, welche zum Theil in Kostbarkeiten bestanden, in die Hände des schändlichen Hrn. R. zu liefern, um sie durch diesen dem vorausgereisten Vater seiner beweinten Gebieterin zustellen zu lassen.

Und wie nahm der edle Hr. R. sich nunmehr, da er von dem kläglichen Tode derer, die er so gewissenlos dem Verderben Preis gegeben hatte, durch den schwarzen benachrichtiget wurde? Gieng er in sich? Erschrak er über die Größe und Schändlichkeit seines Bubenstüks? O nein! Als ein abgehärteter Bube häufte er Niederträchtigkeit auf Schandthat; nahm die Sachen in Empfang, und schikte, um sich den Besitz derselben zu sichern, den ehrlichen Neger nach Quito zurük. Joachim — so hieß dieser liebe, rechtschaffene und edle schwarze Mann! — hatte unglüklicher Weise sich bereits auf den Weg dahin gemacht, als Mad. Godin zu Andoas ankam. Er war also auf immer für sie verloren; und der Schmerz über den Verlust eines so geprüften Freundes bewies, daß die Größe ihres überstandenen Elendes sie noch nicht ganz unempfindlich gegen neue Widerwärtigkeiten gemacht hatte.

Zu Andoas traf sie einen christlichen Priester, einen spanischen Mißionar an; und das Benehmen dieses unchristlichen Christen kontrastirte gegen das Betragen der hülfreichen beiden Indianer grade eben so, wie der schurkische R. gegen den edlen Joachim. Da nemlich Mad. Godin in Verlegenheit war, wie sie den guten Indianern, die ihr das Leben gerettet hatten, ihre Dankbarkeit bezeigen sollte! erinnerte sie sich, daß sie, nach der Landesgewohnheit, ein Paar goldene Ketten, ohngefähr vier Unzen schwer, am Halse trüge. Diese machten jezt ihren ganzen Reichthum aus; aber sie bedachte sich keinen

keinen Augenblik, sondern nahm dieselben ab, und schenkte jedem ihrer Wohlthäter eine davon. Diese glaubten vor Freude darüber den Himmel offen zu sehn; aber der habsüchtige und ungerechte Priester riß ihnen dieselben im Angesicht der Gebieterin wieder aus den Händen, und speisete sie dafür mit einigen Ellen eines schlechten baumwollenen Zeuges ab, welches man in dortiger Gegend Tucuyo nennt. Und das war einer von denen, welche ausgesandt werden, das Christenthum unter den Heiden zu verkündigen; also ein Mann, welcher die nemlichen Indianer, die er ungerecht behandelte, lehren wollte, **du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist!**

Solche Beispiele verdienen, so sehr sie auch uns, die wir Christen heissen, zur Schande gereichen, angemerkt zu werden, wäre es auch nur dazu, um aus ihnen zu lernen, daß nicht das **Glaubensbekenntniß**, sondern die **Gesinnungen** und der **Wandel** eines Menschen seinen moralischen Werth bestimmen, und daß man ein sehr verworfener Bube, und doch zugleich, dem äusserlichen Bekenntnisse nach, ein sogenannter rechtgläubiger Christ seyn könne. Also auch dazu, um auf dieses äusserliche Bekenntniß der Menschen nie zu rechnen, nie um des angeblichen größern oder geringern Glaubens willen jemanden zu lieben oder zu hassen, sondern uns einzig und allein an die durch Handlungen geäusserten Gesinnungen eines jeden zu halten, und darnach zu bestimmen, in welchem Grade er von uns

geschätzt oder geliebt zu werden verdiene. Oder können meine jungen Leser sich wohl überreden, daß der christliche Hr. N., der ein Schurke war, und der das Christenthum verbreitende Priester, welcher seine Hände nach fremdem Eigenthume ausstreckte, in den Augen des gerechten und heiligen Gottes bessere und wohlgefälligere Menschen waren, als der schwarze Joachim und die ungläubigen heiden Indianern, welche Gerechtigkeit, Treue und menschenliebe übten? — Aber wieder zu unserer Geschichte!

Mad. Godin fühlte über diese vor ihren Augen begangene Unmenschlichkeit einen so tiefen Unwillen, daß sie, so sehr sie auch einer Erholung nach so vielen Leiden bedurfte, den Augenblik einen Kanoe verlangte, um der Gesellschaft dieses ungerechten Priesters zu entstehen und nach Laguna, einem schon obengenannten spanischen Mißionsorte, zu reisen. Eine menschenfreundliche Indianerin machte ihr vor ihrer Abreise ein Kamisol von baumwollenem Zeuge, ohngeachtet Mad. Godin ihr jezt keine Vergeltung dafür geben konnte. Aber dieses Kamisol war ihr auch nachher ein Heiligthum, welches sie für keinen Preis veräussert haben würde; sie hob es nebst den Schuhsolen ihrer Brüder, von denen sie Pantoffeln gemacht hatte, sorgfältig auf, und konnte beides nachher nie ansehen, ohne eine wehmüthige Rührung dabei zu empfinden.

Zu Laguna hatte sie das Glük, einen Mißionar von bessern Gesinnungen anzutreffen. Dieser nahm sie mitleidsvoll und menschenfreundlich auf, und bemühete sich, so sehr er konnte, ihre durch so

viele

viele Leiden erschütterte Gesundheit wiederherzustellen. Er schrieb auch ihrentwegen an den Gouverneur von Omaguas, um diesen zu bitten, ihr zur Fortsetzung ihrer Reise behülflich zu seyn. Hierdurch erfuhr denn auch der saubere Hr. R., daß sie noch am Leben wäre; und da sie ihm nunmehr wieder wichtig wurde, weil er durch sie einen Plaz auf dem portugisischen Schiffe zu erhalten hofte: so versäumte er nicht, sie zu Laguna zu besuchen. Er stellte ihr dabei einige von den Sachen wieder zu, welche Joachim ihm überliefert hatte; aber auf die Frage: wo denn die übrigen wären? wußte er keine andere Antwort zu geben, als die: sie wären verfault! Der Elende vergaß, indem er diess sagte, daß goldene Brasselets, Tabatieren, Ohrenhänge von Smaragden und andere Kleinodien, worinn diese Sachen bestanden, nicht verfaulen können.

Mad. Godin konnte sich nicht enthalten, ihm den wohlverdienten Vorwurf zu machen, daß er die einzige Ursache ihres ausgestandenen Elendes und Schuld an dem kläglichen Tode ihrer Brüder und ihrer übrigen Begleiter wäre. Sie verlangte hierauf zu wissen: warum er ihren treuen Bedienten, den ehrlichen Joachim, fortgeschikt habe, und seine nichtswürdige Ausrede war: er habe besorgt, daß er ihn umbringen möchte! Auf die Frage: wie er einen so schnöden Verdacht gegen einen Menschen habe fassen können, dessen bewährte Rechtschaffenheit und treue Gesinnung ihm bekannt gewesen wären? wußte er nichts zu antworten. —

Der

Der gute Missionar stellte der Madam Godin, nach dem sie sich erst etwas wieder erholt hatte, die fürchterliche Länge, die Beschwerlichkeiten und Gefahren ihrer ferneren Reise vor, und suchte sie zu bewegen, ihren Entschluß zu ändern, und lieber nach Riobamba, ihrem ehemaligen Aufenthalt, zurükzukehren, als sich einer Reihe von neuen Widerwärtigkeiten und Gefahren auszusetzen. Er versprach auf diesen Fall, sie mit der größten Sicherheit wieder dahin bringen zu lassen. Allein die heldenmüthige Frau verwarf diesen Antrag mit unbeweglicher Festigkeit: „Gott, sagte sie, der sie bis hieher so wunderbar erhalten habe, würde sie auch ferner in seinen Schuz nehmen; sie hätte keinen andern Wunsch mehr, als den, mit ihrem Manne wieder vereiniget zu werden, und sie kennte keine so fürchterliche Gefahr, wodurch sie bewogen werden könnte, diesen einzigen Wunsch ihres Herzens aufzugeben.“

Der Missionar ließ hierauf ein Fahrzeug ausrüsten, welches Mad. Godin bis an das portugisische Schiff bringen sollte. Der Gouverneur von Omaguas schikte ihr einen Kanoe mit Erfrischungen entgegen; und als der Befehlshaber der schon so lange auf sie wartenden portugisischen Galiotte von ihrer Annäherung benachrichtiget wurde: so sandte er alsobald ein kleines Schiff mit Lebensmitteln und zweien Soldaten an Bord den Strom hinauf, und begab sich selbst mit der Galiotte nach Loretto, wo er so lange liegen blieb, bis sie daselbst endlich ankam.

Sie litte damals noch sehr an den Folgen der Verletzungen, die sie während ihres Herumirrens in der

der Wildniß erhalten hatte. Besonders war der Daumen ihrer einen Hand, worinn eine Dornspitze steckte, die man nicht hatte herausbringen können, in sehr schlimmen Zustand. Der Knochen selbst war bereits angefressen, und sie mußte sich gefallen lassen, einige Splitter desselben herausnehmen zu lassen. Uebrigens genoß sie jezt, durch die Aufmerksamkeit des portugisischen Befehlshabers, aller möglichen Bequemlichkeit, und sie erreichte die Mündung des Amazonenstroms ohne alle weitere Unglüksfälle.

Hr. Godin, der sich noch immer zu Oyapock, demjenigen Orte, wo er Krankheitshalber hatte liegen bleiben müssen, aufhielt, war von der Ankunft seiner Gattin kaum benachrichtiget, als er zu Schiffe gieng, und längst der Küste so lange hinkreuzte, bis er die Galiotte endlich erreichte. Die Freude des Wiedersehns, nach einer zwanzigjährigen Trennung und nach so vielen überstandenen Widerwärtigkeiten, war, wie man denken kann, von beiden Seiten unbeschreiblich groß. Ihre Wiedervereinigung gleich einer Auferstehung von den Todten, weil beide auf das Glük, sich in diesem Leben jemals wiederzusehen, schon mehr als einmal Verzicht gethan hatten.

Der glükliche Gatte führte hierauf sein liebes Weib nach Oyapock und von da nach Cayenne; von wo sie, in Gesellschaft des alten Herrn von Grandmaison ihre Rükreise nach Frankreich antraten. Madam Godin blieb indeß, so viel Ursache sie auch jezt zur Freude hatte, beständig traurig; und jede Bemühung, sie aufzuheitern, war fruchtlos. Einen so

tiefen

tiefen und unauslilgbaren Eindruk hatten die überstandenen großen Unglüksfälle auf ihr Gemüth gemacht! Sie redete ungern von dem, was sie gelitten hatte; und selbst ihr Mann konnte mit Mühe und nur erst nach und nach diejenigen Nachrichten von ihr erhalten, die ich hier, nach einem eigenhändigen Aufsatze von ihm, mitgetheilt habe. Er glaubte dabei wahrzunehmen, daß sie, um seiner Empfindlichkeit zu schonen, ihm manchen schrekhaften Nebenumstand, den sie selbst zu vergessen wünschte, verschwiegen habe. Auch war ihr Gemüth durch das, was sie gelitten hatte, so sehr zum Mitleiden und zur Nachsicht gestimmt, daß ihre Schonung sich sogar über schlechte und ungerechte Menschen erstrekte, welche ihr das gröste Unrecht angethan hatten. Sie wollte daher nicht zugeben, daß ihr Mann den ersten Urheber ihres Unglüks, den treulosen Tristan, der ihn um mehrere tausend Thaler an mitgenommenen Sachen gebracht hatte, gerichtlich verfolgte; so wie sie auch sogar sich hatte erbitten lassen, den eben so niederträchtigen Hrn. R. von Omaguas aus zum zweitenmahle zu ihrem Reisegeferten anzunehmen.

So wahr ist es, daß Wiederwärtigkeiten und Leiden die menschliche Seele mild, sanft und duldsam zu machen pflegen!

II.

Das Interessanteste

aus

Johann Carvers Reisen,

durch die innern Gegenden

von

Nordamerika.

Einleitung.

Herr Carver, ein Engländer, diente in dem, allen meinen jungen Lesern bekannten siebenjährigen Kriege, als englischer Offizier in Nordamerika. Dieser merkwürdige Krieg wurde 1763 geendiget, und den Engländern wurden gar große Strecken Landes in jenem Welttheile, welche die Franzosen bisher im Besiz gehabt hatten, bei dem zu Fontainebleau in Frankreich geschlossenen Frieden, abgetreten.

Allein diese weitläuftigen Länder waren ihren neuen Herrn noch ziemlich unbekannt, weil die Franzosen aus politischen Gründen dafür gesorgt hatten, daß keine vollständige und richtige Beschreibungen und Karten davon veranstaltet wurden. Noch unbekannter waren die von wilden Nationen bewohnten weiten Länder in dem Innern dieses Welttheils geblieben, weil beobachtende Europäer nur selten bis dahin gekommen waren.

Da entschloß sich nun Hr. Carver, um seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, zugleich auch um unsere Kenntniß von jenen Ländern und

ihren Verwahrern zu erwerben, [illegible] keiten einer langen und gefährlichen Reise, mitten durch das nördliche Amerika bis nach der Südsee hin, auszusetzen, sich und sein Leben den wilden Völkern anzuvertrauen, welche jene ungeheuern Landstrecken bewohnen, und weder Mühe noch Gefahr zu scheuen, um, wo möglich, den nüzlichen Zwek seiner Reise zu erreichen. Dazu gehörte nun ein fester Körper und ungemeine Herzhaftigkeit. Beide besaß Hr. Carver in ervorderlichem Grade; aber glauben meine jungen Leser, daß ihm beide zu Theil geworden wären, wenn er in seiner Jugend die entnervenden Bequemlichkeiten eines weichlichen Lebens gewossen, und nicht im Gegentheil durch simple Nahrungsmittel, durch willige Ertragung eines jeden kleinen Ungemachs, durch Arbeitsamkeit und eine natürliche Lebensart seinen Geist und Körper auf gleiche Weise abzuhärten gesucht hätte? Gewiß nicht!

Um den Erdstrich, den er durchwanderte, während der Erzählung immer im Gedächtniß zu haben, bitte ich meine Leser vorher erst die erste beste Karte von Nordamerika anzusehn. Es wird ihnen leicht seyn, die bekannte Stadt Boston auf der Küste von Neu-England aufzusuchen, die auf jeder Karte angegeben ist. Von hieraus reisete unser Mann landeinwärts grade gegen Westen.

Nach dieser Richtung hin erblicken meine jungen Leser einige erstaunlich große Landseen, welche sie erst recht ansehen und ihrer Lage nach merken müssen.

Der

Der erste, aus welcher der gewaltige Laurentzstrom abfließt, heißt Ontario, und der zweite, welcher unmittelbar damit zusammenhängt, der See Erie. dieser letztere hängt wieder mit einem dritten zusammen, der den Nahmen Hurron führt, und mit diesem, steht der obere See (*Lacus superior*) weiter gegen Norden, und der See Mischigan weiter gegen Süden in unmittelbarem Zusammenhange.

Verfolgen wir nun auf der Karte den nemlichen Strich weiter gegen Westen hin: so kommen wir zu dem großen Missisyptstrom, welcher einer der längsten und größten auf unserem Erdball ist. An diesem reisete unser Carver bis zu einer gewissen Höhe hinauf, und machte nachher nur einen mäßigen Abstecher noch weiter gegen Westen, weil er durch Ursachen die wir in der Folge hören werden, verhindert wurde, den ganzen Plan seiner Reise auszuführen.

Jezt wollen wir ihn selbst reden lassen.

1.

Reise von Boston nach Dischillimackinac und von da bis an den sogenannten Tragepoz.

Ich reisete im Junius 1766 von Boston ab, und das nächste Ziel meiner Wanderschaft war Mischillimackinac, ein damals nach den Engländern ge-

gehöriges Fort *), welches ihr äusserster Posten gegen Westen war. Es liegt auf der letzten Landspitze, zwischen den beiden Seen Huron und Mischigan, nemlich grade da, wo dieselben zusammenhängen. Die Entfernung von Boston bis dahin macht etwa 1200 englische, also ohngefähr 250 deutsche Meilen aus. Von hinnen wollte ich meine eigentliche Unternehmung anfangen. Ich übergehe daher meine Reise bis zu diesem Orte, welche durch lauter schon bekannte Gegenden gieng, mit Stillschweigen.

Mischillimackinac — die jungen Leser werden sich in der Folge mehr dergleichen lange und schwer auszusprechende Namen gefallen lassen müssen, und sie werden wohl thun, das Lesen und Aussprechen derselben zu einer besondern Uebung zu machen. — Mischillimackinac also ist ein kleiner nur mit einem Stockwerk **) befestigter Ort von nicht mehr als dreißig Häusern. Der schwerfällige Name desselben bedeutet eine Schildkröte, und er hat denselben von einer nicht weit davon belegenen Insel erhalten, welche ohngefähr die Gestalt des genannten Thieres hat. Ausser einer Besatzung von hundert Mann wohnten einige Kaufleute da, weil die Lage des Orts zum Handel mit den benachbarten Völkerschaften vorzüglich bequem ist.

Um meinen Lesern gleich anfangs die irrige Meinung zu benehmen, als ob die wilden nordamerikanischen Völker, von denen in der Folge die Rede

seyn

*) Nunmehr beim amerikanischen Freistaate gehörig.

**) d. i. mit einer Reihe von Pallisaden.

schon wird, in jedem Stücke wild, roh und unverständig wären, theile ich folgende Anekdote von der listigen Art und Weise mit, wie ein Trupp von ihnen ihm Jahr 1763 den Engländer dieses Fort, ehe sie sich dessen versahen, abzunehmen wußte.

Sie näherten sich nemlich der kleinen Festung unter beständigem Ballschlagen, welches ein ihnen sehr gewöhnlicher Zeitvertreib ist. In der Hitze des Spiels, wobei einige englische Officiere innerhalb des Forts ohne allen Verdacht zusahen, schlugen sie einigemal den Ball, wie von ohngefähr über die Pallisaden hin. Sie trieben dies so lange, bis sie merkten, daß sie der Schildwache am nächsten Thore allen Verdacht benommen hatten. Auf einmal sprang ein Theil von ihnen hinein: die übrigen folgten nach, und die Besatzung mußte sich ergeben. Da es indeß im folgenden Jahre zwischen diesen Völkerschaften und den Engländern zum Frieden kam: so wurde den lezteren auch dies Fort wieder ausgeliefert.

Nachdem ich die nöthigen Anstalten zu meiner Reise gemacht hatte: so trat ich dieselben in Gesellschaft einiger Kaufleute an, die am Mississippistrome Handel treiben wollten. Der Kommendant des Forts hatte mir nicht nur bei diesen Kaufleuten Kredit gemacht, sondern mir auch einen Vorrath solcher Waaren, als ich zu Geschenken für die indianischen Oberhäupter brauchen würde, nachzuschiken versprochen; eine Gefälligkeit, die mir für den Zwek meiner Reise ausserordentlich schäzbar und wichtig war.

Wir schifften uns also auf kleinen Kanoen oder indianischen Fahrzeugen ein, und fuhren quer über den See Mischigan nach einer auf der westlichen Seite desselben befindlichen Bucht, bei welcher nun auf der Homannischen Karte das Wort *Kenards* geschrieben findet. Man nennt sie die grüne Bucht, und zwar deswegen, weil zur Frühlingszeit, wenn zu Mischillimakinac die Bäume kaum erst anfangen Knospen zu treiben, hier schon alles im schönsten Grün zu stehn und zu blühen pflegt. Da, wo diese Bucht aus dem See Mischigan ablenkt, liegt eine Kette von Insel, deren einige bloße Felsen von erstaunlicher Höhe sind, die das Ansehen haben, als wenn sie von Künstlerhänden behauen wären. Auf der größten und besten von diesen Inseln steht ein Wohnort der Ottowaer, eines Stamms der Indianer, welcher die Ufer dies Sees bewohnt.

Ich traf hierauf einen von den vornehmsten Oberhäuptern dieser Nation an, der mich mit allen bei ihnen gebräuchlichen Ehrenzeichen aufnahm, die aber, da ich die Bedeutung derselben noch nicht verstand, beinahe zu einem unangenehmen Mißverständnisse Anlaß gegeben hätten. Als wir uns nemlich dem Ufer näherten, fiengen die daselbst versammelten Indianer an, ein Freudenfeuer zu machen, wobei sie ihre Gewehre mit Kugeln geladen hatten, die einige Ellen hoch über uns hinflogen. Sie liefen dabei jauchzend und schreiend hin und her, so daß die ganze Scene einem feindlichen Angriffe vollkommen ähnlich sahe. Ich, der ich sie dafür hielt, befahl schon meinen Leuten, gleichfalls Feuer auf

sie zu geben: aber die Kaufleute belehrten mich geschwind eines bessern, indem sie mir sagten, daß dies die Art wäre, wie man hier die Häupter anderer Völkerschaften, die man ehren wollte, zu empfangen pflegte. Ich ließ mir daher diese sonderbare Ehrenbezeugung gefallen.

Wir stiegen aus, wurden freundschaftlich aufgenommen, und verweilten daselbst eine Nacht. Ich hatte den Oberhäuptern unter andern auch ein Geschenk von geistigen Getränken gemacht. Dies stimmte sie so sehr zur Freude, daß sie fast die ganze Nacht mit Tanzen feierten. Am andern Morgen begleitete mich der Vornehmste unter ihnen bis ans Ufer, und fieng, sobald wir uns eingeschift hatten, mit großer Feierlichkeit ein langes Gebet für mich an. Er bat den großen Geist — dies ist der Name, unter welchem sie das höchste Wesen ehren — „mir eine glükliche Reise, einen heitern Himmel und ruhiges Wasser zu verleihen; daß ich des Nachts auf einer Decke von Biberfellen ruhen, eines ununterbrochenen Schlafs und fröhlicher Träume genießen, und endlich überall **Schuz unter der großen Pfeife des Friedens finden möchte.**“ So fuhr er fort zu beten, bis ich ihn nicht weiter hören konnte.

Was es mit der Pfeife des Friedens für eine Bewandniß habe, werden wir in der Folge hören.

Man bewirthete mich hier mit einer Art von Brodt, welches die Indianer auf folgende Weise bereiten. Sie nehmen die Körner des Getraides, wenn es, wie sie es nennen, noch in seiner Milch

steht, das heißt, wenn es eben reif werden will; zerstampfen und kneten sie in einen Teig, wozu sie keine andere Flüßigkeit, als den darinn enthaltenen Saft gebrauchen; machen hierauf Kuchen daraus, die sie, in gewiese Baumblätter gewickelt, in glühende Asche legen. Hier werden sie in kurzer Zeit gebacken. Ich muß gestehen, daß ich nie wohlschmeckenderes Brod gegessen habe, die Indianer selbst hingegen machen sich wenig daraus.

Man sieht schon aus der gastfreien und höflichen Aufnahme, die ich unter diesen Leuten fand, daß die schrecklichen Begriffe, die man in Europa sich von ihrer rohen, grausamen und unmenschlichen Gemüthsart macht, gar sehr übertrieben sind. Ich muß zur Steuer der Wahrheit rühmen, daß ich bei jedem Stamme von ihnen in den innern Theilen des Landes, wo sie durch das Beispiel und die starken Getränke europäischer Nachbaren noch nicht verdorben sind, überall eine gastfreie und menschenfreundliche Begegnung fand. Gegen ihre Feinde sind sie freilich in hohem Grade unversöhnlich und grausam, aber auch nur gegen diese: und das ist ein ihnen angeerbter und durch eine undenkliche Gewohnheit schon so tief eingewurzelter Fehler, das es ihnen gar nicht einfällt, etwas unrechts darinn zu ahnden.

Der See **Mischigan** ist ohngefähr 280 englische Meilen lang und etwa vierzig breit. Sein Umfang mag gegen 600 Meilen betragen. Das Wasser, sowohl in diesem, als auch in den übrigen großen Seen, ist rein und gesund, und ihre Tiefe ist für die größten

Schiffe

Schiffe hinreichend. Die Gegend umher ist, in Ansehung der Fruchtbarkeit, nur von mittelmäßiger Güte, ausgenommen da, wo sie von Bächen oder Flüssen durchschnitten wird, an deren Ufern das Erdreich ungemein fruchtbar ist. Ausser einer Art von Kirchen, Sandkirchen genannt, welche in einem sandigen Boden auf kurzem Gesträuch wachsen, und besonders zum Einmachen ganz vortreflich sind, fand ich hier auch Stachelbeeren, Schwarze Johannisbeeren, und viele Wachholderstreuche, welche eine Menge Beeren von der besten Art trugen.

Ausserdem wächst in diesen Gegenden eine Art Weide, welche die Franzosen *bois rouge*, Rothholz, nennen, weil ihre Rinde, wenn sie ein Jahr alt ist, die Scharlachfarbe annimmt, nachher aber rothgrau wird. Diese Rinde schaben die Indianer ab, trokknen und zerreiben sie, und vermischen sie hierauf mit ihrem Rauchtabak. Einen gleichen Gebrauch machen sie von den Blättern einiger andern Pflanzen; und so kann es ihnen den nicht leicht an Vorrath für ihre Pfeiffen fehlen, ohngeachtet sie sehr starke Raucher sind.

Aus der grünen Bucht liefen wir in einen sich in dieselbe ergießenden Fluß ein, welcher der Fuchsfluß genannt wird. Auf der Homannischen Karte von Amerika ist derselbe durch eine kleine Linie angedeutet worden. Wir schifften denselben hinauf, bis wir an eine Ortschaft der Winnebager — eines andern Stammes der nordamerikanischen Wilden — kamen, die auf einer kleinen Insel bei der Einfahrt

in einen See liegt, den der besagte Fluß in dieser Gegend macht. Auch dieser See ist auf der genannten Karte angegeben worden.

Hier empfieng mich die Königinn, die statt eines männlichen Oberhaupts diesen Stamm beherrschte, ungemein gütig, und bewies mir, während der vier Tage, die ich mich hier verweilte, sehr viel Achtung. Auf meine Bitte wurden die Häupter des Stamms zu einer Rathsversammlung zusammenberufen. Ich eröfnete in derselben mein Verlangen, in einer wichtigen Angelegenheit durch ihr Land gehen zu dürfen, und bat mir die Erlaubniß dazu von ihnen aus. Dies wurde, als ein großes Kompliment, welches ich ihnen machte, mit Vergnügen angehört und sofort bewilligt.

Die Königin hatte hierbei zwar den Vorsiz, aber sie that nur einige wenige Fragen und machte einige unbedeutende Verfügungen in Regierungsgeschäften: dann die Weiber dürfen bei ihnen nur alsdann, wenn sie mit dem höchsten Ansehn bekleidet sind, im Rathe erscheinen, aber auch alsdann ist es ihnen nicht vergönnt, förmliche Reden zu halten, wie die Häupter thun. Sie wahr übrigens eine schon sehr betagte Frau und klein von Statur. In ihrer Kleidung unterschied sie sich wenig von einigen jungen Frauensperſonen, die ihr Gefolge ausmachten. Diese bezeigten jedesmal ihr Vergnügen, so oft ich ihrer alten Königin irgend ein Merkmal von hochachtung gab, besonders wann ich sie küßte, welches ich oft that, um ihre Gunst zu erwerben. Das gute

Mut-

Mütterchen schien über dieses Zeichen meiner Achtung nicht weniger vergnügt zu seyn.

Die Winnebager können ohngefähr zweihundert Krieger stellen. Ihre Ortschaft besteht aus etwa fünfzig Häusern, die mit Pallisaden befestiget sind. Die Gegend um den See herum ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge wildwachsender Trauben, Pflaumen und anderer Früchte hervor. Auch baut man hier viel indianisches Korn, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak.

Bei meiner Abreise machte ich der Königin einige ihr angenehme Geschenke, und erhielt dafür ihren Segen. unsere Reise gieng nun immer weiter den Fuchsfluß hinauf, bis wir diejenige Stelle erreichten, wo man ihn verlassen muß, um zu Lande bis an den Fluß **Uisconsin** zu gehn, auf welchem man bis zum Missisippistrome schiffen kann. Die Strecke Landes, welche jene beiden Flüsse von einander trennt, wird der **Trageplaz** genannt, weil man nemlich das Gepäk von dem einen zu dem andern tragen muß.

Nie habe ich größere Schwärme von wilden Vögeln, als in dieser Gegend gesehn. Die Sonne wurde oft wirklich davon verdunkelt, so sehr war die Luft damit erfüllt. Auch Bären und wild, besonders aber Biber, giebt es an den Ufern des Fuchsflusses in großer Menge.

Diejenigen Stämme, welche auf die Winnebager folgen, sind die **Sakier** und **Ottagamier**. Auch

diese

sie hatten vor einiger Zeit, der sonstigen Gewohnheit dieser Völker zuwider, ein weibliches Oberhaupt gehabt. Die Veranlassung dazu war, wie mir ein Indianer erzählte, folgende gewesen.

Weil die französischen Missionarien und Handelsleute oft allerlei Beleidigungen von diesem Volke erfahren hatten; so wollte man sich deswegen an ihnen rächen. Es wurde hierzu ein französischer Hauptmann mit einer Parthei Franzosen und Indianer abgeschikt; und da dieser sie ganz unvermuthet überfiel: so ward es ihm leicht, sie zu überwinden, und einen großen Theil von ihnen gefangen zu nehmen. Auf dem Rükmarsche stand einer der indianischen Bundesgenossen der Franzosen, der eine Menge von Gefangenen unter seiner Aufsicht hatte, still, um aus einem Bache zu trinken. Plözlich überfiel ihn eine der gefangenen Weiber und erwürgte ihn, ehe er um Hülfe schreien konnte. Sie schnit hierauf allen ihren Mitgefangenen, welche im Hinterzuge waren, die Bande los, und entkam mit ihnen glüklich. Aus Dankbarkeit für diese Heldenthat wurde sie hierauf von ihrer Nation zur Anführerin erwählt, und zwar mit dem sonst ungewöhnlichen Vorrechte, diese Ehre als eine Erbschaft ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Der Trageplaz zwischen dem Fuchsflusse und dem Wisconsin ist nicht zwei volle englische Meilen breit. Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden Flüsse, die sich in ihren Nebenarmen beinahe berühren, gleichwohl einen ganz entgegengesezten Lauf nehmen, und in einer so ungeheuren Entfernung von einander ins

ins Meer fallen. Denn der Fuchsfluß, der sich nach Nordwesten wendet, geht durch verschiedene große Seen und fällt endlich nach einem Laufe von mehr als 2000 englischen Meilen in den Meerbusen von St. Lorenz, der Wisconsin hingegen, dessen Lauf nach Südwesten gerichtet ist, vereinigen sich mit dem Missisippi und ergießt sich, nach einem beinahe eben so weiten Laufe in den Meerbusen von Mexiko. Man wird auf dem großen festen Lande von Amerika kaum ein ähnliches Beispiel von zwei andern so nahe bei einander entspringenden Flüssen finden, die einen eben so entgegengesezten Lauf nehmen.

In einer sumpfigen Gegend zwischen diesen beiden Flüssen trafen wir eine Menge Klapperschlangen an. Einer meiner Reisegefährten, Hr. Pinnisance, ein französischer Kaufmann, erzählte mir bei dieser Gelegenheit folgende Anekdote von der Gelehrigkeit dieser Thiere, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen seyn wollte.

Ein Indianer hatte eine solche Schlange gefangen und zahm zu machen gewußt. Er verehrte sie wie seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater und trug sie in einer Schachtel überall mit sich herum. Dies hatte er nun schon mehrere Sommer hindurch gethan, als Hr. Pennisance ihn zufälliger Weise an dieser Stelle traf, da jener grade auf die Wintenjagt gehen wollte. Da ihm nun die Schlange hierbei hinderlich gewesen seyn würde, so sezte er die Schachtel nieder, machte den Deckel auf, und gab seinem Gotte die Freiheit, zu gehn, wohin er

wollte,

wollte. Er befahl dabei dem Thiere, gegen den Maimonat, da er zurükkommen würde, sich hier wieder einzufinden. Es war damals erst Oktober. Hr. Pennisaure lachte daher der Einfalt des Indianers, und sagte scherzend zu ihm: daß er künftigen Mai auf die Wiederkehr seines großen Vaters lange würde warten müssen. Allein der Indianer hegte eine so gute Meinung von der Folgsamkeit des Thieres, daß er sich über die bestimmte Wiederkehr desselben zu einer Wette von acht Quart Rum erbot. Die Wette ward angenommen, und die zwrite Woche im nächstkommenden Maimonat zur Entscheidung festgesezt. Beide kamen zur bestimmten Zeit hier wieder zusammen; der Indianer setzte seine Schachtel aus, und rief seinem großen Vater zu kommen. Allein der große Vater blieb aus, und da die Zeit der Wette vorbei war, gestand er zwar ein, daß er sie verloren hätte, erbot sich aber auch zugleich, sie doppelt zu bezahlen, wenn die Schlange nicht noch jezt innerhalb zweier Tage zurükkäme. Auch dieses ward genehmiget. Und siehe da! den zweiten Tag um ein Uhr kam die Schlange unvermuthet zurük, und kroch von selbst in die Schachtel. Ich würde diese unglaublich klingende Geschichte kaum des Erzählens werth gefunden haben, wenn ich nicht von der außerordentlichen Gelehrigkeit dieser Thiere viele andere, beinahe eben so unglaubliche Beispiele hätte nehmen können. Daß die Schlange nicht auf das Wort des Indianers zurükgekehret sey, ist wohl für sich selbst klar. Aber vermuthlich hatte sie sich nicht weit von der Stelle, wo sie ausgesetzt worden war, entfernt; und da sie nun entweder die gewohnte

Schachtel

Schachtel wieder witterte oder zufälligerweise im Herumkriechen darauf stieß: so kroch sie, ihrer langen Gewohnheit nach, auch wiederum hinein. Ganz natürlich!

2.

Reise vom Trageplatze bis an den Missisippistrom und auf diesem hinauf bis zu dem Wasserfalle St. Anton.

Wir brachten unsere Kanoen über den beschriebenen Trageplaz auf den Fluß Wiseonsin, schifften uns von neuem ein, und flossen stromabwärts. Auch dieser Fluß ist auf der Homannschen Karte von Amerika durch ein Strichelchen ausgedrukt worden.

Schon am folgenden Tage erreichten wir eine ansehnliche Ortschaft Sakier, welche an dem Ufer des Flusses liegt. Einen größern und schönern indianischen Ort, als diesen, habe ich nie gesehen. Er enthält neunzig Häuser, alle geräumig genug, um mehr als einer Familie zum Aufenthalte zu dienen. Sie bestehen aus zugehauenen und sehr geschikt an einander gefügten Brettern, und sind so dicht mit Rinde belegt, daß kein Regen durchdringen kann. Jedes derselben hat vor der Thür ein Obdach, worunter die Einwohner, so oft Zeit und Witterung es erlauben, sich setzen und ihr Pfeifchen rauchen. Die Straßen sind regelmäßig und breit, so daß dieser Ort überhaupt mehr das Ansehen eines Aufenthalts

gesit-

gesitteter Menschen, als eines Wohnplatzes roher Wilden hat.

Das Land umher ist sehr gut und wohlangebaut. Ihre Aecker oder Gärten, die bei ihren Häusern liegen, sind ganz artig angelegt. Sie bauen darinn eine Menge indianisches Korn, Bohnen, Melonen und andere Früchte. Reisende können sich daher hier leicht mit allerhand frischen Lebensmitteln versehn.

Die Sakier können ohngefähr dreihundert Krieger stellen. Diese thun gewöhnlich alle Sommer Einfälle in das Gebiet der Illinesen und Panier, zweier indianischen Stämme, mit welchen sie in beständiger Feindschaft stehn. Von solchen Streifereien kehren sie oft mit einer großen Anzahl von Sklaven zurük. Allein ihre Feinde brauchen nicht selten das Recht der Wiedervergeltung; und da muß denn auch mancher Sakier mit seinem Leben oder mit seiner Freiheit büßen. Dies ist vermuthlich die Ursache, warum ihre Volksmenge so geringe bleibt.

Ich besuchte von hieraus die Gebirge, die etwa fünfzehn englische Meilen gegen Süden liegen. Diese enthalten einen Ueberfluß an Bleierz. Ich bestieg einen der höchsten Bergen, und hatte daselbst eine weite Aussicht. Viele Meilen weit erblikt man nichts als kleine kahle Berge, welche von fern gesehn, einer Sammlung von Heuschobern gleichen. Nur in einigen Thälern giebt es Wäldern von Wallnußbäumen und alten Eichen. Von dem Reichthum dieser Gegend an Blei dient unter andern auch dies zum Beweise, daß ich in dem Orte der Sakier eine große

Menge

Menge dieses Metalls, wie Steine, auf den Strassen liegend sah.

Wir fuhren fort, den Fluß hinabzuschiffen, und erreichten am folgenden Tage einen Wohnort der Ottagamier, der ohngefähr funfzig Häuser enthält. Allein die meisten Wohnungen standen leer, weil die Wuth einer ansteckenden Krankheit über die Hälfte der Einwohner dahingerafft, und viele andere bewogen hatte, den Ort zu verlassen und in die Wälder zu fliehen.

Jezt näherten wir uns dem großen Missisippistrome. Als wir noch ohngefähr fünf englische Meilen davon entfernt waren, bemerkte ich die Ruinen eines großen Orts, der eine vortreffliche Lage gehabt hatte. Ich forschte bei den benachbarten Indianern nach, warum man denselben verlassen habe, und erhielt folgende Antwort: „vor etwa dreißig Jahren hatte der große Geist sich auf der Spitze einer in der Nähe stehenden Felsenpyramide gezeigt und den Einwohnern befohlen, ihre Wohnungen zu verlassen, weil das Land, worauf sie gebaut wären, ihm gehöre und jezt von ihm gebraucht werden müsse. Damit sie aber wüßten, daß er, der große Geist, es selber wäre, der ihnen dies geböte: so sollten sie auf diesem Felsen, den sie als völlig unfruchtbar kennten, nächstens Gras wachsen sehen. Die Indianer fanden nicht lange nachher die Wahrsagung erfüllt, und gehorchten. Sie zeigten mir die Stelle, und ich fand an dem Graswachsen hier gar nichts übernatürliches. Vermuthlich war die ganze Komödie eine List der Spanier oder Franzosen, die, aus einer nur

unbekannten Ursache die Indianer von hier zu vertreiben wünschten. Wie leicht konnten diese etwas Erdreich auf den Felsen schaffen und Grassaamen darein streuen — und das Wunder war vollendet! Man sehe hier wiederum ein Beispiel, wie unaufgeklärte und abergläubische Leute allemal in der Hand eines jeden listigen Betrügers sind, der sie, aus irgend einer eigennützigen Absicht zu täuschen sucht! Daß dies unter Wilden geschieht, kann uns nicht befremden: aber, daß es mitten in Europa, mitten in Deutschland, sogar unter Leuten, die eine feine Erziehung gehabt haben, noch in unsern Tagen der abergläubischen Thoren so viele giebt die sich von verschlagenen Betrügern — von angeblichen Geistersehern, Goldmachern, Magnetiseuren u. s. w. — durch allerlei Gauckeleien das Geld aus dem Beutel und den gesunden Menschenverstand aus dem Kopfe locken lassen: das, das ist auffallend! Das macht unserm gesitteten Europa, uns und unserem aufgeklärten Zeitalter Schande! Möchte doch wenigstens unsere jüngere Welt sich vor dieser verderblichen Thorheit warnen lassen, damit wenigstens sie vor den Fallstricken solcher Betrüger gesichert bliebe!

Die von hier vertriebenen Indianer baueten sich einen neuen Ort, unweit der Mündung des Wisconsin, auf einer Stelle, welche die Franzosen *la plaine des chiens*, die Hundswiese, nannten. Dieser Ort ist jezt groß, und enthält drei hundert Familien. Auch er ist nach indianischer Art sehr gut gebaut, und liegt auf einem fruchtbaren Boden, der alle Arten von Lebensmitteln in Ueberfluß hervorbringt.

Man

Man hat hier auch Pferde, und zwar von groſsem und gutem Gewächs. Hier versammlen sich alljährlich gegen das Ende des Maimonats alle benachbarte Stämme der Indianer, selbst diejenigen, welche an den entferntesten Armen des Missisippi wohnen, um ihr Pelzwerk an die Handelsleute zu verkaufen, die zu eben der Zeit sich hier gleichfalls einzufinden pflegen. So oft aber ein Kauf geschlossen werden soll, halten die Oberhäupter erst jedesmal einen Rath darüber, um zu bestimmen, ob das Gebot anzunehmen sey oder nicht. Im leztern Falle gehen sie mit ihrer Waare weiter, entweder nach Mischillimackinac oder nach einem andern Grenzorte der Europäer, um sie daselbst vortheilhafter abzusetzen. Im ersten Falle kehrten sie wieder nach ihren Wohnplätzen zurük.

Als wir den **Missisippistrom** erreicht hatten, schlugen meine bisherigen Begleiter, die Handelsleute, ihre Winterwohnung auf, um bis zum nächsten Frühlingsmarkte hier zu bleiben. Ich aber kaufte mir einen Kanoe, und gieng mit zwei Bedienten, einem französischen Kranadier, und einem **Mohaak***) den Strom hinauf. Und nunmehr wurde meine Reise etwas mislicher, als sie bisher gewesen war, weil ich mich mit vier Menschen unter die entferntesten wilden Völkerschaften wagte, und es darauf

*) Die Mohaaks sind ein Theil der Irokesen, und diese ein aus sieben freien Nationen wilder Nordamerikaner verbundenes Volk, welches gröstentheils im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario wohnt.

ankommen lassen müßte, wie sie uns empfangen und behandeln würden.

So oft es dunkel ward, legten wir mit unserm Kanoe an, und schlugen am Ufer ein Gezelt auf, um darinn zu übernachten. Einst — ohngefähr zehn Tage, nachdem ich die Kaufleute verlassen hatte — stieg ich, dieser Gewohnheit gemäß, gegen Abend ans Land, und befahl meinen Leuten sich niederzulegen und zu schlafen. Ich selbst sezte mich unterdeß bei einem Lichte hin, um die Bemerkungen aufzuschreiben, die ich den Tag über gemacht hatte. Als ich damit fertig war, gieng ich aus dem Gezelte, um zu sehen, wie das Wetter beschaffen wäre. Als ich meine Augen nach dem Strome hinrichtete, bemerkte ich beim hellen Sternenscheine etwas, welches einer Viehheerde glich. Aber plözlich sprang einer davon auf, und ich konnte nun deutlich sehen, daß es Menschen waren.

Einen Augenblik darauf waren sie alle auf den Füßen, und ohngefähr zehn oder zwölf derselben liefen auf mich zu. Ich sprang bei diesem Anblik in mein Zelt zurük, weckte meine Leute, befahl ihnen ihr Gewehr zu nehmen und mir zu folgen; aber nicht eher zu feuern, bis ich ihnen zurufen würde. Da ich hauptsächlich für meinen Kanoe besorgt war, so lief ich schnell nach dem Orte, wo er lag, und fand daselbst eine Parthei Indianer, welche eben im Begriff waren, ihn zu plündern. Ich gieng entschlossen auf sie los, bis dicht an die Spitzen ihrer Spieße, und fragte, indem ich meinen Hirschfänger schwang,

mit

mit rauer Stimme! was sie wollten? Diese meine Entschlossenheit erschrekte sie. Sie kehrten stillschweigend um, und liefen davon. Wir verfolgten sie bis an ein naheliegendes Gehölz, worinn sie sich verbargen, ohne sich nachher wieder sehen zu lassen. Wir hielten indeß aus Vorsicht wechselsweise Wache, bis der Tag anbrach.

Meine Bedienten waren durch diesen Vorfall in große Furcht gesezt, und baten mich inständig wieder zu den Kaufleuten die wir vor kurzem verlassen hatten, zurükzukehren. Allein ich antwortete ihnen: „daß ein Engländer, wenn er einmal etwas unternommen hätte, sich nie zurükzöge. Ich wäre daher entschlossen, meine Reise fortzusetzen, und daß sie mir folgen müßten, wenn man sie nicht für alte Weiber halten sollte.“ Dieser Vorwurf, der schimpflichste, den man einem Indianer machen kann, gieng ihnen zu Herzen. Sie stiegen daher wieder in den Kanoe; ich aber gieng zu Fuß längst dem Ufer hin, um sie gegen Angriffe zu schützen.

Ich erfuhr in der Folge, daß das Gesindel, welches uns hätte überfallen wollen, ein Parthei indianischer Landstreicher gewesen sey, die man, verschiedener Verbrechen wegen, aus ihren Stämmen vertrieben hatte. Seit der Zeit streifen sie umher und leben vom Raube, wobei sie ihre eigene Landsleute nicht verschonen. Auch sie zeigten, indem sie auf meine bloße Anrede flohen, daß Muth und Herzhaftigkeit selten der Antheil schlechter Menschen sey. —

Der Missisippistrom hat überall an beiden Seiten eine Reihe von Gebirgen, die an einigen Stellen

seine Ufer machen, an andern sich etwas von ihm entfernen. In den Thälern zwischen diesen Bergen weiden ganze Heerden von Wild, besonders von Elendthieren. An vielen Stellen steigen Felsenpyramiden empor, welche alten verfallenen Thürmen gleichen. Von den Bergen herab hat man die weiteste und schönste Aussicht über grüne Ebene, fruchtbare Wiesen, Wäldern von Obstbäumen und wildgewachsene, mit Trauben schwerbeladene Weinstöcke. Den allerschönsten Anblik aber gewährt der silberne Strom, welcher sanft vorbeifließt und erst in einer unabsehbaren Ferne dem Auge entzogen wird.

An einer Stelle des Stroms trafen wir grade in der Mitte seines Beets einen Berg an, der das Ansehn hat, als wenn er vom Ufer in den Strom hinabgeglitscht wäre. Er erhebt sich gleich von der Wasserfläche zu einer beträchtlichen Höhe, und wird der **Berg im Flusse** genannt.

Eines Tages, da ich mich von meinen Leuten etwas entfernte, um eine Gegend in Augenschein zu nehmen, kam ich auf eine hübsche und ofene Ebene. Hier wurde ich in einer Entfernung eine Erhöhung gewahr, die das Ansehen einer Verschanzung hatte. Ich gieng darauf zu, und wurde in der That überzeugt, daß sie wirklich vor einigen Jahrhunderten zu diesem Endzwek gedient haben müsse. Sie bestand nemlich aus einer vier Fuß hohen Brustwehr, die sich fast auf eine englische Meile erstrekte und Raum genug für fünf tausend Mann hatte. Ihre Figur war beinahe kreisförmig, und ihre Seiten (Flanken) erstrek-

erstreckten sich bis an den Fluß. Sie war zwar mit Gras bewachsen und hatte überhaupt durch die Länge der Zeit gelitten: aber man konnte doch noch jeden Winkel daran unterscheiden, und das ganze Werk schien durchaus regelmäßig und mit vieler Kriegeskenntniße aufgeworfen zu seyn. Der Graben war nicht mehr sichtbar, aber man konnte, bei genauer Untersuchung, doch noch sehn, daß ehemals einer da gewesen war. Auch seine Lage schien zu beweisen, daß es zur Festung gedient habe. Denn seine Vorderseite war gegen die Ebene gerichtet; seine Hinterseite stieß an den Fluß, und es gab rund umher keine Anhöhe, von welcher es bestrichen werden konnte.

Wie ein Werk von dieser Art in einem Lande entstehen konnte, welches, so viel wir wissen, bisher nur der Schauplaz unregelmäßiger Kriege zwischen unwissenden Indianern war, deren ganze Kriegeswissenschaft vor zwei hundert Jahren nur im Bogenspannen bestand, und deren ganze Verschanzung noch jezt ein dicker Busch ist, wage ich nicht zu bestimmen. Vielleicht veranlasset die Beschreibung, die ich davon gegeben habe, einmal eine genauere Untersuchung; und vielleicht bekommen wir dadurch einmal ganz andere Begriffe von dem ehemaligen Zustande dieser Länder, die wir bisher blos für eine Wohnung der Wilden von den ältesten Zeiten an gehalten haben.

Nach einer Reise von ohngefähr zwölf Tagen, kamen wir an den See **Pepin**, welcher eigentlich nur eine größere Ausdehnung des Mississippistroms,

ohngefähr sechs englische Meilen breit und zwanzig lang ist. Der Strom selbst überhalb und unterhalb dieses Sees hat in seiner größten Breite nur ohngefähr eine Meile. Das Wasser dieses Sees wimmelt von Fischen, und seine Oberfläche und die Ufer desselben von Schwänen, Gänsen, Enten und Störchen. In den Wäldern trift man häufig kalekutische Hühner und Rebhüner an, und auf den Ebenen sieht man die größten Büffelochsen von ganz Amerika. Ueberhalb des Sees ist der Strom voller Inseln und die Berge senken sich allmählich zu niedrigen Hügeln herab.

Nach einigen Tagreisen oberhalb des Sees Pepin kamen wir in eine Gegend, welcher von drei Stämmen der Nadowessier bewohnt wird. Diese Nation, welche sich über einen großen Strich Landes jenseits des Missisippi gegen Westen hin verbreitet hat, bestand ehemals aus zwölf Stämmen: allein einer derselben hatte sich vor etlichen Jahren gegen die übrigen empört und sich gänzlich davon getrennt. Diejenigen, welche ich hier traf, werden die Flußstämme genannt, weil sie größtentheils an den Ufern des Flusses wohnen, die übrigen acht Stämme heissen die Nadowessier von den Ebenen. Jeder Stamm hat wieder seinen besondern Namen, wie z. B. die Nehogatawonaher, die Matabautowaher, die Schahswintowaher u. s. w. Ich denke, daß die jungen Leser an diesen dreien zur Probe von dem Wohlklange der übrigen genug haben werden.

Kurz vorher, ehe ich bei den eigentlichen Wohnplätzen dieser drei Stämme ankam, stieß ich auf eine

Parthei

Parthei von Matabautowahern, die sich auf vierzig Krieger mit ihren Familien belief. Ich hielt mich einige Tage bei ihnen auf, und hatte das Glük, durch meine Gegenwart einem Blutbade vorzubeugen, welches sonst würde statt gefunden haben. Man sahe nemlich plözlich fünf bis sechs von ihnen, die auf eine Streiferei ausgewesen waren, eiligst mit der Nachricht zurükkommen, daß eine große Parthei von Tschipiwäern *), nach ihrem Ausdrucke: „genug um sie alle zu verschlingen,“ ihnen auf dem Fuße nacheilten, und ihr kleines Lager alsobald angreifen würden. Ihre Häupter wandten sich hierauf an mich, und verlangten, daß ich mich an ihre Spitze stellen und sie gegen ihre Feinde anführen sollte.

Diese Bitte sezte mich in keine geringe Verlegenheit. Wollte ich mich weigern, sie zu erfüllen, so würde ich ihren Unwillen gegen mich erregt haben. Stand ich ihnen aber bei, konnte ich auf den Haß der Tschipiwäer rechnen, die nicht ermangelt haben würden, mich irgend einmal ihre Rache fühlen zu lassen. Um beiden Unbequemlichkeiten auszuweichen, wählte ich folgenden Ausweg.

Ich stellte ihnen vor, ob es nicht besser wäre, einen Versuch zur Aussöhnung zwischen ihnen und ihren Feinden zu machen; und da ich endlich, wiewohl mit Mühe ihre Einwilligung dazu erhielt; so gieng ich mit der Friedenspfeife, dem Zeichen mei-

*) Eine große Nation von Indianer, die unterhalb des Oberen Sees und zwischen den Seen Huron und Mischigan wohnen.

ner Absicht, in der Hand, den Tschipiwäern entgegen. Mein Franzose, der die Sprache dieser Leute reden konnte, begleitete mich; die Nadowessier aber blieben in einer gewissen Entfernung zurük.

Sobald die Gegenparthei mich zu Gesicht bekam, traten einige ihrer Anführer hervor, und liessen sich auf eine freundschaftliche Art in eine lange Unterredung mit mir ein. Es glükte mir endlich, sie zu überreden, ihr grausames Vorhaben aufzugeben, und zurükzukehren, ohngeachtet ihre Parthei sehr zahlreich war, und viele von ihnen mit Flinten versehen waren. Die Nadowessier überhäuften mich dafür mit Danksagungen; ich wurde in der Folge von ihren Landsleuten auf den Ebenen mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen; und als ich viele Monate nachher zu einem Orte der Tschipiwäer kam, so fand ich, daß mein Ruhm sich auch bis dahin schon verbreitet hatte. Die Häupter derselben empfiengen mich mit vieler Treuherzigkeit und dankten mir, daß ich so viel Unheil abgewandt hätte. Ich hörte von ihnen, daß der Krieg zwischen ihnen und den Nadowessiern bereits über vierzig Winter fortgedaurt hätte. Sie hätten, sagten sie, zwar lange schon gewünscht, ihm ein Ende zu machen: allein die jungen Krieger von beiden Völkerschaften, die ihre Hitze, wenn sie einander begegneten, nicht zu mäßigen wüßten, hätten es verhindert. Sie wünschten hierbei, daß ein Mann, wie ich, sich unter ihnen niederlassen möchte, um einen förmlichen Frieden, den sie sehnlich wünschten, durch sein Ansehn auf beiden Seiten zu Stande zu bringen;

und

und ich bedauerte sehr, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen konnte.

Da ich meine Reise auf dem Missippistrome fortsezte, kam ich in eine Gegend, wo man eine Höhle von erstaunlichem Umfange sieht. Die Indianer nennen sie Wäkon-tibe, d. i. die Wohnung des großen Geistes. Der Eingang ist ohngefähr zehn Fuß weit, und fünf Fuß hoch. Der Boden besteht aus einem feinen klaren Sande. Ohngefähr zwanzig Fuß vom Eingange fängt ein See an, dessen Wasser völlig durchsichtig ist, und der sich so weit erstrekt, daß man sein Ende nicht hat ausfindig machen können, weil die Dunkelheit der Höhle keine genaue Untersuchung verstattet. Ich warf aus allen Kräften einen Stein über denselben hin, der, als er endlich ins Wasser fiel, durch den von allen Seiten her erschallenden Wiederhall ein erstaunlich fürchterliches Geräusch machte. Ich fand in dieser Höhle viele indianische Hieroglyphen *), die sehr alt zu seyn schienen; denn die Zeit hatte sie schon so sehr mit Mooß bedekt, daß man ihnen kaum mehr nachspüren konnte. Sie waren auf eine rauhe Art an den innern Wänden eingegraben, die aus einer so weichen Steinart bestanden, daß man leicht mit einem Messer hineinstechen konnte. Man trift diese Steinart überall am Missisippi an.

Meine Absicht war, den Strom so weit hinauf zu schiffen, bis ich den berühmten Wasserfall desselben erreichte, der unter dem Namen von St. Anton in

*) Sinnbildliche Zeichen, die eine gewisse bedeutung haben.

in Europa schon bekannt ist. Allein es stellte sich, da wir schon mitten im November waren, so viel Eis ein, daß ich mich entschliessen mußte, meinen Kanoe zu verlassen, und die Reise dahin zu Fuß zu machen.

Eben da ich dieseu Entschluß ausführen wollte traf ich einen jungen Prinzen von der Nation der Winnebagoer an, der als ein Gesandter zu den Nadowessischen Völkerschaften gieng. Da dieser hörte, daß ich den Wasserfall besuchen wollte, so erbot er sich mich dahin zu begleiten, weil seine eigene Neugierde durch das, was er davon gehört hatte, rege geworden war. Er ließ daher seine Familie — denn die Indianer reisen nie ohne ihre ganze Haushaltung — unter der Aufsicht meines Mahaak Indianers zurük, und wir machten uns hierauf, nur von meinem französischen Bedienten begleitet, auf den Weg nach dem berühmten Wasserfalle.

3.

Beschreibung des Wasserfalls von St. Anton. Fortgesezte Reise bis zum Franciscusflusse; Rükreise von da nach dem Petersflusse. Aufenthalt bey den Nadoweſſiern, und Rükreise nach der großen Höhle.

Schon in einer Entfernung von fünfzehn englischen Meilen konnten wir das Getöse des fallenden Wassers hören; und je näher wir diesem Wunderwerke der Natur kamen, desto mehr wuchsen mein Vergnügen und Erstaunen. Als wir endlich die Spitze des Berges, von welchem der Strom sich hinabstürzt, erreicht hatten, gab der indianische Prinz, mein Begleiter, mir ein Schauspiel, welches die angenehmste Rührung bey mir hervorbrachte.

Er fieng nemlich an, mit lauter Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von seinen vorzüglichsten Wohnplätzen wäre. Er sagte ihm dabei vor, daß er einen weiten Weg gereißt wäre, um ihn hier zu verehren, und daß er ihm jezt das Beste und liebste, was er besäße, zum Opfer bringen wollte. Indem er dies sagte, warf er zu erst seine Pfeiffe in den Strom; dann das Futteral, worinn er seinen Tabak aufbewahrte; hierauf folgten die Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, dann sein Halsband und zulezt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte seinem Gotte alles, was sich nur von einigem Werthe in seinem

Anzuge

Anzuge fand. Während dieser Handlung schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte die Arme umher, und schien überhaupt in einer heftigen Gemüthsbewegung zu seyn.

Er endigte sein Gebet damit, daß er den großen Geist um seinen Schuz auf unsere Reise, um eine glänzende Sonn, einen blauen Himmel und heiteres Wetter bat. Er gieng hierauf nicht von der Stelle weg, bis wir dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeiffe zusammen geraucht hatten.

Ich bewunderte die ungekünstelte und erhabene Andacht des jungen Mannes, indeß mein Bedienter, der sich selbst für viel klüger hielt, heimlich darüber spottete. Der Einfältige! Gleichsam, als wenn der allgemeine Vater der Menschen auf den Namen, den wir ihm beilegen oder auf die Ceremonien, unter welchem wir zu ihm beten, und nicht auf das Herz und die Gesinnungen derer achtete, welche ihn anrufen! Und wie hätte der fromme indianische Jüngling einen aufrichtigern und zugleich rührendern Beweis seiner Verehrung gegen das höchste Wesen geben können, als dadurch, daß er aus Liebe und Ehrfurcht gegen ihn sich alles dessen beraubte, was ihm selbst das Liebste war? Wie viel sind der Christen, welche ihm das nachthun möchten?

Was aber meine Achtung gegen diesen jungen Indianer in eine wirkliche Liebe und Bewunderung verwandelte, daß war die Bemerkung, daß er seine Religion nicht, wie so viele Christen zu thun pflegen, in Worte und eitel Ceremonien sezte, sondern vielmehr

sie

sie durch sein ganzes Betragen thätig zu beweisen suchte. Menschenliebe, Gerechtigkeit und uneigennützige Dienstfertigkeit leichteten aus allen seinen Handlungen hervor. So lange wir bei einander waren, sorgte er nie für sich, sondern immer für mich, ohne dabei auch nur im mindesten irgend eine eigennützige Absicht blicken zu lassen; und er gab mir in dieser kurzen Zeit so viele Beweise einer edeln und großmüthigen Freundschaft, daß es mir nachher sauer wurde, mich von ihm zu trennen. —

Der erste Europäer, welcher, diese Gegend besuchte und dem Wasserfalle von St. Anton den Namen gab, war ein französischer Missionär, Pater **Hennepin**. Seine Reise hierher fällt in das Jahr 1680.

Der Strom ist an der Stelle des Wasserfalls über sieben hundert und fünfzig Fuß breit und der senkrechte Sturz des Wassers beträgt über dreißig Fuß. Der Anblik, den er gewährt, hat etwas ungmein Prächtiges und Erhabenes. Uebrigens ist dieser Wasserfall von allen andern, die ich kenne, dadurch unterschieden, daß man ohne die geringste Hinderniß von Hügeln, Felsen oder Klüften anzutreffen, dicht an ihn hinankommen kann.

Die Gegend rings umher ist über alle Beschreibung schön. Sie besteht nicht aus einer ununterbrochenen Ebene, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, sondern aus vielen sanften Anhöhen, die mit dem schönsten Grün bedekt sind. Kleine zerstreute Wälder wechseln damit ab; und der prächtige Wasserfall

serfall giebt dem Ganzen so viel Leben, und so viel Anziehendes, daß man Mühe hat, die Augen wieder davon abzulenken.

In einer kleinen Entfernung unterhalb des Wasserfalls liegt mitten in dem wirbelnden Strome eine kleine, mit Eichbäumen bewachsene Insel, welche eine ungeheure Menge von Adlern ganz in besz genommen hat. Jeder Zweig, der nur stark genug ist, das Gewicht zu tragen, ist mit Nestern besezt. Sehr klüglich haben diese Vögel ihren Wohnsz allda aufgeschlagen, weil sie durch die vielen Wirbel, durch welche sich kein Indianer wagt, hier gegen alle Angriffe von Menschen und Thieren vollkommen geschüzt werden. Auch finden sie hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfall zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, ihre hinreichende Nahrung.

Nachdem wir unsere Augen an dem Wasserfalle und an den Schönheiten der Gegend genug erweidet hatten: so giengen wir noch sechzig englische Meilen weit den Strom hinan, bis wir den Fluß St. Franciscus erreichten, der in dieser Entfernung vom Wasserfalle in den Missisippi fällt. Bis hierhin war der obenerwähnte Pater Hennepin gekommen; bis hierhin konnte auch ich den Lauf des Missisippistromes nur verfolgen; weil der eingetretene Winnter es mir unmöglich machte, weiter vorzudringen. Wir kehrten also von hieraus wieder zu meinem Kanoe zurük; und hier war es, wo ich mich vor meinem jungen indianischen Freunde trennen mußte, welches von beiden Seiten mit den Empfindungen einer herzlichen Ergebenheit geschahe.

An

An dem Orte, wo diese Trennung vor sich gieng, fällt ein von Südwesten kommender ansehnlicher Fluß, der **Petersfluß** genannt, in den Missisippistrom. Da ich diesen, seines südlichern Laufes wegen, vom Eise frei fand, so beschloß ich in demselben hinaufzuschiffen.

Dieses Vorhaben wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet. Ich schifte den Fluß ohngefähr zweihundert englische Meilen hinauf, und erreichte auf diese Weise das Land der **Nadowessier von der Ebene.** Bei diesen fand ich abermals eine gastfreie und liebreiche Aufnahme.

Als ich zuerst den Ort erreichte, wo ein Theil dieser Völkerschaft ihr Lager hatte, bemerkte ich zwei bis drei Kanoen, die den Fluß herunterkamen. Allein kaum hatten die darinn befindlichen Indianer uns zu Gesicht bekommen: so sahe man sie eiligst nach dem Ufer rudern und in großer Bestürzung ans land springen. Ihre Fahrzeuge überließen sie dem Strome.

Ich glaubte hierauf, etwas behutsam zu Werke gehn zu müssen, und hielt mich daher dicht am Ufer auf der entgegengesezten Seite des Flusses. Meine Fahrt sezte ich indessen ununterbrochen fort, weil ich hofte, daß die vorn an meinem Kanoe befestigte Friedenspfeife und die englische Flagge, welche auf dem Hintertheile wehete, mich gegen feindliche Anfälle schützen würden.

Als ich noch etwas weiter fortgerudert war und um eine Landspitze herumkam, so erblickte ich plözlich

eine große Menge von Zelten und über tausend Indianer, die in einer kleinen Entfernung vom Ufer ſtanden. Ich befahl meinen Leuten, grade auf ſie zuzurudern, um durch dieſen zuverſichtlichen Schritt zu zeigen, daß ich nichts Böſes im Schilde führte, und daß ich Vertrauen in ſie ſezte.

So wie ich ans Land ſtieg, reichten zwei von ihren Häuptern mir die Hände, und führten mich mitten durch die angaffende Menge, von der die meiſten nie einen weiſſen Menſchen geſehn hatten, nach einem Gezelte. Hier fiengen wir an, nach dem allgemeinen Gebrauche aller nordamerikaniſchen Indianern, die Friedenspfeiffe mit einander zu rauchen. Allein das Gedränge des Volks war ſo groß, daß wir unter dem Zelte erdrükt zu werden beſorgen mußten. Wir giengen daher hinaus, um den Leuten Gelegenheit zu verſchaffen, ihre Neugierde mit gröſſerer Bequemlichkeit zu befriedigen. Man ſtaunte mich hierauf noch eine Zeitlang an; machte ſich nach und nach mit mir bekannt, und begegnete mir nachher immer mit vieler Achtung.

Von den Oberhäuptern wurde ich auf die freundſchaftlichſte und gaſtfreieſte Art empfangen. Dies bewog mich, den ganzen Winter bei ihnen zuzubringen. Um aber dieſen langen Aufenthalt ſo nüzlich als möglich für mich zu machen, fieng ich damit an, ihre Sprache zu lernen. Da ich ohnehin ſchon eine Kenntniß von den indianiſchen Mundarten beſaß, ſo kam ich bald ſo weit darinn, daß ich mich vollkommen verſtändlich ausdrücken konnte.

Ich

Ich brachte hierauf meine Zeit sehr angenehm bei ihnen zu. Bald gieng ich mit ihnen auf die Jagd, bald gab ich einen Zuschauer bei ihren Belustigungen und Spielen ab, die ich weiter unten beschreiben werde. Oft saß ich unter den Oberhäuptern und rauchte eine freundschaftliche Pfeiffe mit ihnen. Dann wurde geplaudert, bald von diesem, bald von jenem. Sie erzählten mir von ihren Kriegeszügen, von ihren Sitten und Gebräuchen: ich aber beschrieb ihnen zur Vergeltung verschiedene Begebenheiten meines Lebens und besonders die Schlachten, die zwischen den Engländern und Franzosen in Amerika vorgefallen waren, und an denen ich meistentheils Antheil genommen hatte. Sie merkten hier auf jeden kleinen Umstand, und thaten oft sehr gescheute Fragen über die europäische Art Krieg zu führen.

Es wahr mir besonders wichtig, Nachrichten von den weiter gegen Westen hin gelegenen Ländern von ihnen zu erhalten: und meine Nachforschungen darüber blieben keinesweges fruchtlos. Sie entwarfen mir ordentliche Landcharten davon, indem sie mit einer Kohle auf die innere Rinde einer Birke zeichneten, die so glatt ist, als Papier. Dergleichen Zeichnungen fielen zwar nur grob aus; allein sie waren doch hinlänglich, mir einen ziemlich genauen Begriff von der Lage und der Beschaffenheit dieser Länder zu geben.

Ich verließ die Wohnungen dieser gastfreien Wilden gegen das Ende des Aprils 1767, Beinahe drei

hundert von ihnen, unter welchen viele von ihren Oberhäuptern waren, begleiteten mich nach dem Ausflusse des Petersflusses. Dies wahr nemlich die Zeit, um welche die Nadowessier alljährlich nach der vorhin beschriebenen großen Höhle zu gehen pflegen, um daselbst mit den übrigen Stämmen einen großen Rath zu halten, worinn sie ihre Unternehmungen für das folgende Jahr beschliessen. Sie nehmen zugleich ihre in Büffelhäute genähte Todten mit dahin, um sie daselbst zu begraben. Ausser denen, welche mich begleiteten, wahren einige schon vorausgegangen, und die übrigen sollten nachfolgen.

Nie bin ich in einer aufgeräumtern und lustigern Gesellschaft gereiset. Aber eines Tages wurde ihre Fröhlichkeit durch einen fürchterlichen Naturauftritt unterbrochen, der sie in das größte Schrecken versetzte. Es war Abend, und wir stiegen eben aus um unsere Zelte zum Nachtlager aufzuschlagen, als ein schwarzes Gewölk den ganzen Himmel überzog, und in ein so fürchterliches Donnerwetter ausbrach, als ich noch nie erlebt hatte. Die erschrockenen Indianer suchten überall Schuz, wo sie ihn nur finden konnten; ich hingegen that grade das Gegentheil. Ich entfernte mich nemlich von jenem Gegenstande, welcher die electrische Materie an sich ziehen konnte, weil ich mich lieber der Wuth des herabstürzenden Regens, als einem tödtlichen Strale aussetzen wollte. Dieses mein Betragen, welches sie blos meiner Unerschrockenheit zuschrieben, vermehrte die hohe Meinung, die sie schon vorher von meinem Muthe hegten. Ich muß indeß gestehen, daß ich ganz und

gar

gar nicht gleichgültig dabei war, weil der Auftritt in der That so schrecklich war, als man sich ihn nur immer denken kann. Der Donner brüllte fürchterlich; die Erde erbebte; der Regen stürzte sich, wie ein Strom herab, und der Blitz fuhr über den Boden wie ein glühender Schwefelstrom hin. Selbst die Oberhäupter der Indianer, die ihn ihren Kriegen gemeiniglich einen unerschütterlichen Muth beweisen, konnten ihre Bangigkeit nicht verbergen. Als endlich das Wetter vorüber war, versammelten sich die Indianer um mich her, und meldeten mir, daß das eine Wirkung des Zorns der bösen Geister gewesen wäre, die sie wahrscheinlicher Weise durch irgend etwas sehr beleidiget haben müßten.

Der St. Petersfluß, der durch das Gebiete der Nadowessier läuft, fließt durch sehr reizende Gegenden, die an allem, was die Natur freiwillig hervorbringt, einen Ueberfluß haben. Wilder Reis wächst hier in großer Menge, und überall sieht man Bäume, welche sich unter einer schönen Last von Früchten beugen, worunder Pflaumen, Trauben und Aepfel die vornehmsten sind. Auf den Wiesen findet man häufig Hopfen und andere nützliche Kräuter, und das Erdreich ist mit allerhand eßbaren Wurzeln, besonders mit Erdnüssen, angefüllt, die hier so groß, wie ein Hühnerei sind. In einer mäßigen Entfernung von den Ufern des Flusses giebt es Anhöhen, von denen man die schönsten Aussichten hat, und zwischen diesen Hügeln trift man anmuthige Wälder an, in denen eine solche Menge von Zuckerahornbäumen wächst, daß sie die Bewohner dieses Landes weit und breit mit Zucker versehen könnten.

Unweit der Mündung dieses Flusses in den Missisippi, erhebt sich an der Nordseite desselben ein Hügel, welcher ganz aus einem Steine besteht, der so weich ist, als diejenige Art, die ich oben beschrieben habe. Das merkwürdigste dabei ist seine schneeweisse Farbe. Vielleicht könnte dieser Stein durch eine gehörige Behandlung abgehärtet werden und dann zu einer großen Zierde in der Baukunst gereichen.

Als wir bei der großen Höhle angekommen waren, begruben die Indianer zuvörderst ihre Todten. Ich wünschte dabei zugegen zu seyn, um die Gebräuche anzusehn, welche sie dabei zu beobachten pflegen: allein da ich zu bemerken glaubte, daß meine Gegenwart sie ein wenig verlegen machte, so hielt ich es der Bescheidenheit gemäß, mich zu entfernen. Ich kann also auch nicht sagen, was für Begräbnißfeierlichkeiten sie eigentlich vornahmen.

Nach vollendeter Beerdigung nahm sogleich die große Rathsversammlung ihren Anfang. Bei dieser wurde ich nicht bloß zugelassen, sondern man erzeigte mir sogar die Ehre, mich zum Anführer ihrer Stämme zu ernennen. Ich hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede an die Versammlung, die ich hier mittheilte, um meinen Lesern eine Probe zu geben, wie man sich nach den Begriffen und Vorstellungsarten der Indianer auszudrücken suchen muß.

„Meine Brüder, Häupter der zahlreichen und mächtigen Nadowessier! Ich freue mich, daß mein langer Aufenthalt bei euch mich in den Stand gesetzt

hat,

hat, mit euch, wiewohl auf eine unvollkommene Art, in eurer eigenen Sprache, wie eines von euren eigenen Kinder zu reden. Ich freue mich ferner, daß ich Gelegenheit gehabt habe, euch die Macht und den Ruhm des großen Königs, der über die Engländern und andere Völkern herrscht, bekannt zu machen; eines Königes, der von einem uralten Geschlechte von Regenten abstammt, so alt als die Erde und die Gewässer sind; dessen Füsse auf zwei Inseln stehn, die größer sind als ihr sie je gesehen habt und mitten in dem größten Wasser in der Welt liegen; dessen Haupt bis an die Sonne reicht, und dessen Arme die ganze Erde umfassen? dessen Krieger so zahlreich sind, wie die Bäume in den Thälern, die Reisstengel in jenen Moräste, oder die Grashalmen auf euren großen Ebenen; der Hunderte von eigenen Kanoen hat, von solcher erstaunlichen Größe, daß alles Wasser in eurem Lande nicht hinreichend seyn würde, nur einen einzigen davon zu tragen; von welchen jeder Feuerröhre hat, welche nicht so klein sind, als das, welches ich jezt vor mir habe, sondern von einer solchen Größe, daß hundert von euren stärksten jungen Männern kaum im Stande seyn würden, nur eines davon zu heben. Und wunderbar ist es, die Wirkungen zu sehn, die sie gegen des großen Königes Feinde in der Schlacht thun! Der Schrecken, den sie verbreiten, kann in eurer Sprache durch keine Worte ausgedrukt werden. Ihr erinnert euch der schwarzen Wolken des Sturms, des Feuers, des fürchterlichen Geräusches, des schrecklichen Krachens und des Erdbebens, welches euch erschrekte, als wir uns bei dem Wadapameneſoter

gelagert hatten, und die euch vermuthen ließen, daß eure Götter über euch erzürnt wären. Diesen sind die Kriegswerkzeuge der Engländer ähnlich, wenn sie die Schlachten ihres großen Königes liefern."

„Verschiedene von euren Oberhäuptern haben mir vor Zeiten, als ich in euren Zelten wohnte, oft gesagt, daß sie wünschten, mit zu den Kindern und Bundesgenossen des großen Königes, meines Herrn, gerechnet zu werden. Auch habt ihr mich oft gebeten, wenn ich nach meinem eigenen Lande zurükkehrte, dem großen Könige eure Neugung für ihn und seine Unterthanen und zugleich den Wunsch bekannt zu machen, daß englische Handelsleute zu euch kommen möchten. Da ich nun jezt im Begriff bin, euch zu verlassen und nach meinem eigenen Lande zurükzukehren, das weit gegen die aufgehende Sonne entfernt liegt: so frage ich euch noch einmal, ob ihr noch eben so denkt, als vorigen Winter, da ich mit euch im Rathe sprach; und da jezt verschiedene von euern Häuptern hier versammlet sind, die von den großen Ebenen gegen die untergehende Sonne herkamen, mit denen ich vorher nie im Rathe gesprochen habe: so bitte ich euch, mich wissen zu lassen, ob ihr alle willig seyd, euch für Kinder meines großen Herrn, des Königs der Engländer und andere Völker zu erkennen; da ich denn die erste Gelegenheit wahrnehmen werde, ihn von eurem Verlangen und von euren guten Gesinnungen zu benachrichtigen."

„Hütet euch übrigens, böse Nachrichten zu glauben; denn ich weiß, es giebt boshafte Vögel, die

unter

unter den benachbarten Völkern herumfliegen, und welche böse Sachen gegen die Engländer euch in die Ohren raunen können. Diesen müßt ihr nicht glauben, denn ich habe euch die Wahrheit gesagt."

„Was endlich die Häupter betrift, die nach Michillimackinac gehen wollen, so werde ich Sorge tragen, für sie und ihr Gefolge einen graden Weg, ruhiges Wasser und einen hellen Himmel zu machen; damit sie dort hingehen können, die Friedenspfeife zu rauchen, und sicher auf einer Biberdecke in dem Schatten des großen Baums des Friedens zu liegen. Lebt wohl!"

Auf diese Rede erhielt ich folgende Antwort aus dem Munde ihres vornehmsten Oberhaupts.

„Guter Bruder; Ich bin jezt im Begriff, im Namen dieser meiner Brüder, der Oberhäupter der acht Stämme des mächtigen Volks der Nadowessier mit dir zu reden. Wir glauben und sind überzeugt von der Wahrheit alles dessen, was du uns von deinem großen Volke und dem großen Könige, unserm größten Vater, gesagt hast; für den wir diese Biberdecke hinlegen, damit sein väterlicher Schuz immer sicher und sanft unter uns, seinen Kindern, ruhen möge. Deine Fahnen und deine Waffen kommen mit den Beschreibungen überein, die du uns von deinem großen Volke gemacht hast. Wir wünschen, daß du bei deiner Rükkehr dem großen Könige sagen wollest, wie sehr wir uns sehnen, unter seine guten Kinder gerechnet zu werden. Du kannst glauben, daß wir unsere Ohren keinem öfnen werden, der es

wagen würde, übel von unserem großen Vater, dem Könige der Engländer und andere Völker zu sprechen."

„Wir danken dir für das, was du gethan hast, Frieden zwischen den Nadowessiern und Tschipiwäern zu stiften, und hoffen, daß du, wenn du zu uns zurükkommst, dies gute Werk vollenden und ganz die Wolken vertreiben werdest, die noch über uns schweben, um den blauen himmel des Friedens zu öfnen, und die blutige Axt tief unter die Wurzeln des großen Baums des Friedens zu begraben."

„Wir wünschen, daß du dich erinnern mögest, unserm großen Vater vorzustellen, wie sehr wir verlangen, daß Handelsleute gesandt werden mögen, sich unter uns aufzuhalten mit solchen Sachen, die wir brauchen, damit die Herzen unserer jungen Männer, unserer Weiber und unserer Kinder fröhlich gemacht werden. Und möge der Friede dauern zwischen uns so lange, als die Sonne, der Mond, die Erde und die Gewässer währen. Lebe wohl!"

Meine Warnung, daß sie sich hüten möchten, bösen Nachreden Gehör zu geben, rührte daher, weil ich an verschiedenen Orten erfuhr, daß die Franzosen noch jezt Abgeschikte unterhielten, welche die mit den Engländern verbundenen Völkerschaften gegen sie aufhetzen sollten. Diese theilten unter die Indianer kleine Geschenke aus, und in den Reden, welche sie dabei hielten, sagten sie ihnen: „daß die Engländer, ein armseliges Volk, dies Land ihrem grossen Vater, dem Könige von Frankreich, gestohlen hätten, als er schlief; allein daß er bald erwachen,

und

und sie wieder unter seinen Schuz nehmen würde.“ Diese Nachricht suchte ich durch meine Warnung unkräftig zu machen.

4.

Rükreise nach der Hundewiese. Bedenkliche Lage zwischen einem Trupp von Indianern. Reise von der Hundewiese nach dem Obern See.

Ich hatte mit dem Kommendanten von Mischillimackinac verabredet, daß er mir allerhand Waaren nach dem Missisippistrome nachschicken sollte, um etwas zu haben, wodurch ich mir bei den entferntesten Indianern bis nach der Südsee hin, eine gute Aufnahme verschaffen könnte. Jezt hätten diese Waaren, der genommenen Abrede gemäß, da seyn müssen; allein alle meine Erkundigungen darnach waren umsonst. Dies zwang mich wieder meinen Willen, die Fortsetzung meiner Reise nach Nordwesten, vor der Hand, wenigstens, aufzugeben, und erst nach der Hundewiese zurükzukehren, um von den Händelsleuten, die ich daselbst zurükgelassen hatte, so viel Waaren einzukaufen, als sie würden entbehren können.

Verschiedene Oberhäupter der Nadowessier nebst fünf und zwanzig andern aus dem Volke hatten auf meinem Rath beschlossen, gleichfalls nach der Hundewiese und von da nach Mischillimackinac zu reisen,

um einen Handel mit den dortigen Engländern zu eröffnen; allein da sie besorgen mußten, von ihren immerwährenden Feinden, den Tschipiwäern, überfallen zu werden: so hielten sie es für rathsamer bei Nacht, als mit mir bei Tage zu reisen. Ich nahm daher von diesen Leuten, die mir unzählige Höflichkeiten erzeigt hatten, den freundschaftlichsten Abschied, und sezte meine Reise fort.

Ich erreichte noch an eben dem Tage und zwar gegen Abend die Ostseite des Sees Pepin, wo ich wie gewöhnlich, ans Land gieng und mein Zelt zum Nachtlager aufschlug. Als ich am folgenden Morgen einige Meilen weiter gegangen war, sahe ich in einiger Entfernung Rauch aufsteigen, ein Zeichen, daß Indianer da waren. Nun konnte ich nicht wissen, ob das nicht vielleicht eben die Rotte von herumstreifenden Räubern seyn möchte, die ich bei meiner ersten Reise durch diese Gegend angetroffen hatte; und es entstand daher die Frage: was ich thun sollte? Meine Leute waren sehr der Meinung, daß wir hart an dem entgegengesezten Ufer des Stromes hinrudern und so vorbei zu kommen suchen müßten: mich hingegen hatte meine bisherige Erfahrung gelehrt, daß man sich am leichtesten dadurch eine gute Aufnahme bei den Indianern verschaffen kann, wenn man ihnen zuversichtlich und ohne alle Furcht entgegen geht. Ich beschloß daher, dieser Erfahrung auch diesmal gemäß zu handeln; blieb also auch mitten auf dem Strome, und gieng, da ich die Stelle erreicht hatte, wo sie waren und wo der größte Theil von ihnen am Ufer stand, mitten unter ihnen ans Land. Es

Es waren Tschipiwäer. Sie empfiengen mich freundlich und drükten mir, zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hand. Nicht weit von ihnen erblikte ich einen ihrer Anführer, einen sehr großen und wohlgebildeten, dabei aber so finster aussehenden Mann, daß selbst der herzhafteste Mensch ihn nicht ohne alle Furcht ansehen konnte. Er schien übrigens einen hohen Rang unter ihnen zu haben, weil er auf eine ganz eigene Weise punctiert und bemalt war.

Ich gieng auf eine höfliche Art zu ihm hin, und erwartete auf eine ähnliche Weise von ihm empfangen zu werden. Aber darinn hatte ich mich geirrt. Er warf vielmehr, indem ich ihm die Hand bot, einen finstern blik auf mich, zog seine eigene Hand zurük und sagte: „*Cain nischischin fäganosch*; die Engländer taugen nichts!“ Ich erstaunte und erwartete, da er eben seine Streitaxt in der Hand hatte, daß er diese kurze Begrüßung mit einem Schlage begleiten würde. Ich zog daher, um dies zu verhindern, eine Pistole aus meinem Gürtel, und gieng mit ruhiger Miene dicht bei ihm vorüber. Meine Unerschrockenheit mochte einigen Eindruk auf ihn machen.

Ich erfuhr von den übrigen Indianer, daß es ein mir schon bekannter Anführer wäre, den die Franzosen *le grand Sauteur* — den großen Springer — nannten, so wie sie die Nation der Tschipiwäer überhaupt *les Sauteurs* zu nennen pflegen. Sie versicherten mich, daß er noch immer ein standhafter Freund der Franzosen wäre, und geschworen

hätte

hätte, als sie Mischillimacklnac und den Rest von Kanada an die Engländer übergeben mußten, daß er ein ewiger Feind dieser neuen Besitzer bleiben würde.

Ich beschloß hierauf, zwar auf meiner Hut zu seyn, aber auch zugleich, um ihm zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchtete, mein Nachtlager an dieser nemlichen Stelle aufzuschlagen. Ich wählte hierzu einen Ort, der von den indianischen Hütten ein wenig ablag, und begab mich, als alles fertig war, zur Ruhe.

Allein kaum war ich eingeschlafen, als ich von meinem französischen Bedienten wieder gewekt wurde. Dieser war durch das Getöse einer indianischen Musik in Furcht gesezt, und als er aus dem Zelte gieng, um zu sehen, was es gäbe, erblikte er einen Trupp junger Wilden, deren jeder eine Fackel auf einer langen Stange trug, und welche auf eine sonderbare Weise auf uns zutanzten. Ich selbst gerieth durch die Nachricht in eine nicht geringe Unruhe; sprang von meinem Lager auf, und trat vor das Zelt.

Hier erblikte ich ohngefähr zwanzig nakte junge Indianer, wovon die meisten so schön gewachsen waren als ich sie je gesehn hatte, und welche nach der Musik der Trommeln auf mich zutanzten. Alle zehn oder zwölf Schritte blieben sie stehn und machten ein fürchterliches Geheul. Ich gestehe, daß mir nicht wohl dabei zu Muthe ward.

Sie erreichten jezt mein Gezelt, und ich ersuchte sie, hereinzutreten; Welches sie auch thaten, aber

ohne

ohne mich einer Antwort zu würdigen. Ich bemerkte, daß sie sich roth und schwarz bemalt hatten, welches sie ordentlicher Weise nur alsdann zu thun pflegen, wann sie ihren Feinden entgegen gehn. Dies nebst einigen Theilen ihres gewöhnlichen Kriegestanzes, die sie mit untermischten, überzeugte mich noch mehr, daß der **große Springer**, der meinem Gruß so rauh erwiedert hatte, sie abgeschikt habe, um mir das Garaus zu machen. Ich nahm mir indeß vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen; ergrieff daher meine Flinte und Pistolen, sezte mich auf meinen Koffer nieder, und befahl meinen Leuten, auf ihrer Hut zu seyn.

Nunmehr sezten die Indianer ihren Tanz innerhalb des Gezeltes abwechselnd fort, und besangen dabei ihre eigene Heldenthaten und die Vorzüge ihres Stamms. Bei jedem Absatze schlugen sie, um ihren schon an sich starken und rauhen Ausdrücken noch mehr Gewicht zu geben, gegen die Pfäle meines Zelts mit solcher Heftigkeit, daß ich jedesmal vermuthete, es würde über uns zusammenfallen. So wie sie in der Runde bei mir vorbeitanzten, hielten sie jedesmal ihre Rechte Hand über die Augen, und sahen mir starr ins Gesicht, welches ich gleichfalls eben für kein Freundschaftszeichen halten konnte. Meine Leute schäzten sich für verloren; und ich selbst muß gestehn, daß ich nie eine lebhaftere Anwandlung von Furcht empfunden habe.

Als ihr Tanz zu Ende war, bot ich ihnen die Friedenspfeife an; allein sie wurde verschmäht. Ich nahm

nahm hierauf meine lezte Zuflucht zu Geschenken, und suchte etliche Bändern und andere Kleinigkeiten hervor, die ich ihnen anbot. Dies schien sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen und ihren Zorn zu besänftigen. Sie berathschlagten sich einen Augenblik, und sezten sich hierauf, jedoch ohne die Geschenke anzunehmen, auf die Erde nieder.

Ich schöpfte Hofnung, reichte ihnen noch einmal die Friedenspfeife, und hatte diesmals das Vergnügen, sie angenommen zu sehen. Sie zündeten sie an; gaben sie mir dann zuerst, und rauchten nachher selbst daraus. Nunmehr nahmen sie auch die Geschenke an, die ihnen sehr angenehm zu seyn schienen, ohngeachtet sie dieselben vorher nicht einmahl anzusehn gewürdiget hatten. Nach einer weile verließen sie mich als die besten Freunde.

Ich muß gestehn, daß ich nie froher war, als jezt, da ich diese furchtbaren Gäste vom Halse hatte. Die eigentliche Absicht ihres sonderbaren Besuchs habe ich mit Gewißheit nie erfahren können. Es war zwar auf der einen Seite aus ihrem ganzen Benehmen mehr als wahrscheinlich, daß sie etwas Feindseliges im Schilde führten; allein der Ausgang ließ auf der andern Seite wiederum vermuthen, daß sie mir vielleicht nur eine große Ehre erzeigen wollten, die den Anführern fremder Völkerschaften, wenn sie zu ihm kommen, gewöhnlich wiederfährt. War dieses, so sollte das Kriegerische und Drohende in ihrem Betragen vermuthlich nur darauf abzielen, mir eine hohe Meinung von ihrer Größe

und

und Tapferkeit einzuflößen. Vielleicht gehört hierzu auch mit zu der ihnen gewöhnlichen Eitelkeit. Ich lasse die Entscheidung hierüber dahin gestellt seyn.

Ich blieb übrigens die ganze Nacht hindurch unangefochten, und sezte am folgenden Morgen meine Reise fort. Noch vor Abend hatte ich das Vergnügen, bei der Hundewiese wohlbehalten anzukommen; und nicht lange darnach stellten sich auch meine Freunde, die Nadowessier, daselbst ein.

Auf diesem Platze, dem allgemeinen Markte der Indianer, hören, nach einer gemeinschaftlichen Verabredung, alle Feindseligkeiten selbst zwischen denen auf, welche in offenbarem Kriege begriffen sind. Es kommen hier daher Freunde und Feinde zusammen, und gehen, so lange sie hier sind, friedlich mit einander um. Eben diese Verabredung gilt auch von dem sogenannten rothen Berge, einem Orte, woher die Indianer diejenigen Steine holen, aus denen sie ihre Pfeiffen machen. Da dies eine Waare ist, deren keiner unter ihnen entbehren kann: so hat man auch den Ort, woher sie genommen wird, für neutral zu erklären, sich genöthiget gesehen.

Bald nach meiner Ankunft auf der Hundewiese stellte sich auch der große Springer daselbst ein. Auch hier äußerte sich sein Haß gegen die Engländer und seine Vorliebe für die Franzosen auf eine Weise, die mir ärgerlich war. Er beredete nemlich zehn Ober-

hünter der Nadowessier, daß sie mich verliessen, und nicht nach Mischillimackinac, sondern nach Louisiana, einer französischen Kolonie, giengen, um Waaren daselbst einzutauschen.

Die übrigen folgten meinem Rathe, reiseten nach Mischillimackinac, und kehrten, wie ich nachher erfuhr, vergnügt über die gute Aufnahme zurük, die man ihnen hatte wiederfahren lassen. Von denen hingegen, welche nach Louisiana giengen, war über die Hälfte, wegen der großen Verschiedenheit des ihnen fremden südlichen Klima's an Krankheiten gestorben. Erst nach meiner Zurükkunft in England erfuhr ich, daß der große Springer sich bei den Engländern durch seine eingewurzelte Feindschaft immer mehr und mehr verhaßt gemacht habe, und endlich in seinem Zelte bei Mischillimackinac von einem Kaufmanne, dem ich die obige Geschichte erzählt hatte, ermordet worden sey.

Die Handelsleute auf der Hundewiese versahen mich zwar mit einigen Waaren: allein da diese nicht hinreichend waren, um mich in den Stand zu setzen, mein erstes Vorhaben zu verfolgen: so entschloß ich mich, durch das Land der Tschipiwäer nach dem Obern See zu reisen. Hier hofte ich diejenigen Kaufleute zu finden, die alle Jahr von Mischillimackinac nordwestwärs gehn, und von denn ich gar nicht zweifelte, so viele Waaren erhalten zu können, als ich zu meinem Endzwecke brauchte. Dann wollte ich von dort aus die nördlichen Gegenden bis an die Meerenge von Anian durchreisen,

reisen, die, wie meinen Lesern bekannt seyn wird, die nördlichen Theile von Asien und Amerika von einander scheidet.

Als ich mit Einkaufen fertig war, so gieng ich abermals auf dem Missisippi bis an den See Pepin hinauf, allwo unterhalb des Sees der Fluß Tschipiwá mündet, welcher von Norden herabfließt. Hier miethete ich mir einen indianischen Steuermann, und befahl ihm, mich diesen Fluß hinauf bis zu dem Ursprunge desselben zu führen. Das war ohngefähr der halbe Weg von hier bis nach dem Obern See.

Die Gegend, welche der genannte Fluß durchströmt, ist bis auf sechzig englische Meilen weit sehr eben. Längst den Ufern desselben hin liegen schöne Wiesen, auf denen ich größere Heerden von Büffeln und Elendthieren weiden sah als ich sonst irgendwo auf meinen Reisen angetroffen hatte.

Beinahe in der Mitte seines Laufs hat dieser Fluß drei Wasserfälle, und hier wird die Gegend rauh und uneben. Sie ist daselbst fast durchgängig mit Fichten, Büchen, Ahornbäumen und Birken bewachsen. Hier stellte sich mir ein merkwürdiges und wunderbares Schauspiel dar. In einem Walde nemlich der ohngefähr drei englische Meilen lang war, bemerkte ich, daß alle Bäume, so weit mein Auge reichen konnte, Stamm bei Stamm mit den Wurzeln ausgerissen waren und auf dem Boden lagen. Vermuthlich das Werk eines heftigen Orkans, der vor einigen Tagen hier gewüthet haben mußte. Aus

der Wirkung, die derselbe hat, kann man sich einen Begriff von seiner allgewaltigen Stärke machen.

Nahe bei der Quelle des Flusses fand ich eine Ortschaft der Tschipiwäer, wovon er seinen Namen hat. Sie besteht aus ohngefähr vierzig Häusern oder Hütten, nach indianischer Bauart, und kann etwa hundert Krieger aufbringen. Diese Leute schienen mir das schmutzigste Volk zu seyn, welches ich je gesehen hatte. Ich bemerkte, daß die Weiber und Kinder sich eine Gewohnheit erlaubten, die zwar gewissermaßen bei allen indianischen Völkern herrscht, aber nach unsern Begriffen äusserst eckelhaft und widrig ist, nemlich die, sich einander die Haare zu durchsuchen und das darinn erhaschte Wildpret — zu verzehren.

Von hieraus mußte ich meinen Kanoe von Zeit zu Zeit von einem kleinen Landsee bis zum andern tragen lassen, bis ich wieder einen Fluß erreichte, auf dem wir weiter schiffen konnten. Ich entdeckte in diesen Gegenden verschiedene Adern von gediegenem Kupfer, welches so rein war, als man es sonst nirgends antrift. Endlich glitt ich auf einem kleinen Flusse, der nach und nach zu einem reissenden Strome wurde, bis in den westlichen Busen des Obern Sees hinab.

Die ganze Wildniß zwischen dem Missisippi und dem Obern See wird von den Indianern das **Mückenland** genannt; und ich denke mit Recht: denn nie sah und fühlte ich so viele von diesen Insekten, als hier.

5.

Aufenthalt am nördlichen Ufer des Obern Sees. Künste eines indianischen Theologen.

Ich ruderte längst dem westlichen Ufer des Obern Sees bis nach einer Stelle an der nördlichen Seite desselben hin, wo die Handelsleute, auf ihrer nordwestlichen Reise, ihre Kanoe und ihr Gepäk bis zum nächsten Landste tragen lassen, und wo ich also hoffen durfte, mit ihnen zusammenzutreffen. Ich fand daselbst einen großen Haufen von **Killistinoern** und **Assinipoilen**, zweien nordwärts wohnenden Stämmen von Indianern, die ihre beiderseitigen Könige und ihre Familien bei sich hatten.

Meine Bekanntschaft mit diesen Leuten war bald gemacht; und ich lebte nun unter ihnen, als unter alten Bekannten, mit völliger Sicherheit. Allein da die Kaufleute diesmal ungewöhnlich lange ausblieben, und unsere Gesellschaft sich auf dreihundert belief; so giengen die Lebensmittel, die wir mitgebracht hatten, zu Ende, und wir erwarteten daher ihre Ankunft mit Ungeduld.

Eines Tages, da wir auf einer Anhöhe saßen, und voll Sehnsucht nach ihnen ausſahen, sagte uns der Oberpriester der **Killistinoer**, daß er versuchen wollte, eine Unterredung mit dem großen Geist zu haben, um von ihm zu erfahren wenn die

Kaufleute ankommen würden. Mir war dies Anerbieten sehr gleichgültig, weil ich voraussahe, daß der geistliche Gaukler uns mit einem Taschenspielerstükchen bewirrthen würde. Allein der König dieses Stammes versicherte mich, daß es dem Manne vornehmlich darum zu thun wäre, meine eigene Besorgniß zu vertreiben und mich zugleich von dem Ansehn zu überzeugen, worinn er bei dem großen Geiste stünde. Es war daher der Höflichkeit gemäß, meine Gedanken darüber zu verbergen, und mich zu der Komödie einzufinden.

Der nächste Abend war dazu festgesezt. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen gemacht waren, kam der König und führte mich in ein geräumiges Zelt dessen Gehänge aufgezogen waren, damit die Aussenstehenden alles, was vorgieng, beobachten könnten. Für uns waren Felle auf dem Boden ausgebreitet, auf welche wir uns niederließen.

In der Mitte des Gezelts waren Stangen in die Erde geschlagen, doch so, daß ein Zwischenraum offen blieb, welcher groß genug war, einen menschlichen Körper zu fassen. Das Zelt wurde übrigens von einer großen Menge Fackeln erleuchtet, die aus Splittern von Tannenholze gemacht waren und von Indianern gehalten wurden.

Nach einigen Minuten erschienen Se. Hochwürden selbst. Es ward eine sehr große Elendshaut grade zu meinen Füßen ausgebreitet; und auf diese legte sich der Priester nieder, nachdem er vorher alle Kleidungsstücke abgelegt hatte, nur das einzige ausge-

ausgenommen, welches er um die Mitte des Leibes trug.

Er lag jezt gestrekt auf dem Rücken und bedekte sich mit den beiden Seiten der Haut, so daß er nur mit dem Kopfe aus derselben hervorragte. Hierauf nahmen zwei junge Leute, welche bei ihm standen, ohngefähr sechzig Ellen von einem starken Seile, das gleichfalls aus einer Elendshaut gemacht war, und banden es ihm fest um den Leib, so daß er in der Haut, wie ein Kind in seinen Windeln, lag. So ward er von den beiden jungen Leuten, indem der eine ihm beim Kopfe, der andere bei den Füßen ergriff, über die Stangen in den innern Raum gehoben und daselbst niedergelegt. Die Stangen hinderten mich nicht, ihn genau zu beobachten, und man kann denken, daß ich meine Augen brauchte, um zu sehen, wohin es mit dieser Gaukelei am Ende kommen würde.

Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige Secunden gelegen, als er anfieng, etwas herzumurmeln. Allmählich ward das Gemurmel lauter und lauter, bis es sich endlich in ordentliches Sprechen verwandelte. Allein die Sprache, die der heilige Mann redete, war ein solches Gemisch aus den verschiedenen Mundarten der Tschipiwäer, der Ottowaer und Killistinoxx, daß ich nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr damit eine gute Zeitlang fort; und erhob endlich, bald bezend, bald rasend, seine Stimme bis zum lautesten Geschrei, und gerieth dabei in so heftige Bewegungen, daß der Schaum ihm vor dem Munde stand.

Nachdem er dreiviertel Stunden so gelegen, geschrien und sich zerarbeitet hatte, schien er endlich ganz erschöpft zu seyn, und ward völlig sprachlos. Allein plözlich sprang er auf, ohngeachtet es unmöglich schien, daß er, eingeschnürt wie er war, Arme und Beine bewegen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt gewesen wären. Hierauf redete er die Umstehenden mit einer gesezten und vernehmlichen Stimme folgendermaßen an:

„Meine Brüder, der große Geist hat sich herabgelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf mein ernstliches Bitten zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wenn die Kaufleute, die wir erwarten, ankommen werden, allein Morgen, wann die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreicht haben wird, werden wir einen Kanoe ankommen sehen, und die Leute darinn werden uns Nachricht geben, wann wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können.

Als er dies gesagt hatte, trat er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung aus einander gehn.

Am folgenden Tage hatten wir hellen Sonnenschein, und schon lange vor Mittage versammelten sich die sämtlichen Indianer auf der Anhöhe, von welcher man den See übersehen kann. Der alte König fragte mich, ob ich der Prophezeihung des Priesters wohl so vielen Glauben beimäße, daß ich mit ihm zu seinen Leuten auf den Hügel gehn und auf

ihre

ihre Erfüllung wollten könnte? Ich antwortete: daß ich zwar noch nichts wüßte, was ich davon denken sollte; allein ich würde ihn gern begleiten. Wir giengen also dahin.

Aller Augen waren bald auf mich, bald auf den Geist geheftet. Endlich, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, so geschahe, was der Priester vorhergesagt hatte. Es kam nemlich wirklich ein Kanot um eine Landspitze herum, die ohngefähr eine Seemeile von uns lag. Die Indianer erhoben bei diesem Anblik ein allgemeines lautes Freudengeschrei, und schienen auf das Ansehen, worinn ihr Priester bei dem großen Geiste stand, nicht wenig stolz zu seyn.

Der Kanot kam endlich heran, und man gieng hin, um die darinn befindlichen Leute zu begrüßen. Noch that indeß keiner eine Frage an sie. Wir giengen vielmehr zusammen mit ihnen nach des Königes Zelte, wo wir, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, erst anfiengen zu rauchen, ohne ein Wort dabei zu reden, so groß auch bei allen die Begierde war, zu hören, was sie uns von den Handelsleuten sagen würden. Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit anmerken, daß die Indianer sehr gesezte Leute sind.

Nach einiger Zeit erst fragte der König: ob sie nichts von den Handelsleuten gesehen hätten? und ihre Antwort war: sie hätten dieselben vor einigen Tagen erst verlassen, und übermorgen würden sie hier seyn. Dies geschahe denn auch wirklich, und

die Indianer triumphirten nicht wenig, daß die Weissagung ihres Priesters so vollkommen in Erfüllung gegangen war.

Und nun, was wollen wir zu dieser Geschichte sagen? Sie auf Treue und Glauben annehmen und es uns gefallen lassen, daß der erhabene Schöpfer und Regierer der Welt einem elenden geistlichen Comödianten, auf dessen Verlangen und um einiger abgeschmakten Ceremonien willen, die Zukunft eröffne? Aber ich traue dem jungen Leser schon zu viel Beurtheilungskraft zu, als daß er dieses nur möglich, geschweige denn gar wahrscheinlich finden könnte. — Aber wie gieng es denn zu? Wie machte es denn der Priester, um sich auf einmal seiner Banden abzustreifen, und wie fieng er es an, um voraussagen zu können, daß der Kanoe zu einer bestimmten Stunde ankommen und Nachricht von den Kaufleuten bringen würde? Die Wahrheit zu sagen, das weiß ich nicht; wenigstens nicht genau und nicht mit Gewißheit. Aber kann ich denn von andern, oft noch viel wunderbareren Gaukeleien welche die Taschenspieler vornehmen, etwann auch immer die Art und Weise angeben, wie sie bewerkstelliget werden? Nein! Und doch bin ich, und doch sind alle andere vernünftige Leute völlig überzeugt, daß es natürlich damit zugehe.

Etwas muthmaßen kann ich indeß. Vielleicht, daß die Art, wie die ledernen Riemen dem geistlichen Gaukler um den Leib gewunden waren, es ihm möglich machte, sie durch die heftigen Bewegungen, die

die er vernahm, nach und nach so zu lösen oder zu erweitern, daß sie, da er aufsprang, von selbst abfallen mußten. Vielleicht, daß die Leute in dem Kanoe, deren Ankunft er prophezeihete, von ihm selbst den Kaufleuten entgegen geschikt, und von ihm beordert waren, an dem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde zurükzukehren. Dies oder etwas Aehnliches vorausgesezt, ist der wunderbar scheinende Erfolg seiner Gaukelei kein Wunder mehr, sondern sehr begreiflich.

Die Menschen sind von jeher sehr begierig gewesen, etwas Wunderbares, welches von dem Gewöhnlichen und natürlichen abweicht, zu sehen und zu hören. Es haben sich daher auch von jeher Betrüger gefunden, welche sich diese Neigung zum Wunderbaren bedienten, um ihre Mitmenschen zu täuschen, sich selbst das Ansehen von Männern Gottes und Wunderthätern zu geben, und als solche auf Kosten der Betrogenen wohl zu leben. Der unaufgeklärte Pöbel unter Vornehme und Geringen läuft dergleichen Betrügern nach, hängt an ihrem Munde und läßt sich von ihnen bestricken: der Weise hingegen, welcher würdigere Begriffe von Gott hat, vom bloßen Scheine sich nicht täuschen läßt und so viel ähnliche Gaukeleien, welche die Geschichte aller Völker und aller Länder erzählt, mit der Fackel der Vernunft beleuchtet hat, läßt sich bei jeder neuen Täuscherei dieser Art, auch wenn er die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, nicht anzugeben vermag, dadurch keinesweges irre machen. Er untersucht die Beschaffenheit des Betruges,

truges, so oft er kann, um seine Mitmenschen davon zu belehren und davor zu warnen: aber wenn er dieses auch nicht kann, so ist er schon zum voraus versichert, daß Gott um elender kleiner Zwecke willen die Ordnung der Natur nicht stören, und um nichts und wieder nichts die von ihm herrührenden natürlichen Einrichtungen der Dinge keineswegs unterbrechen werde. Und so müssen wir, wenn wir verständig seyn und uns vor Schaden hüten wollen, es gleichfalls machen. —

Die Kaufleute waren nunmehr angekommen; allein die Hoffnung, daß ich diejenigen Waaren, die ich zu meiner bevorstehenden großen Reise nöthig hatte, von ihnen würde erhalten können, schlug mir abermals fehl. Mein ganzer Reiseplan wurde dadurch vereitelt, und ich sahe mich nun genöthiget, wieder nach dem Orte, von wannen ich ausgegangen war, zurükzukehren. Ich nahm daher von dem Könige der Killistinoer, der ein alter, freundlicher, artiger und höflicher Mann war, Abschied, und fuhr längst der nördlichen und östlichen Küste des Sees bis nach der südöstlichen Ecke desselben hin, allwo er einen Theil seines Gewässers durch einen schmalen Kanal, der einen Wasserfall hat, in den See Huron ergießt. Dieser Wasserfall wird der **Fall von St. Maria** genannt; und ohnweit demselben liegt das **Fort Candat**, welches ehemals den Franzosen, nachher den Engländern gehörte, jezt aber unter der Bothmäßigkeit der Nordamerikanischen Freistaaten steht. Aber bevor ich etwas weiter von meiner Reise erzähle, muß ich erst eine

kleine

kleine Beschreibung von dem großen und merkwürdigen Landsee einschieben, dessen westliche, nördliche und östliche Küste ich bisher selbst in Augenschein genommen hatte, und den ich meinen Lesern nun schon mehrmals unter dem Namen des **obern Sees** genannt habe.

6.

Beschreibung des obern Sees und des Sees Huron. Rükreise nach Mischillimackinac.

Man kann diesen See mit Recht das **Caspische Meer von Amerika** nennen, weil er diesem asiatischen Landsee an Größe, wo nicht ganz, doch beinahe gleich kommt, und also einer der größten Landseen auf der ganzen Erdkugel ist. Nach den französischen Charten beträgt sein Umkreis circa 1500 englische Meilen; allein ich glaube, man könne ihn zuverlässlich auf zwei tausend und darüber, und also auf mehr als 400 deutsche Meilen rechnen.

Fast die ganze Strecke der Küste, die ich selbst befuhr, und welche ohngefähr 1200 englische Meilen betrug, bestand aus Felsen und Anhöhen. Auch der Grund schien überall ein Felsenbette zu seyn. Bei ruhigem Wetter und hellem Sonnenscheine konnte ich, in meinem Kanoe sitzend, durch das klare Wasser hindurch, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern, auf dem Grunde deutlich große Pfeiler

von Stein unterscheiden, deren einige ordentlich das Aesehn hatten, als wenn sie durch Menschenhände behauen wären. Zu einer solchen Zeit war das Wasser so rein durchsichtig, als Luft, mein Kanoe schien nicht davon getragen zu werden, sondern nur darinn zu schweben. Es war nicht wohl möglich, länger als einige Minuten durch diesen klaren Zwischenraum nach den Felsenpfeilern hinzublicken, ohne schwindlicht, und dadurch gezwungen zu werden, seine Augen von dieser glänzenden Scene wegzuwenden.

Eine andere Eigenschaft des Wassers in diesem See, die ich durch einen Zufall entdekte, war folgende. Da ich die Reise über denselben hin mitten im Sommer machte: so fand ich zwar das Wasser der Oberfläche in einem beträchtlichen Grade erwärmt; allein wenn man etwas davon blos in der Tiefe eines Klafters schöpfte: so hatte dieses eine solche Kälte, daß es mir im Munde wie Eis vorkam.

Es giebt auf diesem See viele, zum Theil beträchtliche Inseln, wovon besonders zwei sehr groß sind, die vielleicht ungemein bequem wären, Pflanzstädte darauf anzulegen. Die eine davon, welche den Namen **Königsinsel** führt, muß wenigstens hundert englische Meilen lang und an vielen Stellen vierzig Meilen breit seyn. Die benachbarten Indianer glauben, daß der große Geist auf dieser Insel wohne, und sie tragen sich mit allerley Mährchen von Bezauberungen und Hexereien herum, die denen von ihnen widerfahren seyn sollen, die etwa durch

Sturm

Sturm und Ungewitter gezwungen wurden, auf dieser Insel Schuz zu suchen.

Von einer andern Insel, **Maurepas** genannt, die auf der Nordostseite des Sees liegt, erzählte man mir folgendes erbauliche Ammenmährchen.

Als einst einige Tschipiwäer an die Küste dieser Insel verschlagen waren, fanden sie auf derselben große Haufen von einem schweren glänzenden gelben Sande, der, ihrer Beschreibung nach, Goldsand gewesen seyn mußte. Der Glanz desselben bewog sie am folgenden Morgen, da sie wieder zurükfahren wollten, etwas davon mitzunehmen. Aber siehe! da erschien der Bewohner dieser Insel, ein Geist, der über sechzig Fuß hoch war, schritt ihnen nach ins Wasser, und befahl ihnen, alles, was sie davon mitgenommen hatten, sogleich wieder zurükzugeben. Die erschrockenen Indianer gehorchten, und der Geist ließ sie hierauf ruhig davon rudern. Diese und ähnliche Mährchen, welche sie von Mund zu Mund auf die Nachkommenschaft fortpflanzen, sind hinreichend, die abergläubischen Indianer auf immer abzuschrecken, sich diesen Inseln zu nähern.

Wer erkennt hier nicht abermals den Charakter kindischer Menschen, deren Vernunft durch das wohlthätige Licht, welches Philosophie und Naturlehre verbreiten, noch nicht erleuchtet worden ist! Meine jungen Leser werden immer mehr und mehr die Bemerkung gegründet finden, daß die Menschen in eben dem Grade geneigt zu allerlei Arten von Aberglauben und Albanzereien sind, in welchem ihr Verstand

noch

noch kindisch, ungebildet und ununterrichtet ist; und sie werden es daher mit Recht für eine Art von Beschimpfung halten, wenn ein Betrüger oder ein Betrogener ihnen dergleichen Fratzen als wahr und glaubwürdig aufdringen sollte.

Die nördliche und östliche Küste dieses großen Sees ist ungemein gebirgicht und zugleich sehr unfruchtbar, vermuthlich wegen der großen Kälte, die hier im Winter, und der geringen Wärme, welche hier ihm Sommer herrscht. Alle Pflanzen und Gewächse sind daher nur klein und kümmerlich. Indeß wachsen auf einigen dieser Berge Heidelbeeren von außerordentlicher Größe und sehr lieblichem Geschmacke in erstaunlichem Ueberflusse. Von den hier wachsenden schwarzen Johannisbeeren und Stachelbeeren gilt das nemliche.

Allein die vorzüglichste unter allen Früchten dieser Gegenden ist eine Beere, die an Gestalt und Farbe unsern Himbeeren gleicht, nur daß sie größer und von Geschmak noch ungleich lieblicher ist als diese. Sie wächst auf einer Staude, die einer Weinrebe gleicht, auch eben solche Blätter hat. Verpflanzte man dieses Gewächs in eine wärmere und mildere Gegend, so würde man vermuthlich eine der schätzbarsten und schmakhaftesten Früchte gewinnen.

Unter den vielen Flüssen, welche sich in diesen See ergiessen, und deren Zahl sich beinahe auf vierzig beläuft, ist einer, der grade, ehe er in den See fällt, senkrecht von dem Gipfel eines Berges mehr

als

als sechs hundert Fuß hoch hinabstürzt. Da derselbe nur schmal ist, so erscheint er in der Ferne wie ein weisses Band, das in der Luft schwebt.

Man hat die Frage aufgeworfen: wo doch immer die erstaunliche Menge Wassers bleiben möge, welche von so vielen Flüssen in jedem Augenblicke diesem Landsee zugeführt wird, da sein Ausfluß in den See Huron durch den Kanal St. Maria kaum den zehnten Theil davon wieder abzuführen scheint? Man geräth zunächst auf die Vermuthung, daß er irgend einen unterirdischen Ausfluß haben müsse. Allein da dieser auf der Oberfläche des Sees durch einen Zug des Wassers nach dem Orte des unterirdischen Kanals hin spürbar seyn müßte, ein solcher Zug aber bisher nirgends bemerkt worden ist: so bleibt wohl nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß neun Zehntel desjenigen Wassers, welches die Flüsse in diesen See ergießen, durch die beständige Ausdünstung desselben wieder verloren gehe.*).

An

*) Ich warf einst bei geographischen Unterrichte meinen Zöglingen die nemliche Frage in Ansehung des Caspischen Meeres auf. Einer von ihnen, damals ein Knabe von zehn Jahren, dessen junger Geist auch in solchen Dingen, wovon er fast noch gar keine Kenntniß hatte, die Wahrheit auf den ersten oder zweiten Wurf gleichsam blindlings zu treffen pflegte, antwortete zunächst: dieses Landmeer hätte vielleicht einen auf der Charte nicht angegebenen Ausfluß in das schwarze Meer oder in den persischen Meerbusen. Ich versicherte ihn, daß ein solcher Ausfluß nirgends gefunden würde. „Ja, erwiederte er, es ist

An den Ufern eines der Flüsse, welche sich in diesen See ergießen, findet man eine Menge von gediegenem Kupfer, welches an seinen Ufern herum liegt. Auch bemerkte ich, daß viele von den kleinen Inseln, vornehmlich an der nördlichen Küste, mit Kupfererz bedekt waren. Ich vermuthe, daß dies Gelegenheit zu einem sehr vortheilhaften Handel geben könnte, weil dieses Metall sich, ohne viele Kosten und Mühe, fast ganz zu Wasser von hier bis nach Quebek, oder wohin man sonst wollte, bringen ließe.

Unter den vielen Fischen, welche den obern See beleben, zeichnet sich besonders der Forell und der Stör aus, die man faß zu jeder Jahrszeit im gröſten

ist vielleicht ein unterirdischer, den man nicht sehen kann! „Dann, versetzte ich, müßte doch das Wasser im See einen merklichen Zug nach der Gegend hin haben, wo dieser unterirdische Kanal seinen Anfang nähme. Nun ist aber auf Befehl der rußischen Regierung der ganze See umschifft worden, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen; und man hat dämals einen solchen Zug des Wassers nirgends wahrgenommen. „Nun dann, antwortete mein Johannes — die jungen Leser kennen ihn vielleicht aus dem Robinson und aus der Entdeckung von Amerika — so weiß ich keinen andern Rath, als den, daß das viele Wasser, welches die Wolga und andere Ströme in diesen See schütten, durch die tägliche Ausdünstung desselben wieder verloren gehe!“ Man merke, daß Johannes damals noch nie gehört hatte; wie stark der Abgang sey, den ein stehendes Wasser durch die Ausdünstung zu leiden pflegt.

Der Herausgeber.

gröſten Ueberfluſſe fangen kann. Die Forellen ſind gemeiniglich zwölf Pfund, zuweilen über fünfzig ſchwer. Zu den vielen kleinern Fiſchen, die dieſer See hervorbringt, gehört auch einer, der einem Heringe gleicht, und den man zum Köder braucht, um die Forellen damit zu fangen. Auch findet man hier eine kleine Art Taſchenkrebſe oder Seeſpinnen, die nicht gröſſer, als ein Gulden, ſind.

Die Wellen, welche das Gewäſſer dieſes Sees bei ſtarken Stürmen, denen er ſehr unterworfen iſt, zu werfen pflegt, ſteigen eben ſo hoch, als die auf dem atlantiſchen Weltmeere. Der Kanal, welcher aus ihm ablauft, um ihn mit dem See Huron zu verbinden, iſt ohngefähr vierzig engliſche Meilen lang. Die Breite deſſelben iſt verſchieden.

Der See Huron iſt, nach dem Oberſee, der gröſte. Sein Umkreis beträgt tauſend engliſche Meilen, und ſeine Figur iſt dreieckig. Auch auf ihm findet man eine groſſe Inſel, die, wenn wir den Indianern glauben wollen, gleichfalls eine Wohnung der Geiſter iſt. Sie nennen ſie daher Mantalin, d. i. Geiſterort, und ſie iſt ihnen eben ſo heilig und unzugänglich, als die oberwähnten Inſeln im Oberſee.

Einen Buſen an dem nordweſtlichen Winkel dieſes Sees hat man den Namen Donnerbuſen (*Thunoerbay*) gegeben, weil, ſo oft man in dieſe Gegend kommt, faſt immer Donnerwetter daſelbſt zu herrſchen pflegen. Als ich ſelbſt über dieſen Buſen

fuhr, wozu ich fast vier und zwanzig Stunden brauchte, donnerte und blizte es gleichfals fast unaufhörlich. Eine sonderbare Naturerscheinung, die um desto schwerer zu erklären ist; da die Gegenden rings umher Gewittern nicht sehr unterworfen sind. Vielleicht, daß die Berge, von welchen dieser Busen eingeschlossen wird, entweder eine große Menge von schwefelartiger Materie oder von irgend einem andern Mineral enthalten, wodurch die electrischen Theilchen, womit die vorüberziehenden Wolken beladen sind, stark angezogen werden, so daß sie sich hier anhäufen und in Gewitter ausbrechen müssen. Doch diese Vermuthung nur beiläufig.

Die Fische im See **Huron** sind fast die nemlichen, wie im Obersee: aber das Land umher ist fruchtbarer, als um jenen. Daß übrigens derselbe auch mit dem See **Erie**, so wie mit dem Obersee, zusammenhänge, ist schon oben erinnert worden.

Von dem Wasserfalle St. Maria gieng ich nun gemächlich nach **Mischillimackinac** zurük, und kam daselbst im Anfange des Novembers 1767 wohlbehalten wieder an; nachdem ich auf meiner, von da aus angestellten Reise, die sich beinahe auf viertausend englische Meilen erstrekte, vierzehn Monate zugebracht hatte. Der einfallende Winter nöthigte mich, hier bis zum nächsten Frühjahr still zu liegen.

Ich nüzte indeß diese Zeit zu Besuchen bei zwölf verschiedenen indianischen Völkerschaften, die gegen Westen

Westen und Norden von Mischillimackinac wohnen, und fand überall eine gute Aufnahme. Auch zu Mischillimackinac selbst hatte ich eine umgängliche Gesellschaft, und ich brachte daher diesen Monat ganz angenehm und ohne Langeweile zu.

Den meisten Zeitverteib verschafte mir der Forellenfang. Es wurden zu diesem Behufe Löcher ins Eis gehauen. Durch diese ließen wir zwei und zwanzig Ellen lange und starke Linien hinab, an denen drei bis vier Angel mit kleinen Fischen befestiget waren. Und auf diese Weise fiengen wir oft zwei Forellen zugleich, deren jeder zehn, zwanzig bis vierzig Pfund wog. Ihr Geschmak ist vortreflich. Man pflegt sie, so lange der Winter währt, in der Luft zu troknen. Da frieren sie denn in einer einzigen Nacht so hart, daß sie sich völlig eben so gut halten, als wenn sie eingesalzen wären.

7.

Reise von Mischillimackinac nach Detroit. Etwas von der Geschichte dieser Stadt. Reise über die Seen Erie und Ontario nach Boston.

Als der Winter vorüber war, schifte ich mich wieder ein und fuhr über den See Huron bis nach dem südlichen Winkel desselben hin, allwo er einen Strom in einen kleinern See, St. Clara genannt, ergießt. Aus diesem leztern fließt ein Fluß, welcher

Detroit heißt, in den See Erie, so daß dieser dadurch mit dem See Huron zusammenhängt.

An dem Ufer des Flusses Detroit liegt eine Stadt gleiches Namens, welche damals noch den Engländern gehörte, jezt aber auch den nordamerikanischen Freistaaten abgetreten worden ist. Diese war mein nächstes Ziel; und ich langte daselbst glüklich an.

Die Stadt Detroit enthält nicht viel über hundert Häuser; und ihre Einwohner sind größtentheils Franzosen, weil sie, wie auch schon ihr Name besagt, ursprünglich ein französischer Pflanzort war. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig, und an der Südseite liegt eine Reihe von schönen und bequemen Baracken; *) nebst einem geräumigen Waffenplatze. Die Befestigung des Orts besteht blos in Pallisaden und etlichen Bollwerken, auf welchen einige kleine Kanonen stehn. Die Besatzung, welche aus zweihundert Mann bestand, wurde von einem Staabsofficier befehliget, welcher zugleich der Statthalter dieses Orts und der ganzen Gegend war.

Man erzählte mir hier eine merkwürdige Naturbegebenheit, die sich sechs Jahre vor meiner Ankunft an diesem Orte zugetragen haben soll. Es regnete nemlich, sowohl in der Stadt, als auch in der umliegenden Gegend, ein schwefelichtes Wasser herab welches so schwarz und dik wie Dinte war. Man sammelte

*) Kleine Häuser an den Wällen zur Wohnung für gemeine Soldaten.

sammelte etwas davon ein, und als man damit zu schreiben versuchte, so fand man, daß es völlig die Dienste der Dinte leistete. Bald nachher brach der siebenjährige Krieg aus, der, wie bekannt, nicht blos in Europa, sondern auch in andern Welttheilen, vornehmlich in Amerika geführt wurde; und es fehlte, wie gewönlich, nicht an scharfsichtigen Leuten, welche zwischen diesen beiden Begebenheiten einen genauen Zusammenhang wahrzunehmen glaubten, und welche behaupteten, daß die erste eine **Vorbedeutung** von der andern gewesen sey *).

*) Der gute Hr. Carver scheint selbst nicht ganz abgeneigt gewesen zu seyn, diesen hellsehenden Leuten beizupflichten. Denn er sezt in der Urschrift, von welcher die gegenwärtige Erzählung, die Einkleidung abgerechnet, ein Auszug ist, ausdrüklich hinzu: „er wolle zwar eben nicht behaupten, daß dieser Zufall wirklich eine Vorbedeutung gewesen sey, indeß habe man doch fast aus jedem Zeitalter glaubwürdige Schriftsteller, die ähnliche Beispiele von aufferordentlichen Erscheinungen vor aufferordentlichen Begebenheiten anführten.“ Solche Schriftsteller hat man nun freilich wohl; aber auch glaubwürdige? Glaubwürdige in diesem Stük? Oder findet Glaubwürdigkeit überhaupt noch statt, sobald nicht mehr von Begebenheiten, sondern von Meinungen die Rede ist? Die Begebenheit, daß schwarzer Regen gefallen und daß nicht lange nachher Krieg entstanden sey, kann man auf das Wort eines glaubwürdigen Mannes für wahr annehmen; aber die Meinung, daß jener eine Vorbedeutung von diesem gewesen sey, darf man, ohne der Glaubwürdigkeit des Mannes zu nahe zu treten, dreist in Zweifel ziehn.

Der Herausgeber.

Denn, dachten diese erleuchteten Seelen, die eine gieng ja vorher, und die andere folgte: also mußte jene eine Vorbedeutung von dieser seyn! Ferner war der Regen schwarz, und der Pulverdampf des Kriegs ist ja auch schwarz: also mußte jener eine Vorbedeutung von diesem seyn! Endlich ist ja auch die schwarze Farbe, die der Regen hatte, die Farbe der Trauer, und der Krieg ist bekanntlich Schuld, daß viele Menschen trauren müssen: also mußte jene eine Vorbedeutung von diesem seyn! Meine jungen Leser werden die Bündigkeit dieser Schlüsse wohl ohne Fingerzeig von selbst bemerken.

Ungläubige Herzen können hier freilich die Frage aufwerfen: wozu dieses schwarze Wunder den eigentlich habe dienen sollen? Etwa dazu, den Krieg, bevor er ausgebrochen war, abzuwenden? Aber das stand ja nicht bei den Einwohnern des kleinen Städtchens Detroit, als welche nicht befragt wurden, ob sie Krieg oder Frieden haben wollten. Oder etwa dazu, diese guten Leute zu benachrichtigen, daß sie sich und ihre Habseligkeiten in Sicherheit brächten? Aber sie konnten ja nicht eben wissen, daß der schwarze Regen Krieg bedeute, bis der Krieg erst wirklich ausgebrochen war; und als das Kriegesfeuer wirklich brannte, da bedurfte es keiner Vorbedeutung mehr, die ihnen kund that, daß es brennen würde. — Das scheint nun freilich ein ganz treffender Einwurf gegen den Zwek und den Nutzen dieses neuen Wunders und also auch gegen die Aechtheit desselben zu seyn, weil es sich doch unmöglich denken läßt, daß der weise Gott irgend

ein

ein Wunder, es sey klein oder groß, ohne irgend eine begreifliche Absicht geschehen lasse: aber glaubwillige Seelen stoßen sich an dergleichen Schwierigkeiten nicht, weil sie ein vor allemal der festen Meinung sind, daß in Dingen, welche man mit oder ohne Grund auf irgend eine Weise zur Religion rechnet, die Vernunft ganz und gar nicht mitzureden habe, und daß das Verdienst des Glaubens um so viel größer sey, je unglaublicher und vernunftwidriger die geglaubte Sache wäre. Ob diese Meinung selbst vernünftig oder unvernünftig, für das Wohl der Menschheit nützlich oder schädlich sey, das überlasse ich der eigenen Beurtheilung meiner jungen Leser; und fahre in meiner Erzählung fort.

In dem Laufe des siebenjährigen Krieges suchte der unternehmende indianische Anführer **Pontiak**, dessen ich schon oben erwähnt habe, den Engländern auch die Stadt **Detroit** zu entreissen. Es lagen damals ohngefähr dreihundert Mann in der Stadt, und ein tapfrer Offizier, Major **Gladwyn**, war Commendant. Diesen mit offenbarer Gewalt anzugreifen, hielt Pontiak für bedenklich. Er beschloß daher auch hier, wie bei der Ueberrumpelung von Mischillimackinac, sich lieber einer List zu bedienen.

Der Krieg schien damals eben sein Ende erreicht zu haben, und die Indianer standen schon seit einigen Zeit mit den Engländern wieder auf einem recht guten Fuß. Pontiak konnte daher hoffen, daß sein Anschlag, weil man sich jezt nichts Böses mehr von ihm versahe, gelingen würde.

In dieser Hoffnung näherte er sich mit denjenigen Indianern, deren Anführer er war, der Stadt; schlug in einer kleinen Entfernung von derselben sein Lager auf, und ließ dem Commendanten sagen: daß er gekommen wäre, um Handel zu treiben; und da er wünsche, daß die Kette des Friedens zwischen den Engländern und seiner Nation recht glänzend werden möge, so bäte er den Commendanten, mit ihm und den übrigen Häuptern seiner Nation eine Rathsversammlung anzustellen. Major **Gladmyn**, welcher nicht den geringsten Argwohn in die Aufrichtigkeit des Indianers setzte, nahm seinen Antrag an, und bestimmte den folgenden Morgen zur Haltung der Rathsversammlung.

Noch den nemlichen Abend brachte eine Indianerin, die für den Major **Gladmyn** ein Paar indianische Schuh aus einer vorzüglich guten Elendshaut gemacht hatte, sie nach seinem Hause. Er probierte sie an, sie gefielen ihm, und er befahl der Frau, ihm aus dem Reste der Haut noch ein zweites Paar zu machen. Er bezahlte ihr hierauf das erste Paar, und ließ sie gehn.

Die Frau gieng bis an die Hausthür, aber da blieb sie stehn, als wenn sie noch nicht alles ausgerichtet hätte, was sie ausrichten wollte. Ein Bedienter, der sie stehen sah, fragte: warum sie noch da wäre? Allein sie ließ seine Frage unbeantwortet. Nach einer Weile fiel sie dem Major selbst in die Augen; er fragte den Bedienten, was die Frau noch wollte? und da dieser es ihm nicht sagen konnte, so ließ er sie selbst wieder vor sich kommen.

„Warum

„Warum seyd ihr noch nicht gegangen, gute Frau?“ fragte er sie, da sie wieder vor ihm stand. „Wißt ihr nicht, daß das Thor jezt gleich geschlossen wird, und daß ihr werdet in der Stadt bleiben müssen, wenn ihr nicht bald macht, daß ihr hinaus kommt?“

„Ich weiß, antwortete sie mit vieler Verwirrung. Aber ich möchte das Uebrige der Haut nicht gern mitnehmen, da Sie einen so großen Werth darauf zu setzen scheinen, und da sie immer so gütig gegen mich gewesen sind.“

Major. Und warum wollt ihr sie denn nicht gern mitnehmen?

Frau. Weil ich sie nie zurükbringen könnte.

Major. Sonderbar! Und warum denn nicht?

Frau. Ach, lieber Herr ——

Major. Nun, nur heraus damit!

Frau. (immer verwirrter) Ach! ——

Major. Hört, Frau! ihr könnt mir alles sagen, es sey was es wolle; es soll euch nicht zum Schaden gereichen.

Nach einigen andern abgebrochnen Antworten, welche den Major nur immer neugieriger machten, bequemte sich endlich die Frau ihm folgende wichtige Eröffnung zu thun.

„Pontiak und die übrigen Oberhäupter hätten beschlossen, ihn, die Besatzung und die sämtlichen Ein-

Einwohner zu ermorden, und sodann die Stadt zu plündern. Alle Oberhäupter, welche Morgen im Rath erscheinen würden, hätten deswegen ihre Flinten kürzer gemacht, um sie unter ihren Decken verbergen zu können. Die Ueberlieferung eines Gehänges, welches der Anführer ihm auf eine besondere Weise überrtichen würde, sey das verabredete Signal, wobei jeder seine verstekte Flinte hervor ziehn und auf ihn und sein Gefolge Feuer geben würde. Dann wollten sie alsobald sich in die Straßen stürzen, wo unterdeß eine große Anzahl ihrer Krieger, auf gleiche Weise bewafnet und unter dem Vorwande zu handeln, zu ihrer Unterstützung sich eingefunden haben würde. Auf diese Art würde man sich denn der ganzen Stadt bemächtigen.„

Der Major erforschte hierauf noch alle Nebenumstände der Verschwörung; und entließ dann die belohnte Frau, mit dem Gebote, sich gegen keinen etwas merken zu lassen. Er theilte hierauf demjenigen Offizier, der zunächst das Commando unter ihm hatte, die Entdeckung mit; allein dieser war der Meinung, daß die ganze Sache wohl nur eine Erdichtung sey, die das Weib deswegen ausgeheckt habe, um eine Belohnung dafür zu erhalten, und rieth ihm, nicht darauf zu achten. Der Major hingegen hielt es der Klugheit gemäß, auf allen Fall doch solche Maaßregeln zu nehmen, als wenn man mit Gewißheit wüßte, daß die Sache gegründet wäre.

Dem zufolge machte er die Nacht über selbst die Runde im Fort, und sahe dahin, daß jede Schildwache

wache ihre Schuldigkeit that, und daß alle Waffen in gehöriger Ordnung waren. Beim Herumgehn hörte er, daß die Indianer in ihrem Lager in vollem Schmause begriffen waren; vermuthlich, weil sie ihrer Sache sehr gewiß zu seyn glaubten und sich schon zum voraus über den glüklichen Ausgang freuten. Mit Anbruch des Tages ließ er die Besatzung ins Gewehr treten, machte einigen Officierin die Ursachen seines Verdachts bekannt und gab ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Er ließ zugleich allen in der Stadt wohnenden Kaufleuten sagen, daß sie ihre Waffen in Bereitschaft halten möchten: weil heute eine Menge Indianer in die Stadt kommen würden, die vielleicht auf den Einfall gerathen könnten, plündern zu wollen.

Gegen zehn Uhr Vormittags kam Pontiak mit seinem Gefolge an, und wurde in das Rathszimmer geführt. Hier fand er den Commendanten und die übrigen Officiere, mit Pistolen in den Gürteln, die seiner warteten. Schon unterwegens hatte er mit Befremdung wahrgenommen, daß mehr Truppen, als gewöhnlich, auf dem Waffenplatze waren; und er fragte daher, sobald man sich gesezt hatte, den Commiendanten: warum seine jungen Leute (so nennen die Indianer ihre Krieger) alle auf der Straße paradierten? Er erhielt zur Antwort: es geschähe dies blos, um sie ihre Kriegsübungen vornehmen zu lassen.

Der große Krieger — so nennen nemlich die Indianer ihren ersten Kriegsanführer — sieng hierauf

auf eine Rede an, worinn die stärksten Versicherungen von Freundschaft und Zuneigung gegen die Engländer enthalten waren. Jetzt kam es zu der Ueberlieferung des Gürtels; aber in dem nemlichen Augenblicke zogen der Major und seine Officiere ihre Degen bis zur Hälfte aus der Scheide, und die vor der Thür paradierenden Soldaten machten ein Geraſſel mit ihren Waffen. Pontiak, dieser sonst so kühne und verwegene Wagehals, ward todtenblaß und fieng an zu zittern; und, anstatt den Gürtel auf die verabredete Art zu übergeben, reichte er ihn dem Commendanten auf die gewöhnliche Weise hin. Die übrigen Häupter standen betroffen, sahen einander voll Erstaunen an, und verhielten sich ruhig.

Major Gladwyn ergrieff hierauf das Wort, und sagte dem großen Krieger ins Angesicht, daß er ein Verräther wäre. Die Engländer wüßten alles, und wären von seinen treulosen und schändlichen Absichten überzeugt. Zum Beweise riß er demjenigen Indianer, der ihm der Nächste war, die Decke auf, so daß man das darunter verborgene Gewehr sehen konnte. Die Verwirrung der Indianer stieg hierbei aufs höchste.

Dennoch machte Pontiak einen Versuch, sein verdächtiges Betragen zu entschuldigen und sich weiß zu brennen: allein der Commendant wollte ihn weiter nicht anhören. Er deutete ihnen blos an, daß sein einmal gegebenes Wort, die Sicherheit ihrer Personen betreffend, ihm auch jezt noch heilig wäre; so sehr sie auch, als treulose Verräther, gestraft

zu

zu werden verdienten. Allein er rieth ihnen, sich so geschwind als möglich, aus dem Staube zu machen, damit seine jungen Leute, wenn sie ihr schändliches Vorhaben erführen, sie nicht in Stücken hieben.

Sie verließen hierauf das Fort in größter Eile; allein, anstatt die ihnen erwiesene Großmuth mit Dank und mit Reue über ihre eigene Treulosigkeit zu erkennen, nahmen sie vielmehr jezt die Maske ab, und fiengen einen offenbaren Krieg mit den Engländern an. Sie schlossen nemlich die Stadt ein und hielten sie über ein Jahr lang belagert.

Während dieser Belagerung fielen verschiedene Auftritte vor, wobei die Engländer einen Muth bewiesen, die jenen außerordentlichen Beispielen von großmüthiger Selbstaufopfernug, die in der griechischen und römischen Geschichte unser Erstaunen erregen, völlig gleich zu schätzen sind. Es wurde z. B. den Belagerten von Mischillimackinac aus ein Schooner *) mit einer Verstärkung an Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath zugeschikt. Das Schiff näherte sich schon der Stadt; allein hier umringten es die Indianer in ihren Kanoen, tödteten viele von seiner Mannschaft, und fiengen endlich, da auch der Kapitain gefallen war, an, das Schiff auf allen Seiten zu erklettern. Hier befahl der Lieutenant Jacobs, da er kein anderes Mittel, dem Feinde zu entkom-

*) Ein von den Engländern so genanntes plattgebautes Fahrzeug, welches nicht so tief im Wasser geht, als andere Seeschiffe, welche unten spiz zulaufen.

entkommen, weiter vor sich sahe, dem Konstabel, die Pulverkammer anzustecken und das Schiff mit allen, die darauf waren, in die Luft zu sprengen. Dieser Befehl sollte eben vollzogen werden, als ein Indianer, welcher Englisch verstand, seine Landsleute davon benachrichtigte? worauf diese, um nicht mit in die Luft zu fliegen, das Schiff augenblicklich verließen und so weit davon zu kommen suchten, als es ihnen möglich war. Der brave Lieutenant Jacobs machte sich diesen Augenblik zu Nutze, und kam glüklich an die Stadt.

Da diese Verstärkung den Indianern die Hoffnung, sich der Stadt bemächtigen zu können, benommen hatte: so machten sie endlich Frieden. Um die Freundschaft des vielvermögenden Pontiaks zu gewinnen, verwilligte die englische Regierung ihm eine ansehnliche Pension. Er schien hierauf allen Widerwillen gegen die Engländer abgelegt zu haben; allein im Grunde des Herzens war und blieb er ein abgesagter Feind derselben. Endlich stieß ihm, da er abermals darauf ausgieng, einige Stämme seiner Landsleute gegen die Engländer aufzuwiegeln, ein treugesinnter Indianer, der ihn begleitete, sein Messer durchs Herz, so daß er auf der Stelle todt zur Erde stürzte. Ob der Indianer dies aus eigenem Antriebe, oder auf Veranlaßung eines englischen Befehlshabers that, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich kehre nun wieder zu meiner eigentlichen Reisebeschreibung zurük.

Von

Von Detroit schifte ich über den See **Erie** hin, welcher durch die Straße Detroit mit obenbeschriebenen Seen zusammenhängt und sein Gewässer aus denselben empfängt. Auch dieser Landsee hat einen beträchlichen Umfang. Er ist nemlich ohngefähr dreihundert englische Meilen lang und vierzig breit. An seinem westlichen Ende liegen verschiedenen Insel, auf welchen eine so erstaunliche Menge von Klapperschlangen lebt, als man wohl an keinem andern Orte findet. Der See rings umher wimmelt von Wasserschlangen, die auf den Seerosenblättern, womit die Oberfläche des Wassers hier ganz bedekt ist, liegen und sich sonnen.

Die merkwürdigste Art von den Schlangen dieses Sees ist die zischende. Diese ist gefleckt und ohngefähr anderthalb Fuß lang. So oft sich dieser etwas nähert, so macht sie sich ganz platt, und die Flecken ihrer Haut werden durch ihre Wuth sichtbarlich glänzender. Aus ihrem Rachen fährt zugleich mit großer Stärke ein zischender Wind, der sehr übel riechen und, wenn ihn jemand einathmet, ohnfehlbar die Auszehrung und in wenigen Monaten den Tod verursachen soll.

Aus dem See Erie läuft das Wasser durch den Fluß **Niagara** in den See **Ontario**, und in diesem Flusse befindet sich der merkwürdige Wasserfall, den man unter allen Werken der Natur dieser Art für das wundervollste hält. „Gleich einem ungeheuern Gießbache stürzt hier der Strom von einer senkrechten Höhe, die wohl hundert und vierzig bis fünfzig

Fuß beträgt, und über eine Viertelmeile in der Breite ausmacht, schäumend in den Abgrund hinab. Der Nebel, den das herabstürzende Wasser verursacht, ist wohl auf fünf Meilen weit zu sehen, und bildet, wenn die Sonne darauf scheint, den schönsten Regenbogen. Unter diesem Wasserfalle giebt es ganz entsetzliche Wirbel. Alle Schiffe müssen wenigstens sechs Meilen weit davon entfernt bleiben, wenn sie nicht in unvermeidliche Gefahr gerathen wollen.“*)

Man kann das Geräusch dieses Wasserfalls in einer erstaunlichen Entfernung hören. Ich selbst hörte es an einem hellen Morgen deutlich in einer Entfernung von zwanzig englischen Meilen. Man behauptet, daß es zu besondern Zeiten und bei gutem Winde gar bis auf fünf und vierzig englische, also ohngefähr auf neun deutsche Meilen hörbar sey.

Der See **Ontario** ist unter den fünf großen Landseen in Kanada der kleinste. Sein ganzer Umkreis beträgt gleichwol gegen sechshundert englische Meilen. Er ergießt das aus den obigen Seen empfangene Gewässer in einen großen Strom, der es endlich, unter dem Namen des **St. Laurenzflusses**, in das atlantische Weltmeer führt. Ich verfolgte indeß den Lauf dieses Stromes nicht: sondern reisete von dem See **Ontario** aus gegen Osten nach **Boston**; allwo ich im October 1768 glücklich wieder ankam, nachdem ich zwei Jahr und fünf Monate davon abwesend gewesen war, und in dieser Zeit sieben tausend englische, also 1400 deutsche Meilen durchreiset hatte.

Jetzt

*) Aus Büffons allgem. Naturgeschichte. S. 11 Th. Seite 176. Berlin 1771.

Jetzt will ich alles, was ich von den Eigenthümlichkeiten der nordamerikanischen Indianer, in Ansehung ihrer Sitten, Religion und ganzen Lebensart zu beobachten Gelegenheit hatte, zusammenfassen und in besondern Abschnitten beschreiben.

8.

Beschreibung der Indianer, nach ihrer äusserlichen Gestalt, Kleidungen und Puz. Auch von ihren Wohnungen und Hausrath.

Die meisten unter ihnen sind schlank, groß und gut gewachsen. Ohngeachtet sie von keinen Windeln und von keinen Schnürbrüsten wissen, so trift man doch selten Verwachsene unter ihnen an; vielleicht grade deswegen, weil sie keine Windeln und keine Schnürbrüste kennen.

Ihre Haut hat eine röthliche Kupferfarbe. Ihre Augen sind groß und schwarz, und ihr Haar hat dieselbe Farbe, doch ist es nur selten kraus. Sie haben gute Zähne, und ihr Athem ist so rein, als die Luft, die sie einathmen; beides eine Folge ihrer natürlichen und simpeln Lebensart!

Bei den Frauensleuten, die nicht völlig so groß zu werden pflegen, als die europäischen, stehen die Wangenknochen etwas stärker, als bei den Männern hervor. Man trift übrigens häufig gute Ge-

sichter und einen hübschen Wuchs bei ihnen an, ohngeachtet sie leichter fett werden, als das andere Geschlecht.

Viele Schriftsteller behaupten, daß die Indianer blos Haare auf dem Kopfe haben, aber keinen Bart bekommen. Allein dies ist ein Irrthum, von dessen Ungrund ich mich völlig zu überzeugen Gelegenheit hatte. Die Veranlassung zu dieser irrigen Meinung war, daß die Männer, welche den Bart für etwas Verunstaltendes halten, sich viel Mühe geben, ihn mit den Wurzeln auszureissen, um gänzlich davon befreit zu werden. Nur die Alten, welche sich um ihren Puz eben nicht mehr zu bekümmern pflegen, lassen das Barthaar wachsen.

Die Mannspersonen geben bei allen indianischen Völkerschaften fast auf eine und eben dieselbe Weise gekleidet. Eine Ausnahme davon machen diejenigen, welche mit den Europäern Handel treiben und an diese ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemde und andere Zeuge vertauschen, deren sie sich sowol zur nothwendigen Kleidung, als auch zum Puz bedienen. Diese binden ohngefähr dreiviertel Ellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes; und wenn sie dabei ein Hemde tragen, so binden sie es, weder um das Handgelenke noch um den Hals zu, weil ihnen dies eine unerträgliche Einschränkung seyn würde. Und darinn handeln sie ohnstreitig vernünftiger als wir andern vernünftigen Leute in Europa, die wir den Umlauf des Geblüts grade da, wo die meisten Blutgefäße zusammenkommen

und

und zum Theil am flachsten liegen, nemlich am Handgelenke und im Halse, durch festes zubinden oder zuknöpfen am meisten zu erschweren pflegen. Ich kann hierbei nicht umhin, meinen jungen Lesern zu rathen, diesen bösen Gebrauch ja nicht mitzumachen, sondern dafür zu sorgen, daß ihre Halsbinde, wenn sie unnöthiger Weise eine tragen müssen und ihr Hemdqueder nie fest anschließe.

Ihre Decke werfen sie los über die Schultern, und halten die obere Seite davon bei beiden Zipfeln. Dies muß etwas sehr unbequemes seyn, weil sie nun, so oft sie die Decke tragen, die eine Hand zu gar nichts anderem brauchen können. Dennoch tragen sie in der einen Hand gewöhnlich ein Messer, und eine Pfeife nebst einem Tabaksbeutel in der andern. So spatzieren sie in ihren Dörfern und Lagern einher. Beim Tanze hingegen legen sie die Decke ab.

Die Begierde, die Natur zu verschönern, bringt die Menschen unter allen Himmelsstrichen zu sonderbaren Ungereimtheiten, wie bei uns, so bei andern Nationen, so auch bei diesen Indianern. Da ihnen die Natur gutes und starkes Haupthaar gegeben hat, so halten sie es für hübscher, wenig oder gar keins zu haben. Daher reissen diejenigen unter ihnen, welche galant und modisch seyn wollen, sich alles Haar aus dem Kopfe, einen kleinen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der ohngefähr eine Stelle, wie ein Gulden groß, bedekt, und den sie ziemlich lang auswachsen lassen. Die

albernen Thoren! Hätte die Natur ihnen den Schmuk und die natürliche Bedeckung des Hauptes, das Haar, versagt: so würden wir vielleicht sehen, daß sie sich ein künstliches Haupthaar ansezten. Jezt da die Natur sie damit versehn hat, halten sie es für eine verunstaltende Bürde, und reissen es aus. Wann werden die Menschen doch einmal aufhören, sich einzubilden, daß sie sich auf die Schönheiten wie auf das Absichtvolle der Körperbildung besser, als ihr Schöpfer, verstehn!

An dem jezterwähnten Zopf der kahlen Glatze hängen sie, um das Werk der Selbstverschönerung zu vollenden, Federn von verschiedener Farbe, und kleine Stäbe von Elfenbein und Silber. Durch diese Art, das Haar zu schmücken, unterscheiden sich verschiedene Nationen von einander.

Dies ist indeß bei weitem nicht die einzige Art des Putzes, worauf die indianischen Herrn sich etwas zu Gute thun. Sie bemahlen sich auch das Angesicht, theils roth, theils schwarz, und sind eben so fest überzeugt, daß ihnen dies schön stehe, als unsere Damen es von ihrer dikaufgelegten Schminke sind, ohngeachtet jene dadurch ein buntscheckigtes, diese ein Maskengesicht bekommen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so bemahlen sie sich auf eine ganz eigene Art die ihnen ein grünliches Ansehn giebt.

Auch die Ohren sind ihnen, wie unsern Damen, so wie Gott sie geschaffen hat, lange nicht gut ge-

nug.

nug. Sie lösen daher, wenn sie recht schön seyn wollen, den äussern Rand des ganzen Ohrs durch einen Schnitt von dem Ohre ab, doch, so, daß dieser abgelößte Knörpel oben und unten am Ohre fest bleibt. Dann umwickeln sie denselben mit Messingdrath und hängen so viel daran, daß er sich in einen langen Bogen ausdehnt, der fünf bis sechs Zoll im Durchmesser hat, und ihnen bis auf die Schultern hängt. Diese Zierde wird für ungemein hübsch und anständig gehalten.

Nun kommt die Reihe an die Nase. Auch diese hat ihnen die Natur viel zu einfach und ungeschikt gemacht; und diesem Fehler wissen sie dadurch abzuhelfen, daß sie dieselbe durchbohren und dann allerhand Gehänge darinn tragen. Mitten im Lande bemerkte ich häufig, daß diese Gehänge aus Seemuscheln bestanden, weil diese in solchen, vom Meere weit entfernten Gegenden, für eine kostbare Seltenheit gehalten werden. Woher sie dieselben hier bekommen, habe ich nicht erfahren können; vermuthlich durch den Handel mit solchen Nationen die der Küste näher wohnen.

Das obengenannte Leibtuch hängt ihnen bis an die Mitte der Schenkel. Von da bis an die Waden sind sie ohne Bedeckung. Für die Beine hingegen machen sie eine Art von Strümpfen aus Fellen oder Tuch. Diese werden so enge genäht, daß sie sich nur eben an und ausziehen lassen. An der Nath ragt ein Stük des Zeuges oder Felles, woraus die Strümpfe gemacht sind, der Länge nach ohngefähr

eine Handbreit hervor; und dieser Rand, der an der Aussenseite des Beins sich befindet, wird bei denjenigen Indianern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, und wenn die Strümpfe von Leder sind, mit Stickereien und buntgefärbten Stacheln vom Stachelschwein, ausgeziert. Auch diejenigen Europäer, die mit den Indianern in solchen Gegenden, wo viel Schnee liegt, auf die Jagd gehen, bedienen sich dieser Strümfe, und finden sie bequemer, als andere.

Ihre Schuhe machen sie aus Fellen von Rehen, Elendsthieren oder Büffeln. Einige bereiten diese Häute erst auf europäische Weise zu, andere lassen das Haar darauf sitzen. Uebrigens sind diese Schuhe leicht und sehr bequem. Der Rand um die Knöchel ist mit Stücken von Messing oder Zinn verziert, die an ledernen Schnüren hängen, und die, wenn sie dicht an einander sitzen, beim Gehen oder Tanzen ein kleines Geräusch machen, welches man nicht ungern hört.

So viel von der Kleidung und dem Puz der indianischen Herrn; jezt will ich den Anzug ihrer Damen beschreiben.

Diese sind mit einer Art von Bedeckung angethan, die vom Halse anfängt und bis auf die Knie hinunter reicht. Bei denjenigen Stämmen, die mit Europäern handeln, tragen sie auch eine Art von leinenen Hemden, die etwas länger, als der jezt beschriebene Anzug sind. Diejenigen hingegen, welche noch ganz ihre Nationaltracht beibehalten haben, machen

machen sich eine Art von ledernem Hemde, das blos den Leib, aber nicht die Arme bedekt. Ausserdem tragen sie Röcke von Leder oder Tuch, die von den Hüften bis an die Knie reichen. Ihre Füße sind mit eben solchen Strümpfen und Schuhen bekleidet wie die der Mannspersonen. Ihr Kopfputz richtet sich nach der unterscheidenden Gewohnheit ihres Stammes, welche unverändert die nemliche bleibt, die schon bei ihren Vorfahren seit undenklichen Zeiten herrscht.

Auf der Ostseite des Missisippistroms ist der Kopfputz der Indianerinnen von Stande eine Sache, die ziemlich viel Aufwand erfordert. Hier wird nemlich das Haar bis auf den Rüken hinab zwischen Platten von Silber gebunden. Diese Platten sind zwar dünn, aber ohngefähr vier Zoll breit; die eine berührt die andere; und so laufen sie, so lang das Haar ist, vom Scheitel an bis auf den Rücken hinab. Da das Haar der Indianer gewöhnlich sehr lang ist, so wird diese Mode dadurch ungemein kostbar.

Auf der Westseite des Missisippi herrscht eine andere Mode. Daselbst theilen die Frauensleute ihr Haar auf der Mitte des Kopfes in zwei Zöpfe, welche seitwärts über die Ohren hinabhängen. Jeder dieser Zöpfe ist wie ein Arm dik, aber nur etwa drei Zoll lang, so daß sie nur bis an das Ohrläppchen reichen. Ich vermuthe nicht, daß unsere europäischen Damen, vor der Hand wenigstens, diesen Kopfputz nachahmungswürdig finden werden.

In Ansehung der Schminke unterscheiden sich die indianischen Frauenspersonen von den unsrigen durch die Stelle, wo sie dieselbe anbringen. Sie bemahlen nemlich einen Flek, ohngefähr von der Größe eines Thalers, aber nicht auf den Wangen, sondern unter den Ohren am Halse; zuweilen auch eine Stelle an der Stirn. Dem Haare wissen einige auch eine andere Farbe zu geben, als diejenige, welche die Natur ihm beigelegt hat.

Ueberhaupt ist der Puz bei diesen Leuten wohl eine eben so wichtige Angelegenheit, als bei uns. Sie wenden daher weit mehr Aufmerksamkeit und Fleiß darauf, als auf die Bequemlichkeit in ihren Hütten oder Zelten, die sie auf folgende sehr einfache und leichte Art anlegen.

Sie stecken Pfähle oder Stangen in die Erde, die sie an den Spitzen mit Bast an einander binden. Ueber diese legen sie ein Dach von zusammengenähten Reh- und Elendshäuten. Diejenige Oeffnung, welche ihnen zur Thür dienen soll, erhält ein besonderes Fell zur Bedeckung, so daß man sie auf- und zumachen kann. Da ihre Zelte ziemlich geräumig sind, so wird hierzu eine große Menge von Fellen erfordert. Das Zelt des Hauptkriegers der Nadowessier, hatte wenigstens vierzig Fuß im Umkreise, und war ziemlich bequem.

Wenn sie übrigens ihr Lager aufschlagen, so geschieht es ohne die geringste Ordnung. Jeder pflanzt sein Zelt auf diejenige Stelle hin, die ihm die bequemste zu seyn scheint.

Feste und bleibende Wohnplätze haben nur wenige unter ihnen. Sie legen daher auch ihre Hütten auf eine sehr einfache und leichte Weise an, so daß es ihnen wenig Mühe macht, sie bald auf bald wieder abzuschlagen. Die Art, wie sie dieselben errichten, ist folgende.

Sie stecken abermals dünne Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen und einen halbkreisförmigen Bogen machen. Dann binden sie dieselben an einander fest. Hierauf bedecken sie diese Stangen mit Matten aus Schilf geflochten oder mit Birkenrinde. Von beiden führen sie daher in ihren Kanoen immer einen hinreichenden Vorrath mit sich.

An Schornsteine und Fenster wird bei diesen Hütten nicht gedacht. Man läßt blos oben im Dache eine kleine Oeffnung für den Rauch. Sobald es aber regnet oder schneiet, muß diese zugestopft werden: und dann wehe dem, der in einer solchen Hütte aushalten muß, ohne den Rauch, wie sie, ertragen zu können!

Ihr Lager besteht aus Fellen, vornehmlich aus Bärenhäuten, welche Reihenweise auf dem Boden ausgebreitet werden. Ist der Fußboden nicht geräumig genug, um die ganze Familie aufzunehmen: so wird ein vier bis fünf Fuß hohes Gerüst errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Wie diese Hütten, so der Hausrath. Auch dieser ist nemlich äusserst einfach und größtentheils schlecht gearbeitet, weil es ihnen durchaus an schiklichen

Werk-

Werkzeugen fehlte. Sie verfertigen daher nur das, was ihnen unentbehrlich ist, und verschmähen alles Ueberflüßige.

So machen sie z. B. aus der obenbeschriebenen schwarzen Thon- und Steinart Töpfe, die, wenn sie erst abgehärtet sind, dem Feuer und dem Eisen trotzen. Um einen Braten zu machen, stecken sie das Fleisch oder das ganze Thier, z. B. einen Biber an einen hölzernen Bratspieß, und legen die Enden auf gabelförmige Stangen worauf sie sich umdrehen lassen; eine Methode, die unsre europäischen Soldaten im Felde gleichfalls anzuwenden pflegen. Ist der Braten nur klein, so hängen sie den Spieß in einer senkrechten Richtung vor dem Feuer auf, und verändern von Zeit zu Zeit die Lage desselben, damit jeder Theil des Fleisches von der Hitze gleich viel bekomme.

Ihre Schüsseln und Schalen machen sie aus den ästigen Auswüchsen des Ahornbaums und anderer Holzarten. Ihre Löffel sind noch am besten gearbeitet. Diese verfertigen sie aus einer Holzart, die in Amerika Löffelholz genannt wird und die dem Buchsbaumholze gleicht.

Messer und Feuerstahl sind ihnen unter allen Werkzeugen die unentbehrlichsten; die leztern besonders deswegen, weil sie starke Raucher sind, und daher stündlich Feuer brauchen. Diejenigen Indianer, welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit europäischen Handelsleuten haben, kaufen diese beiden, ihnen so nothwendigen Bedürfnisse von ihren Nachbaren; und das Geld, welches sie dafür geben, besteht

besteht gewöhnlich in — Sklaven, d. i. in gefangenen Feinden denen sie das Leben geschenkt haben. Hier wird also ein Mensch — das Edelste und Schätzbarste von allen Werken Gottes hienieden — oft für eine Sache hingegeben, die man bei uns um einige Groschen kauft. Das beweißt denn wohl zur Genüge, daß diese Indianer noch keine ausgebildete Menschen, sondern nur Barbaren sind, die von dem hohen Werthe der Menschheit noch gar keine Begriffe haben. Wohl uns, daß wir hierinn weiter sind!

9

Von den Sitten und Gemüthseigenschaften der Indianer.

Hier fange ich damit an, meine jungen Lesern einen Hauptzug in dem Charakter dieser Leute bekannt zu machen, der ihnen zur Ehre gereicht und nachgeahmt zu werden verdient. Dies ist ihre musterhafte **Vorsichtigkeit** und **Bedächtigkeit im Reden und im Handel.**

Sie überlegen, bevor sie den Mund aufthun, jedes Wort, das sie aussprechen wollen, und bedenken, bevor sie handeln, das, was sie thun wollen, sehr genau und sorgfältig. Nichts, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, ist leicht vermögend, sie in Affekt zu bringen. Diese ihre einzige Herrschende Leidenschaft ausgenommen, sind sie in jedem andern Falle kalt, ruhig und besonnen.

Ihre Gewohnheit hierinn geht so weit, daß sie selbst bei solchen Vorfällen, die ihnen nichts weniger als gleichgültig sind, selten aus ihrer Fassung kommen, und selten anders, als mit anscheinender Kälte und nur mit wenigen Worten davon reden. Wenn z.B. einer von ihnen entdekt, daß sein Freund, der Eben ausgehen will, in Gefahr ist, von einem, den er beleidiget hat, unterwegens umgebracht zu werden: so sagt er ihm nicht etwa mit Aengstlichkeit und in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn seyn würde, den Weg zu nehmen, auf welchem sein Feind ihm auflauert; sondern er fragt ihn erst mit der grösten Gleichgültigkeit: wohin er heute gehen würde? Hört er nun, daß die Reise wirklich dahin gehe, wo er weiß, daß die Gefahr seiner wartet: so fügt er blos mit der nemlichen Gleichgültigkeit hinzu, daß ein Hund nahe bei dem Platze liege, der ihm schaden könne. Das ist alles, was er ihm sagt. Aber dieser Wink ist auch schon hinreichend. Sein Freund weiß, was er bei diesen wenigen Worten zu denken habe, und vermeidet die ihm bevorstehende Gefahr eben so sorgfältig, als wenn ihm die Nachstellung seines Feindes umständlich wäre erzählt worden.

Ein anderes Beispiel. Wenn ein Indianer, es sey ihm Kriege oder auf einem Jagdzuge, von seiner Familie und von seinen Freunden viele Monate lang abwesend gewesen ist, und Weib und Kinder ihm jezt bei seiner Zurükkunft eine Strecke entgegen laufen: so äussert er nicht die mindeste zärtliche Empfindung; er geht vielmehr, als achtete er ihrer

nicht

nicht, seinen graden Gang ruhig und schweigend fort bis er in seine Hütte kommt.

Hier sezt er sich hin und raucht seine Pfeife mit der nemlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen einzigen Tag abwesend gewesen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das nemliche und es vergehn vielleicht etliche Stunden, bevor er den Mund eröffnet, um die Zufälle zu erzählen, die ihm begegnet sind. Selbst dann, wann er einen Vater, einen Bruder oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlor, oder sonst einen beträchtlichen Unfall erlebte: beobachtet er anfangs das nemliche Stillschweigen darüber. Das ist nun freilich mehr, als die Natur uns erlaubt und die Vernunft von uns fordert. Auch stelle ich dieses Beispiel von Gleichmüthigkeit keinesweges als ein Muster zur Nachahmung auf. Ich erzähle es blos als einen Beweis, wie sehr diese halbwilden Menschen sich besitzen und wie viel Gewalt sie über die Ausbrüche ihrer Empfindungen und Leidenschaften haben müssen. Und das ist es, worauf ich meine jungen Leser aufmerksam machen wollte, um ihnen zu zeigen, wie weit man es in dieser Selbstbeherrschung bringen könne. Wo und wie dieselbe ausgeübt werden müsse, das müssen wir uns von unsrer Vernunft sagen lassen.

Sogar bei den dringendsten Bedürfnissen des Hungers und Durstes behauptet der Indianer diese Herrschaft über sich selbst, und hält es für schimpflich, seine sinnliche Begierde auf irgend eine Weise zu äussern. Kommt er z. B. von der Jagd oder

von

von einem andern mühsamen Geschäfte hungrig und durstig zurük: so nimmt er sich wohl in Acht, sein Bedürfniß, auch wenn es noch so peinigend für ihn wäre, merken zu lassen; er sezt sich vielmehr ruhig nieder, und raucht sein Pfeifchen mit so vieler Zufriedenheit, als wenn ihm weiter gar nichts fehlte. Diese gewohnheit wird bei allen Stämmen genau beobachtet, weil sie das, und zwar mit Recht, für einen Beweis von männlicher Standhaftigkeit halten und durch ein entgegengesezstes Verfahren den Namen eines alten Weibes zu verdienen, d. i. sich zu entehren glauben.

In diesem, wie in manchem andern Stücke, hat ihr Charakter eine große Aehnlichkeit mit dem der ehmaligen Spartaner, die meine jungen Leser aus der Griechischen Geschichte kennen. Gleich diesen beklagen und beweinen sie den Verlust ihrer Söhne, die auf dem Schlachtfelde bleiben oder in die Gefangenschaft gerathen, nicht mit einer einzigen Silbe, nicht mit einer einzigen Thräne. Auf die Nachricht, die man ihnen von einem solchen Unfalle giebt, antworten sie, ihrer Gewohnheit nach, nur ganz kurzsilbig und kalt: „es thut nichts!“ und es verstreicht gemeiniglich erst eine gute Zeit, bevor sie sich erkundigen, wie es zugegangen sey. Wird ihnen im Gegentheil erzählt, daß ihre Söhne brav gethan, daß sie so oder so viele Feinde getödtet oder zu Gefangenen gemacht haben: so scheinen sie auch dabei, wie bei einer ganz gewöhnlichen und sich von selbst verstehenden Sache, völlig gleichgültig zu bleiben. Ihre Antwort ist alsdann gemeiniglich nur diese: „es ist

gut!

gut! " und dabei lassen sie es bewenden, ohne sich nach den eigentlichen Umständen zu erkündigen.

Ich sagte; sie scheinen gleichgültig dabei zu bleiben; denn, daß es ihnen keinesweges an den der Menschheit natürlichen Gefühlen bei solchen Gelegenheiten fehle, davon habe ich aus andern Gründen oft mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Sie haben im Grunde so viel Kindes- und Vaterliebe und überhaupt so viel Anhänglichkeit an die Ihrigen, als man nur immer bei gesitteten Nationen findet; nur, daß sie die Aeusserungen solcher menschlichen Gefühle irriger Weise für unanständig halten, und sie daher zurükzuhalten suchen.

Ich fahre fort, einige sonderbare, unserer Aufmerksamkeit würdige Züge ihrer Gemüthsart auszuzeichnen.

Wenn ein Indianer in die Hütte oder in das Zelt eines andern tritt, so sagt er gleich, wem von der Familie er seinen Besuch eigentlich zugedacht habe. Sogleich begeben alle die übrigen sich bescheiden und still an das andere Ende der Hütte, und nehmen sich sehr in Acht, ihnen nicht so nahe zu kommen, daß sie in ihrem Gespräche dadurch unterbrochen werden könnten. Welche Discretion von sogenannten Wilden!

Sehr schnell können sie etwas begreifen und lernen, wozu eine genaue Aufmerksamkeit gehört und was sie für nüzlich halten. Das macht, daß sie sich gewöhnt haben, bei solchen Gegenständen ihre ganze Achtsamkeit aufzubieten, und underdeß an nichts anders

zu denken. Eine schöne und nachahmungswürdige Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug empfehlen kann. Sie erlangen dadurch den Vortheil, daß sie alle zu ihrer Lebensart gehörige Geschäfte mit einer Geschiklichkeit zu verrichten wissen, die unser Einen in Erstaunen sezt. Müssen sie z. B. durch einen Wald oder über eine Ebene von einigen hundert englischen Meilen ohne Weg oder Wegweiser gehn: so kommen sie bei dem Punkte den sie sich vorgesezt hatten, ohne Verwirrung, ja ohne irgend einen beträchtlichen Umweg zu machen, richtig an, und es ist ihnen dabei völlig gleichgültig, ob das Wetter hell oder dunkel ist. Wer von uns getraute sich, es ihnen darinn gleich zu thun?

Die beobachtende Aufmerksamkeit, die sie auf alles wenden, was in dem Kreise ihrer Wirksamkeit liegt, sezt sie in den Stand, zu jeder Zeit ganz genau die Stelle am Himmel zu bestimmen, wo jezt die Sonne oder der Mond steht, auch wenn sie von Nebel und Wolken gänzlich bedekt, und also völlig unsichtbar sind. Mit eben so großer Fertigkeit können sie auf Laub oder Grase die Spuren von Menschen oder Thieren ausfindig machen; und es ist daher nicht leicht möglich, daß ein lebender Feind ihrer Nachforschung entgehe. Das haben sie theils ihrer Aufmerksamkeit auf alle Umstände, theils der ausserordentlichen Schärfe ihrer Sinne zu verdanken, die sie durch unaufhörliche Uebung und anstrengung sich zu erwerben wissen. Auch in dieser Betrachtung ist es sehr lehrreich, Beobachtungen über sie anzustellen; weil wir daraus lernen können, bis zu welchem

Grade

Grade der Vollkommenheit unsere sinnlichen Werkzeuge sich verbessern lassen, wenn wir in der Kindheit sie nur gehörig zu üben suchen. Unsere feinen und gesitteten Landsleute in den höhern Ständen, besonders in großen Städten, wo man, der eingeschränkten und unnatürlichen Lebensart wegen, die man führt, fast durchgängig kurzsichtig und überhaupt stumpf an den meisten Sinnen ist, würden, mit diesen weitsehenden, scharfriechenden und feinhörenden Wilden zusammengehalten, einen beschämenden Abstich machen.

Und es ist doch wahrlich ein recht großes Glük, wohlgeübte und scharfe Sinne zu haben! Wie viel angenehme Empfindungen, wie viel Vortheile bei den meisten Geschäften des Lebens entgehen dem, der an dieser Vollkommenheit Mangel leidet! Junger europäischer Landsmann, hast du Lust sie dir zu erwerben? Mache es, wie die Indianer; und ich stehe dir für den Erfolg! Uebe deinen Blik in der weiten offenen Natur, indem du es zu einem angelegentlichen Geschäfte machst, ferne und immer fernere Gegenstände zu erkennen, zu unterscheiden und zu beurtheilen. Uebe dein Ohr indem du mit verschlossenen Augen deine ganze Aufmerksamkeit auf die leisesten Töne richtest, um Merkmale darinn wahrzunehmen, woraus du auf ihre Ursache und auf ihre Bedeutung schließen, magst. Uebe das Gefühl in deinen Fingerspitzen, indem du im Finstern oder mit zugemachten Augen bloß durch dieses Gefühl Gegenstände zu unterscheiden suchst, die in ihrer Form und in Ansehung ihrer Oberfläche eine große

Aehnlichkeit mit einander haben. Uebe auf gleiche Weise deine Geruchs- und Geschmaksnerven; und sey versichert, daß du auf diesem Wege der täglichen Uebung in der Vervollkommnung deiner sinnlichen Werkzeuge in kurzer Zeit sehr weit kommen werdest. — Aber wieder zurük zu unsern Indianern!

Das Gedächtniß dieser Leute ist nicht minder durch Uebungen verbessert, als ihre Sinneskraft. Sie können jeden kleinen Umstand anführen, der einmal in ihrem Rathe vorfiel, und sie wissen ganz genau zu bestimmen, wann ein solcher Rath gehalten wurde. Ihr sogenannter **Wampumgürtel**, den ich sogleich beschreiben werde, dient ihnen dazu, sich zu jeder Zeit an die wesentlichen Punkte ihrer Verträge mit den benachbarten Stämmen zu erinnern, und sie berufen sich darauf mit eben so großer Genauigkeit und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre schriftlichen Urkunden thun.

Der jezgenannte Gürtel besteht aus Muscheln, aus welchem ovale, ohngefähr einen viertel Zoll lange Knöpfe gemacht und an lederne Schnüre befestiget werden. Mehrere solche Schnüre, mit einem feinen sehnigten Faden zusammengenäht, machen einen sogenannten Gürtel **Wampum** aus. Dergleichen Gürtel bestehn oft aus zehn bis zwölf oder gar noch mehreren Schnüren. Es kommt dabei auf die Wichtigkeit der Sache und auf das Ansehn der Person an, welcher er überliefert wird. Bei gewöhnlichen Vorfällen beschenken sich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie, als einen großen Schmuk, am Halse tragen. Ueberhaupt achten die Indianer

die

die Muscheln eben so hoch, als die Europäer Gold, Silber und Edelsteine.

Eine sehr rühmliche Eigenschaft dieser Leute ist die entschiedene Ehrfurcht, die sie für das Alter haben. Den Rath seines Vaters hört der junge Indianer noch wohl mit Gleichgültigkeit an; aber wenn sein Großvater ihm etwas befiehlt, so gehorcht er augenblicklich mit der größten Bereitwilligkeit. Die Jungen hören auf das Wort der bejahrteren Mitglieder ihrer Versammlung, als wenn es Orakelsprüche wären, und wenn sie auf der Jagd ein vorzüglich gutes Wildpret erlegen: so wird es gleich zum Geschenk für die Alten bestimmt. Das ist dankbar und edel gehandelt!

Gleichmüthigkeit und Seelenruhe sind ihnen fast unter allen Umständen eigen. Von Sorgen und Aengstlichkeit findet man kaum eine Spur bei ihnen. Da sie von Natur träge und genügsam sind, so geben sie sich auch wenig Mühe, sich einen reichlichern Unterhalt und größere Bequemlichkeiten zu erwerben, so lange sie die Nothwendigkeiten des Lebens nur ohne große Anstrengung und in der Nähe finden können.

Sobald weder Jagd noch Krieg sie zur Thätigkeit auffordert, so bringen sie ihre ganze Zeit mit Essen, Trinken, Schlafen, Tabakrauchen und Herumspazieren in ihren Dörfern oder Lägern zu. Aber kaum ruft der Krieg sie wieder ins Feld, oder die Jagd in den Wald: so sind sie unermüdet, und sie

ertragen Hunger, Durst und jede Art von Beschwerlichkeit mit der größten Seelenstärke. Weiter unten, wo von ihren Kriegen die Rede seyn wird, werde ich auffallende Beweise davon anführen.

Ein verderbliches Laster, welches sie mit den Europäern gemein haben, ist die Spielsucht. Dieser hängen sie in den Zeiten der Ruhe auf die ausschweifendste Weise nach; und sie verspielen nicht selten all ihre Habseligkeiten, sogar ihre Kleidung und Waffen. Aber wenn sie diesen großen Fehler mit den gesitteten Völkern gemein haben: so unterscheiden sie sich doch wieder zu ihrem Vortheil durch die vollkommene Ruhe und Gelassenheit, die sie dabei beobachten. Nie erlauben sie sich, auch bei dem empfindlichsten Verluste, eine Aeusserung von Verdrießlichkeit oder Unwillen, nie hört man sie murren oder fluchen; sondern sie ertragen ihr Unglük allemal mit vollkommener Gleichmüthigkeit. Und das erhebt sie wieder über uns.

Das einzige Laster, welches sie als Wilde und Barbaren bezeichnet, ist die ihnen eigene Grausamkeit gegen ihre Feinde. Diese geht so weit, daß die bloße Erzählung davon bei jedem gesitteten Menschen Schauder und Entsetzen erregen muß. Aber so unmenschlich sie im Kriege gegen ihre Feinde sind, eben so freundschaftlich, gastfrei und leutselig sind sie im Frieden. Man kann daher mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde und die besten Freunde von der Welt sind.

Sie

Sie sind überhaupt sehr freigebig und dienstfertig gegen einander. Einer hilft dem Mangel des andern von seinem Ueberflusse mit Vergnügen ab. Das Eigenthumsrecht üben sie nur in solchen Dingen aus, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die ein jeder vermehrt, so wie seine Bedürfnisse es erfordern und seine Umstände es ihm erlauben. Alles übrige haben sie gemeinschaftlich.

In Gefahren hilft einer dem andern willig, und ohne irgend eine Belohnung dafür zu erwarten, den Lohn der Ehre ausgenommen, welcher bei ihnen allemal dem Verdienste ertheilt wird. Sonst weiß man bei ihnen von keinem Unterschiede der Stände, der etwa durch Geburt oder Vermögensumstände bestimmt würde. Alle sind in dieser Betrachtung einander gleich: und nur der tapfere und klügere Mann ist der geehrtere unter ihnen. Diese vollkommene Gleichheit an Stande, Sitten und Vorzügen beseelt sie denn auch mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, nie auf die Erreichung einer eigennützigen Privatabsicht bedacht ist. Wie viel haben sie in dieser Betrachtung vor uns voraus!

Wenn ein Indianer seine Kinder durch Krankheiten oder im Kriege verliert, gleich ist derjenige von seinen Nachbaren, der die meisten Sklaven hat, da, um den Abgang durch ein Geschenk an Menschen zu ersetzen. Solche geschenkte Sklaven werden dann von dem kinderlosen Vater an Kindesstatt angenommen

nommen und als seine eigene Kinder wirklich von ihm behandelt.

Von dem Werthe des Geldes können diese Indianer — diejenigen ausgenommen, die nahe an den europäischen Besitzungen wohnen — sich ganz und gar keinen Begriff machen; und wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker davon machen: so sehen sie es als die Quelle unzähliger Uebel an. Sie halten es für widersinnig, daß der eine mehr davon zu besitzen strebt, als der andere, und können es schlechterdings nicht begreifen, daß dieser größere Besitz Ehre und Ansehen verschaffe. Erzählt man ihnen vollends, daß der Mangel dieses unnützen Metalls in Europa die Menschen ihrer Freiheit berauben, und zwischen die fürchterlichen Mauren eines engen Gefängnisses einschließen könne: so übersteigt das allen Glauben bei ihnen, und sie beschuldigen die Urheber dieser Einrichtung eines gänzlichen Mangels an menschlichem Gefühle und belegen sie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuren.

Fast eben so gleichgültig sind sie gegen diejenigen Produkte der Kunst, die ihnen bei ihrer Lebensart und in ihrem Wirkungskreise keinen Nutzen zu haben scheinen. Wenn man ihnen dergleichen zeigt, so sagen sie höchstens: „es ist hübsch, ich mag das gern ansehn!“ aber sie fragen weder nach der Einrichtung desselben, noch nach der Art, wie es gemacht, und der Absicht, wozu es gemacht wird. Aber wenn man ihnen von jemand erzählt, der

sehr

sehr schnell laufen kann, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der das Ziel richtig treffen, einen starken Bogen mit Leichtigkeit spannen kann oder ein Fahrzeug vorzüglich gut zu regieren weiß, der die Kriegskunst versteht, ungemein tapfer ist, die Lage seines Landes kennt, ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg finden und dabei von wenig Nahrungsmitteln leben kann: so sind sie bei dieser ihnen angenehmen Erzählung ganz Ohr, und sie bezeugen dem Gegenstande davon eben so viel Ehrerbietung, als wir Europäer demjenigen, von welchem wir etwa hören, daß er aus einem alten Geschlecht entsprungen sey, und prächtige Häuser, Meubeln, Gärten und sehr viel unnützes Gold und Silber habe. Wer ist hier der Vernünftigere und wer der Barbar? Der Indianer, der nur auf persönliches Verdienst und nüzliche Fertigkeiten, oder der Europäer, der mehr auf eingebildete Vorzüge des Zufalls und auf verdienstlose und überflüßige Besitzungen sieht? Der Verstand des jungen Lesers mag sich diese Frage selbst beantworten.

Da diese Menschen in allen Stücken der Natur gemäßer leben, als wir, so sind sie auch durchgängig gesunder, stärker und zufriedener als wir. Eine große lehrreiche Lection für uns alle!

Die Weiber unter ihnen gebähren ihre Kinder fast ohne Schmerzen, ohne Beistand von einer Hebamme und ohne krank davon zu werden. Einige Stunden nach ihrer Niederkunft sieht man sie schon wieder bei ihren gewöhnlichen Arbeiten, die meisten-

theils sehr schwer sind, weil die Männer, nach der ihnen eigenen häuslichen Trägheit, ihnen alle Hausarbeiten, die hart und beschwerlich sind, allein aufbürden. Sogar auf der Jagd bringen die Männer das erlegte Wild nie selbst nach Hause, sondern lassen es durch ihre Weiber holen, wenn auch der Ort, wo es liegt, eine beträchliche Strecke entfernt ist.

Von Wiegen, Federbetten und Windelbändern wissen diese Indianerinnen nichts, und doch schlafen ihre Kinder so gut, wie die unsrigen, und sind dabei gemeiniglich gesünder und besser gewachsen, als die unsrigen. Die sogenannten neuern Erzieher haben also wohl nicht Unrecht, wenn sie den Gebrauch dieser Dinge widerrathen. Die indianische Mutter legt ihr neugebornes Kind auf ein mit Moos bedektes Brett und bedekt es mit einem Felle oder Tuche. Damit es nicht herunterfalle, so sind an der Seite kleine krummgebogene Stöcke angebracht. Diese Maschiene wird dann mit Riemen an Baumzweigen aufgehängt, oder man bindet sie, wenn etwa keine Bäume in der Nähe sind, an einen Kloz oder Stein. Da läßt man sie ruhig hängen, indeß die Mutter ihre Geschäfte abwartet. In dieser Lage werden die Kinder einige Monate lang erhalten, und man kann denken, daß es sich oft ereignen müsse, daß sie von der Näsſe und Kälte leiden. Aber das schadet ihrer Gesundheit nicht, weil ein unverderbter und noch junger menschlicher Körper sich leicht an alles gewöhnt. Nimmt man sie endlich aus der Maschiene heraus, so läßt man die Jungen nackend kriechen

und

und laufen, wohin sie Lust haben; die Mädchen hingegen werden vom Halse bis an die Knie mit einem Hemde und mit einem kurzen Röckchen bedekt. — Auch hieraus stünde für unsre europäischen Mütter viel zu lernen.

„Uebrigens wissen die Indianern nicht viel von Kinderzucht. Sie überlassen vielmehr die Kleinen, sobald sie kriechen können, sich selbst; und es ist ihnen erlaubt, sich hinzubegeben, wohin sie wollen, und zu thun, was ihnen beliebt. Man sieht sie daher, ohne Aufsicht und Begleitung, völlig nakt ins Holz, ins Wasser, in den Koth und in den Schnee laufen, ohne daß sich jemand darum bekümmert."

„Daher kommt ihnen denn auch die bewunderns würdige Kraft, Hurtigkeit und Munterkeit, welche allen gemein ist, und jene ausserordentliche Abhärtung gegen Wind und Wetter, welche einen verzärtelten Europäer in Verwunderung sezt."

„Im Sommer sieht man sie mit Anbruch des Tages ins Wasser laufen, wie diejenigen Thiere, denen dieses Element natürlich ist. Sie bringen einen Theil des Tages damit zu, in den Seen und Flüssen zu plätschern und zu scherzen. Man giebt ihnen zeitig Bogen und Pfeile in die Hand; und die Nacheiferung, welche ohnstreitig der beste Lehrmeister ist, macht, daß sie sich in dem Gebrauch derselben eine erstaunliche Geschiklichkeit erwerben."

„Gleich von den ersten Jahren an läßt man sie mit einander ringen; und ihre Neigung zu dieser Leibesübung wird bald so stark, daß sie sich oft tödten würden

würden, wenn man sie nicht von einander brächte. Diejenigen, welche ihrem Gegner unterliegen, empfinden diese Schmach so tief, daß sie nicht eher ruhen, bis sie dieselbe durch einen Sieg von sich abgewält haben."

„Alles, was die Eltern zu ihrer Erziehung beytragen, ist dieses, daß sie ihnen fleißig die schönen Thaten ihrer Vorfahren erzählen, und, indem sie ihren Ehrgeiz entflammen, sie zur Nachahmung derselben zu reitzen suchen. Zuweilen braucht man auch wohl Bitten und Ermahnungen, um sie von ihren Fehlern zu bessern, niemals aber Drohungen und Züchtigungen, weil sie den Grundsaz hegen, daß kein Mensch das Recht habe, einen andern zu zwingen. Meine jungen Leser begreiffen von selbst, daß dieser Grundsaz nur unter freien Wilden, nicht aber in ordentlich eingerichteten Staaten, richtig sey, und sie werden es daher nicht sonderbar finden, daß sie selbst nach andern Grundsätzen erzogen werden."

„Eine Mutter, welche sieht, daß ihre Tochter eine üble Aufführung annimmt, begnügt sich blos, darüber zu weinen. Die Tochter fragt sie dann um die Ursache ihrer Thränen; und jene antwortet: du verunehrst mich. Dieser kurze Vorwurf pflegt tief zu Herzen zu gehn, und selten ohne Wirkung zu bleiben. Die einzige Strafe, welche die Indianer zur Züchtigung ihrer Kinder anwenden, ist die, daß sie ihnen ein wenig Wasser ins Gesicht sprützen. Dies ist ihnen ausserordentlich empfindlich. Man

hat

hat Beispiele, daß junge Mädchen sich darüber erhängt haben. Wer sollte in einer jungen Wilden so viel Ehrgeiz und Empfindlichkeit suchen?“ *)

10.

Von der Zeitrechnung der Indianer.

Eine genaue Zeitrechnung, ohne Sternkunde, ist unmöglich. Dennoch wissen die Indianer, bei aller ihrer astronomischen Unwissenheit, sich gut zu helfen. Sie zählen ihre Jahre nach Wintern, oder vielmehr, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrücken, nach **Schneen**. Vor drei oder vier Schneen also heißt bei ihnen so viel, als vor drei oder vier Jahren.

Das Jahr selbst berechnen sie vor **Monden**, indem sie zwölf Vollmonde zu einem Jahre rechnen. Weil sie aber bemerkt haben, daß sie mit dieser Rechnung nicht auskommen, indem ein ganzes Jahr mehr als zwölf Vollmonde in sich fassen muß, wenn die verschiedenen Jahrszeiten immer in die nemlichen Theile des Jahrs fallen sollen: so zählen sie jedesmal nach Verlauf von dreißig Monaten noch einen dazu, den sie den **verlornen Monat** nennen, grade so wie wir jedesmal nach Verlauf von vier Jahren in dem Februarmonat einen Tag mehr einschieben oder einschalten, und ein solches Jahr ein **Schaltjahr** nennen. Sie achten übrigens sehr genau

*) Allgem. Reisen. 17 Bd. Seite 39 u. 40.

genau auf jeden Neumond, und äussern ihre Freude darüber durch besondere Töne und dadurch, daß sie ihre Hände gegen ihn emporheben.

Jedem Monat haben sie einen besondern Namen gegeben, der das Eigenthümliche der Jahrszeit ausdrükt, worinn er fällt. So nennen sie den März den **Wurmmonat**, weil um diese Zeit die Würmer aus den Löchern und Ritzen, worinn sie den Winter über verborgen lagen, wieder hervorzukriechen pflegen; den April den **Pflanzenmonat**, den Mai den **Blumenmonat**, den Junius den **heissen Monat**, und den Julius den **Bokmonat**. Der August heißt bei ihnen der **Störmonat**, weil sie um diese Zeit eine große Menge von dieser Fischart fangen; der September der **Kornmonat**, weil sie alsdann ihr indianisches Korn einsammeln. Den Oktober nennen sie den **Reisemonat** und den November den **Biebermonat**, jenen weil sie um die Zeit desselben ihre Dörfer verlassen und in diejenigen Gegenden reisen; wo sie den Winter über jagen wollen; diesen, weil die Bieber in diesem Monate anfangen, sich in ihren Häusern, bei dem von ihnen eingesammelten Wintervorrath aufzuhalten. Der December heiß der **Jagdmonat**, weil sie ihn mit der Jagd zubringen, der Jenner der **kalte Monat**, weil in diesem Monate gewöhnlich die stärkste Kälte eintritt; und der Februar endlich der **Schneemonat**, weil um diese Zeit gemeiniglich der meiste Schnee fällt.

Wann der Mond nicht scheint, so sagen sie: **er sey todt**; und die erste Wiedererscheinung desselben

selben drücken sie so aus, daß sie sagen: er sey wieder aufgelebt.

Die Eintheilung von Wochen haben sie gar nicht; und die einzelnen Tage zählen sie nach Schlafen. So viel Schlafe, heißt bei ihnen, so viel Tage.

Ihre ganze astronomische Kenntniß besteht darin, das sie den Polarstern zeigen können. Nach diesem richten sie sich auch, wenn sie bei Nacht reisen.

Eben so eingeschränkt und dürftig ist auch ihre Einsicht in die Erdbeschreibung. Aber von allen Gegenden, die sie kennen, wissen sie sehr genaue Karten auf Birkenrinde zu zeichnen; nur daß sie die Länge und Breite nicht nach wirklichen Ausmessungen, sondern nach einem ungefähren Augenmaße anzugeben vermögen.

Die Entfernungen der Oerter rechnen sie nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen. Eine Tagereise aber ist ihnen ohngefähr eine Länge von vier deutschen Meilen. Diese theilen sie wieder in halbe und viertel Tagreisen ein, und geben sie auf ihren Karten an. Darnach können sie den Marsch der Partheien, die sie zum Kriege oder auf die Jagd ausschicken, ziemlich richtig bestimmen.

Von der Rechenkunst haben sie weiter gar keinen Begriff, als daß sie ziemlich hoch hinauf zählen können. Aber Zahlzeichen können sie eben so wenig als Buchstaben.

Als ich bei den Nadowessiern mich aufhielt, so bemerkten einige von ihren Anführern eine Zeichnung von einer Mondfinsterniß in einem astronomischen Buche, welches ich in Händen hatte, und baten mich, daß ich sie ihnen zeigen möchte. Ich gab ihnen das Buch zugemacht hin; und sie zählten, um das Kupfer wieder aufzusuchen, die einzelnen Blätter, bis sie an die Stelle kamen, wo es war. Ich sagte ihnen nachher, sie hätten diese Mühe nicht nöthig gehabt; man könne, ohne die Blätter zu zählen, doch gleich sagen, wo das Bild sich befände und wie viele Blätter vorhergiengen.

Diese Behauptung kam ihnen wunderbar vor, und sie baten mich, ihnen das einmal durch die That zu beweisen. Um ihre Neugierde zu befriedigen, sagte ich demjenigen, der das Buch in der Hand hatte, er möchte es aufschlagen, wo er wollte und den Rand sorgfältig zuhalten, damit ich nicht im Stande wäre, die Blätter zu zählen. Er that dieses mit großer Behutsamkeit; aber es war mir demohngeachtet eine Kleinigkeit, ihm zu sagen, wie viel Blätter vorhergiengen, indem ich oben auf die Seitenzahl sahe. Er zählte sie hierauf ordentlich über; und da es sich fand, daß meine Angabe richtig gewesen war, und daß ich den Versuch, so oft man wollte, immer mit gleicher Untrieglichkeit wiederholen konnte; so sahen sie eben so erstaunt aus, als wenn ich Todte auferwekt hätte. Am Ende erklärten sie sich die Sache, wie sie alles, was sie aus Unwissenheit nicht begreifen, zu erklären pflegen, nemlich dadurch, daß das Buch ein Geist wäre der

mir

mir alles zurannte, was ich von ihm zu wissen verlangte. Und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, ihnen eine noch höhere Meinung von mir einzuflößen, als sie schon vorher hatten.

Das ist nemlich die Art aller rohen und unwissenden Menschen, daß sie dasjenige, was sie nicht zu begreifen und zu erklären vermögen, alsobald für eine Wirkung höherer und unsichtbarer Wesen halten. Daher die vielen abgeschmakten Legenden von Einwohnungen und Wirkungen des Teufels oder anderer Geister, von Gespenstern, Zauberern und Wunderthätern; Legenden, die in den Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens bei Tausenden entstanden, und welche noch heutiges Tages mitten im hem aufgeklärten Europa bei allen denen Beifall und Glauben finden, in deren düstern Köpfe noch kein Stral von dem aufgegangenen Lichte der Aufklärung Eingang gefunden hat. Ich hoffe, meine jungen Leser werden sich selbst zu sehr achten, als daß sie durch eine stupide Glaubwilligkeit dieser Art sich den unwissenden und abergläubischen Indianern in diesem Stücke beigesellen sollen. Eine fleißige Erlernung der Wissenschaften und ein sorgfältiger Anbau ihrer Vernunftsfähigkeiten durch Lesung der Schriften aufgeklärter Männer und durch eigenes Nachdenken, werden sie vor dieser Schmach bewahren.

II.

Von der Regierungsform der Indianer.

In Ansehung der bürgerlichen Verfassung und der Regierungsform scheinen diese Indianer viel glüklicher zu seyn, als die meisten europäischen Nationen. Denn sie wissen nichts von willkührlicher Gewalt oder Despotismus unter sich; und sie sind daher völlig sicher vor jeder Art von Unterdrückung und tirannischer Ungerechtigkeit. Wie viel kultivirte Nationen können sich dieses glüklichen Vorzuges rühmen?

Jede indianische Völkerschaft wird wieder in ihre besondere Stämme abgetheilt, und jeder Stamm macht einen eigenen kleinen Staat für sich. So wie nun jede Völkerschaft ein gewisses Sinnbild hat, wodurch sie sich von andern unterscheidet: so hat auch jeder Stamm wiederum sein besonderes Unterscheidungszeichen, wie z. B. einen Adler, Panther, Tieger oder Büffel. Ein Stamm der Nadowessier wird durch eine Schlange, ein zweiter durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Eichhörnchen, ein vierter durch einen Wolf und ein fünfter durch einen Büffel vorgestellt. Der Geringste von ihnen weiß, zu welchem Stamme er gehört? und hat eine beständige und große Anhänglichkeit an denselben.

Ausserdem unterscheidet sich jede Völkerschaft auch durch die Art, wie sie ihre Zelte oder Hütten bauen. Diesen Unterschied kennt jeder Indianer,

ohne-

ohngeachtet er oft so fein und unmerklich ist, daß ein Europäer mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig ist, ihn nicht zu erkennen vermag. Sie können daher ganz genau, vielleicht blos aus der Stellung eines Pfahls, der in der Erde stecken blieb, bestimmen, welche Völkerschaft vor vielen Monaten ihr Lager auf dem Platze hatte.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches der **große Anführer** oder der **Hauptkrieger** genannt wird. Bei der Wahl desselben wird lediglich auf ungemeine Erfahrung im Kriege und auf bewährte Tapferkeit gesehn. Dieser ordnet ihre Kriegszüge an, und hat über alles, was zu diesem Fache gehört, die Aufsicht. Ausser ihm giebt es noch ein zweites Oberhaupt, welches seinen Vorzug einem Erbrechte zu verdanken hat, und von welchem die bürgerlichen Angelegenheiten besorgt werden. Die Einwilligung dieses leztern wird zu allen Ausfertigungen und Verträgen erfordert, denen er das Zeichen des Stammes oder der Völkerschaft anhängen muß, wenn sie gültig seyn sollen.

Ohngeachtet nun diese beiden als die Regenten des Stamms angesehen werden, und ohngeachtet der leztere auch gewöhnlich den Titel eines Königs führt: so würde man sich doch sehr irren, wenn man sich wirkliche Befehlshaber dabei denken wollte. Die Indianer kennen schlechterdings keine Unterwürfigkeit, weder in bürgerlichen noch in Kriegssachen. Da ein jeder eine große Meinung von seiner eigenen Wichtigkeit hat, und auf nichts

eifersüchtiger ist, als auf seine Freiheit: so werden alle Anträge, die das Ansehn von einem ausdrüklichen Befehle haben, gleich mit Verachtung verworfen.

Selten läßt daher ein Anführer sich einfallen, irgend eine Anordnung als einen gebieterischen Befehl einzukleiden. Aber, man muß auch gestehen, daß er gar keine Versuchung dazu hat. Denn ein bloßer Wink von ihm, wodurch er zu erkennen giebt, er glaube, daß dies oder jenes geschehen müsse, ist hinreichend, den Augenblik einen Wetteifer unter den Geringern zu erregen, die seinen Willen sogleich zu vollführen suchen. Auf diese Weise empfindet keiner das Unangenehme der Befehle, und es geschieht doch alles, was der Anführer zum Besten des Stamms für nöthig erachtet. Eine vortrefliche Verfassung! Man mußte Abgeornete zu diesen Leuten schicken, und sie um die Mittheilung des Geheimnisses bitten, wie sie es angefangen haben, so viel Folgsamkeit bei so viel Freiheitssinn, so viel Einfluß ihrer Oberhäupter bei so geringer Macht derselben, unter sich einzuführen? Hier in Europa würde eine solche Regierungsform schwerlich von Bestand seyn, und in kurzer Zeit die größten Unordnungen nach sich ziehn. Ich möchte wissen, ob meine jungen Leser wohl einige Ursachen davon entdecken könnten. Wie? wenn sie einmal darüber nachdächten und das Buch so lange auf die Seite legten?—

Was mich betrift, so glaube ich, daß es vornehmlich in folgenden Ursachen liege, warum die jezt beschriebene

heue glükliche Regierungsart, zwar wohl bei den Indianern, aber nicht bei uns statt finden könne.

Erstlich haben die Indianer, wie wir oben gehört haben, wenig Eigenthum und wenig Bedürfnisse, aber eben deswegen auch viel Gemeingeist, viel Vaterlandsliebe und viel Anhänglichkeit an ihren Stamm. Ihr Eigennuz kommt daher den Anordnungen ihrer Anführer weniger und seltener in die Quere, und sie sind bei jeder Gelegenheit viel bereitwilliger, als wir, zu thun, was das gemeine Beste von ihnen fordert.

Zweitens sind die Verhältnisse der einzelnen Glieder dieser kleinen Staaten oder Gesellschaften lange nicht so vielfach und so verwickelt, als die unsrigen sind. Dort können tausend Dinge angeordnet werden und geschehen, ohne daß ein einziger dadurch beeinträchtiget wird: bei uns hingegen kann nicht die kleinste Sache vorgenommen und ausgeführt werden, ohne daß bald hier bald dort einer, bald an seinem Vermögen, bald an seiner Ehre, bald an seiner Bequemlichkeit dadurch gefährdet wird. Daher würde hier, wenn keine gesezgebende Gewalt bei uns statt fände, nie etwas zu Stande kommen; man würde überall Widersezlichkeit antreffen, und Unordnung und Verwirrung würden überhand nehmen.

Drittens sind jene Stämme der Indianer, in Vergleichung mit unsern europäischen Staaten, nur als einzelne Familien anzusehn, weil sie nur aus

einigen hundert Köpfen bestehen. Da ist es nun freylich begreiflich, daß in einer so kleinen Gesellschaft der väterliche Rath eines erfahrnen Anführers, den jeder kennt, mit dem jeder täglich redet, und von dessen Uneigennützigkeit jeder täglich Proben vor sich sieht, die Stelle eines Befehls vertreten kann, dem sich jeder ohne Murren unterwirft, weil er weiß, daß er nur auf das gemeine Beste abzwekt. In unsern europäischen Staaten hingegen, die zum Theil aus vielen Millionen Menschen bestehen, und wo viele ihr Oberhaupt nie von Person kennen lernen, vielleicht in ihrem Leben nicht ein einzigesmal zu Gesicht bekommen, ist diese Familieneinrichtung unmöglich; da fallen also auch alle die wünschenswürdigen Vortheile derselben weg. Hier muß nothwendig eine befehlende Macht seyn; hier muß nothwendig gehorcht werden.

Also müssen wir in Europa auf die schöne und milde Regierungsform der Indianer — Verzicht thun.

Eigentlich haben diese Leute in Ansehung ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens gar keine Regierungsform. Der Gegenstand ihrer Regierung betrift mehr das Aeussere, als das Innere ihres gemeinen Wesens, und zwekt mehr darauf ab, sie gegen ihre Feinde zu schützen, als die innere Ruhe und Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Sie kennen daher den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht, und jeder scheint einer vollkommenen Unabhängigkeit zu genießen. Wenn der Anführer einen Vorschlag thut,

so hat jeder die Freiheit zu wählen, ob er zur Ausführung desselben das Seinige beitragen will, oder nicht. Zwanggesetze sind bei ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden: so wird die Sorge, diese Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlassen. Die Anführer unterstehen sich nicht, weder zu strafen, noch die Strafen zu mildern.

Jede Familie hat das Recht, einen von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmsten Oberhaupts zu ernennen. Dieser muß denn in den Rathsversammlungen für das Beste ihrer Familie sorgen, und ohne die Einwilligung desselben kann kein öffentliches Geschäft zu Stande gebracht werden. Diese Familienoberhäupter werden größtentheils nach ihren rednerischen Fähigkeiten erwählt, und sie allein sind berechtiget, in den Rathsversammlungen und allgemeinen Zusammenkünften des Volks Reden zu halten.

Diese Oberhäupter, an deren Spitze der Erbanführer steht, scheinen in sofern die höchste Gewalt in Händen zu haben, daß sie alles entscheiden, was ihre Jagden, was Krieg und Frieden und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Auf sie folgt der Haufen der Krieger, wozu alle gehören, die im Stande sind, die Waffen zu führen. Diese Abtheilung hat zuweilen den Erbanführer an ihrer Spitze, wenn er sich nemlich durch irgend eine tapfere That hervorgethan hat, sonst aber einen andern Anführer, von dessen Muth man

durch hinreichende Proben sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat.

In ihren Rathsversammlungen, die von den ebenerwähnten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit verhandelt; und kein, nur einigermaßen erheblicher Vorschlag kann zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemein gebilliget wird. Sie versammeln sich gemeiniglich in einem besonders dazu gewidmeten Zelte oder in einer Hütte. Hier setzen sie sich in einem Kreise auf den Boden herum; worauf der älteste Anführer aufsteht und eine Rede hält. Wenn dieser fertig ist, so steht ein anderer auf, und so sagen alle nach der Reihe, wenn die Noth es erfodert, ihre Meinung.

Ihre Sprache ist bei solchen Gelegenheiten stark und nachdrüklich, und ihre Reden sind voller Bilder und Gleichnisse, wie man aus den Beispielen, welche oben davon gegeben sind, schon ersehen haben wird. Sie sprachen dabei mit großer Heftigkeit, ohngeachtet sie im gemeinen Leben ihre Stimme nicht mehr, als wir, zu erheben pflegen.

Die jungen Leute dürfen zwar bei der Rathsversammlung zugegen seyn, aber keine Reden halten, bevor sie nicht ordentlich zugelassen worden sind. Sie hören indeß mit großer Aufmerksamkeit zu, und um zu zeigen, daß sie die Beschlüsse der Oberhäupter verstehn und billigen, rufen sie von Zeit zu Zeit aus: „das ist recht, das ist gut!“

Die

Die gewöhnliche Art bei allen Ständen, ihren Beifall auszudrücken, und die sie, wenn sie eine Rede anhören, fast bei jeder Periode wiederholen, besteht in einem starken Tone, der fast klingt wie unsere Buchstaben OAH zusammen ausgesprochen.

12.

Von den Gastmalen der Indianer.

Da sie gewöhnlich in grossen Haufen zusammen essen: so können fast alle ihre Mahlzeiten als Gastereien angesehen werden. Sie essen übrigens, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, sowie ihr Hunger und die Umstände es jedesmal erfordern.

Viele indianische Nationen machen gar keinen Gebrauch von Brodt, Salz oder andern Gewürzen; einigen sind sie sogar völlig unbekannt. Diese essen wilden Reis, der häufig in verschiedenen Gegenden ihres Gebietes wächst; er wird aber, nicht etwa wie Brod gebacken, sondern gekocht und für sich allein gegessen. Das Fleisch der wilden Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, geniessen sie ohne irgend eine mehlichte Substanz dazu zu nehmen. Sogar den Zucker, den sie aus dem Ahornbaum ziehen, brauchen sie nicht als ein Gewürz, um etwas schmakhafter damit zu machen, sondern als eine Speise für sich, die sie allein geniessen.

Die Milch halten sie blos für ein Nahrungsmittel, welches für junge Thiere in ihrem zartesten

Zustande paßt. Sie selbst genießen daher keine, ohngeachtet sie von Büffeln und Elendsthieren genug davon bekommen könnten.

Ihre Speisen sind also sehr einfach und fast immer die nemlichen. Dennoch bemerkte ich nicht, daß der gänzliche Mangel an allen den Dingen, die bei uns für nothwendig zum Lebensunterhalt gerechnet werden — als Thee, Kaffee, Wein, Bier, Gewürze und hundert andere Leckereien — ihrer Gesundheit und Leibesstärke im geringsten nachtheilig sey. Ich nahm vielmehr grade das Gegentheil wahr: denn im Durchschnitt sind diese Leute sehr gesund und stark. Ich sollte daher glauben, daß auch bei ihnen die Regel sich durch die Erfahrung bestätige: **je simpler und ungekünstelter die Nahrungsmittel, desto gesunder und stärker ist der Mensch.**

Bei einigen indianischen Völkerschaften giebt es indeß ein Gericht; welches ohngefähr die Stelle des Brodes vertritt. Es wächst nemlich viel indianisches Korn bei ihnen. Aus diesem, wenn es reif geworden ist, und aus einer Zuthat von unreifen Bohnen und Bärenfleisch, dessen Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt, kochen sie ein wohlschmeckendes Gericht, welches sie Succatasch nennen. Hier wird also Fleisch und etwas Mehligtes zusammengenossen.

Rohes Fleisch genießen sie ganz und gar nicht; sie kochen und braten vielmehr ihre Speisen stark, und

und die Brühe, worinn es gekocht ward, ist ihr gewöhnliches Getränk.

Ihre Gerichte bestehen in Bären-Elends-Biber- und Rehfleisch. Das leztere, welches von Natur trocken ist, genießen sie gewöhnlich mit Bärenfleisch, welches ungemein fett und saftig ist, zusammen.

Im Frühjahr essen die Nadowessier die innere Rinde von einem Strauche, der irgendwo in ihrem Lande wächst. Den Namen desselben, so wie den Ort, wo er wächst, habe ich nie erfahren können. Vielleicht, daß sie ein Geheimniß daraus machen, weil ihnen dieses Gewächs vorzüglich schäzbar ist. Es ist sehr spröde, läßt sich leicht kauen, und schmekt ohngefähr, wie Rüben. Die Indianer halten es für eine ihrer nahrhaftesten Speisen.

Bei der Zubereitung der Speisen sind die geringeren Indianer sehr unreinlich. Die Vornehmen hingegen halten viel auf Reinlichkeit und Nettigkeit, wie bei ihren Speisen, so in ihrer Kleidung und in ihren Zelten.

Jede ihrer gemeinschaftlichen Mahlzeiten wird mit einem Tanze entweder angefangen, oder beschlossen. Dieser vertritt bei ihnen die Stelle des Gebets; und man darf wohl glauben, daß dem großen Geiste, dem sie sich für alles Gute verpflichtet halten, das Opfer ihrer Fröhlichkeit angenehmer sey, als wenn sie, nach dem bösen Misbrauche vieler Christen, eine gedankenlose Gebetsformel mechanisch hermurmelten, woran das Herz keinen Antheil hat, und

wodurch die Gesinnungen der Menschen nicht im mindesten verbessert werden.

Bei öffentlichen Gastmahlen essen Männer und Weiber nie zusammen: sondern jedes Geschlecht bleibt für sich. Zu Hause hingegen, wenn keine Fremde da sind, essen Mannspersonen und Frauensleute mit einander.

Uebrigens kommen die Oberhäupter nie zusammen, um sich über öffentliche Gelegenheiten zu berathschlagen, ohne ihre jedesmalige Versammlung mit einem Gastmale zu beschließen. Dann überlassen sie sich einer Schmauserei und einer Fröhlichkeit, die keine Grenzen kennt.

13.

Von den Tänzen der Indianer.

Keine Art von Vergnügungen ist den Indianern lieber und gewöhnlicher als der Tanz. Alle ihre Zusammenkünfte werden dadurch aufgeheitert; und wenn sie nicht mit Kriegen oder Jagen beschäftiget sind: so vergnügen sich die jungen Leute von beiderlei Geschlecht regelmäßig alle Abend damit. Niemals aber tanzen Mannspersonen und Frauenzimmer zusammen, sondern jedes Geschlecht für sich. Bei den Tänzen der Mannspersonen stehet einer nach dem andern auf, tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, und besingt dabei die Thaten seiner Vorfahren. Die übrige Gesellschaft sizt auf dem Boden in einem Kreise herum, und giebt den Tact durch einen Ton an,

an, den sie alle zugleich ausstoßen, und der ungefähr klinge, als „heh, heh, heh;“ Diese Töne werden sehr rauh und mit einer solchen Heftigkeit ausgestoßen, daß man glauben sollte, die Lungen der Sänger würden es nicht lange aushalten. Gleichwohl setzen sie dies Tactgeschrei mit immer gleicher Heftigkeit so lange fort, als die Tanzbelustigung währt.

Die Frauenspersonen tanzen mit so viel Anmuth und Leichtigkeit. Sie fangen den Tanz damit an, daß sie sich um einige Schritte zur rechten und dann wieder zur linken bewegen, indem sie die Füße dicht an einander halten, und dabei wechselsweise die Zähen und die Hacken bewegen. So glitschen sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewiße Stelle fort und von da wieder zurük. Dies geschieht mit so genauer Beobachtung des Tacts und in so guter Ordnung, daß die Tänzerinn, auch wenn ihrer noch so viele sind, sich einander niemals hinderlich werden. Sie halten sich dabei sehr grade und lassen die Arme dicht am Leibe herunterhängen. Während des Tanzens vermischen sie ihre hellklingenden Stimmen mit dem rauhen Geschrei der Männer, die auf dem Boden sitzend, sie mit einem Kreise umschließen.

Es wird aber nicht immer auf eine und eben dieselbe Weise getanzt. Sie haben vielmehr verschiedene Arten von Tänzen, wie z B. den Pfeiffentanz, den Kriegstanz, den Hochzeittanz und den Opfertanz, wovon jeder einer besondern Gelegenheit gewidmet ist. Ohngeachtet die Bewegungen bei jeder

dieser

dieser besondern Arten von Tänzen merklich verschieden ist: so ist es mir doch nicht möglich, den Unterschied mit Worten deutlich zu machen.

Auch hat jede Völkerschaft ihre besondere und unterscheidende Art zu tanzen. Die Tschipiwäer z. B. haben eine größere Mannigfaltigkeit an Stellung, als die übrigen Indianer. Bald halten sie den Kopf in die Höhe, bald bücken sie sich fast bis auf die Erde, bald neigen sie sich ganz auf die eine, bald wieder auf die andere Seite. Die Nadowessier tragen sich grader, treten fester und machen alle ihre Bewegungen mit weit mehr Anstand. Das starke unangenehme Geräusch hingegen, welches ich eben beschrieben habe, machen alle ohne Ausnahme.

Der Pfeiffentanz ist für den Zuschauer unter allen der angenehmste, weil er die schönsten Figuren hat, und nicht so ausschweifend, als die übrigen, ist. Man tanzt aber denselben bloß bei feierlichen Gelegenheiten, wie wenn z. B. fremde Abgesandten kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reisen, denen sie Vergnügen machen wollen.

Der Kriegestanz hat für einen Fremden etwas Fürchterliches. Sie tanzen denselben, wie schon der Name desselben andeutet, so oft sie einen Kriegszug vornehmen wollen oder von demselben wieder zurükkommen. Auch hierbei schließt die ganze Versammlung von Kriegern einen Kreis. Dann tritt der Anführer zuerst auf, und fängt damit an, daß er von der Rechten zur Linken geht und dabei seine

eigenen

eigenen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. So oft er eine merkwürdige Heldenthat berührt hat, schlägt er mit seiner Kriegskeule jedesmal sehr heftig gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise in die Erde gerammelt ist.

Nach und nach gesellt sich diesem ersten Tänzer ein zweiter, dann ein dritter bei, so wie die Reihe an ihn kommt, und jeder Hinzukommende bestätigt gleichfalls die wundervollen Thaten seiner Vorfahren, bis sie endlich alle auf dem Platze sind und zusammentanzen. Hier fängt der Tanz an, für jeden Fremden wirklich fürchterlich zu werden; da sie die schrecklichsten und scheußlichsten Stellungen annehmen, die Zorn und Wuth nur immer veranlassen können, und dabei im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Sie halten dabei ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, so oft sie sich herumwerfen, einander zu durchstoßen. Dies würde auch sicher geschehen, wenn nicht jeder eine ausserordentliche Fertigkeit besäße, dem Stoße auszuweichen.

Durch solche Bewegungen suchen sie die Art auszudrücken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopfe ziehn, oder sie gefangen nehmen. Sie erheben dabei eben das fürchterliche Geheul und Kriegsgeschrei, welches sie in ihren wirklichen Schlachten hören lassen. Dies alles zusammengenommen giebt ihnen etwas so Gräuliches, daß man sie für einen Haufen von Teufel ansehen möchte.

Ich mischte mich oft in diesen ihren Tanz; aber die gegründete Furcht, eine gefährliche Wunde davon zu tragen erlaubte mir nicht, viel Vergnügungen daran zu finden.

Bei den Nationen auf der Westseite des Missisippistroms und an dem Obern See fand ich noch einen besondern Tanz im Gebrauch, den sie Pawa, oder den schwarzen Tanz nennen. Diese Feierlichkeit ist eine Furcht und zugleich eine Nahrung ihres Aberglaubens, und man erzält tausend lächerliche Hisstörchen von Teufelserscheinungen, die dieser Tanz zuwege gebracht haben soll. Ich selbst sahe nun freilich niemals einen Teufel dabei erscheinen; aber ich sahe die Indianer selbst Dinge dabei verrichten, die der Aberglaube für Zauberei ansehn muß, weil die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, mir wenigstens völlig unerklärlich blieb.

Als ich mich bei den Nadowessiern aufhielt, wurde ein solcher Tanz bei Gelegenheit der Aufnahme eines jungen Indianers in eine Gesellschaft aufgeführt, welche sie Wákon Kirschewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beiderlei Geschlecht; allein es wird keiner darinn aufgenommen, der nicht einen unbescholtenen Charakter hat und von allen Mitglieder der Gesellschaft gebilliget worden ist. Mit der Einwilligung des neuen Mitgliedes gieng es folgendergestalt zu.

Es war zur Zeit des Neumondes. Die Gesellschaft versammelte sich auf einem Platze mitten im Lager,

Lager, der recht eigentlich dazu abgestochen war, und ungefähr zweihundert Personen fassen konnte. Ich als ein Fremder, dem man bey jeder andern Gelegenheit schon so viel Höflichkeiten erwiesen hatte, ward auch zu dieser Feyerlichkeit eingeladen, und erhielt meine Stelle dicht an den Schranken des Verschlages.

Die Versammlung nahm gegen zwölf Uhr ihren Anfang; und zur Freude der Indianer war eben heller Sonnenschein. Dies sehen sie nemlich bey jeder öffentlichen Zusammenkunft als eine gute Vorbedeutung an. Zuerst erschien eine große Anzahl von Oberhäuptern, die ihren schönsten Putz angelegt hatten. Auf diese folgte der Hauptkrieger, angethan mit einem auf die Erde herabhängenden Rocke von kostbaren Fellen; und hinter ihm traten fünfzehn bis zwanzig Personen einher, alle schön bemalt und alle prächtig gekleidet. Dann kamen die Weiber derer, welche in diese Gesellschaft schon aufgenommen waren; und den Beschluß machte ein vermischter Haufen von geringen Leuten, die sich gleichfalls nach Vermögen geputzt hatten, um etwas dazu beyzutragen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen.

Die Gesellschaft setzte sich, und es wurde Stillschweigen geboten. Dann stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen, aber meisterhaften Anrede die Ursache ihrer Zusammenkunft bekannt. Er nahm hierauf den jungen Mann, welcher in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden wünschte, bey der

Hand; und fragte die Versammlung, ob sie etwas dagegen einzuwenden hätte, daß er ein Mitglied ihres Ordens würde?

Da nun jemand etwas dawider hatte, so ward der junge Candidat in die Mitte gestellt. Vier Oberhäupter traten hierauf zu ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, sich als ein Indianer und als ein Mann zu betragen, und unter der Ceremonie, der er sich jezt unterwerfen mußte, nicht zu erliegen. Dann faßten zwey von ihnen ihn bey den Armen, und hieſſen ihn niederknien; der dritte stellte sich hinter ihn, um ihn aufzufangen, wenn er fiele, und der vierte trat grade vor ihm ungefähr zwölf Fuß zurück.

Der lezere redete hierauf den Candidaten mit vernehmlicher Stimme an. Er redete ihm von einem Geiste vor, der in wenigen Augenblicken über ihn kommen und ihn todtschlagen, aber auch bald darauf wieder lebendig machen würde. Dies wäre, fügte er hinzu, zwar schrecklich, aber auch nothwendig, um ihn zu den Vorzügen der Gesellschaft, an denen er künftig Theil nehmen sollte, vorzubereiten.

Wie er dies sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu fühlen. Seine Gesichtszüge verzerrten sich, und sein ganzer Körper gerieth in Zuckungen. Jezt warf er etwas, das an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne glich, dem jungen Manne, wie es schien, in den Mund. Dieser sieh in dem

peinlichen,

nemlichen Augenblicke auf der Stelle leblos nieder, als wenn er von einer Kugel wäre getroffen worden. Derjenige, welcher hinter ihm stand, fieng ihn in seinen Armen auf, und legte ihn, mit Hülfe der beyden andern, als einen Todten auf die Erde nieder.

Jezt fiengen sie an, seine Glieder zu reiben, dann ihn dergestalt auf den Rücken zu schlagen, daß ein Lebendiger eher davon hätte getödtet, als ein Todter erwekt werden können. Der Redner sezte unterdeß seine Rede fort, und bat die Zuschauer sich über das, was jezt vorgienge, nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes nur im mindesten zu zweifeln. Sein jeziger lebloser Zustand rühre blos von der gewaltsamen Wirkung des Geistes auf seinen Körper her, der einer solchen Begeisterung bisher noch nicht gewohnt gewesen Wäre.

Der lebloſe Zuſtand des Candidaten dauerte mehrere Minuten; nach und nach machten die vielen und heftigen Schläge, daß er wieder einige Spuren von Leben zeigte, die aber mit heftigen Zuckungen und einer Art von Erſticken verbunden waren. Auch dieſer Zuſtand hörte bald wieder auf, und als er hierauf die Bohne, oder was es ſonſt war, wieder von ſich gegeben hatte, ſo ſchien er in kurzer Zeit wieder hergeſtellt zu ſeyn.

Nunmehr nahmen die vier Oberhäupter ihm ſeine gewöhnliche Kleidung ab, und zogen ihm dafür eine ganz neue an. Nachdem auch dieſes geſchehen

war, faßte der Redner ihn wieder bey der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches und völlig eingeweihtes Mitglied vor. Er ermahnte sie dabey, ihm allen Beystand zu leisten, dessen er, als ein junges Mitglied, bedürftig seyn könnte. Dem jungen Bruder aber gebot er, den Rath seiner ältern Brüder mit Bescheidenheit anzuhören und pünktlich zu befolgen.

(Es sey dem Herausgeber vergönnt, die Erzählung seines Gewährmannes, des Hrn. Carvers, hier auf einen Augenblik zu unterbrechen, um über den Inhalt dieser sonderbaren Geschichte erst mit wenigen Worten seine unmaßgebliche Meinung zu sagen. — Daß der Auftritt, welcher jezt erzählt worden ist, weiter nichts als eine auf Täuschung angelegte Gaukeley gewesen sey, bey der im Grunde alles ganz natürlich zugieng, werden meine jungen Leser wohl von selbst schon vermuthet haben. Wie es eigentlich damit zugieng, und durch welches natürliche Mittel man den jungen Mann erst, dem Anschn nach, tod, und dann wieder lebendig machte, das kann ich nun freilich nicht sagen. Aber erst ist es überhaupt noch die Frage, ob der ganze Vorfall sich wirklich Grade so ereignet habe, wie er uns hier beschrieben worden ist, und ob nicht das Verlangen, etwas recht Wunderbares und Unerhörtes zu erzählen, einen und den andern Umstand ein wenig anders eingekleidet habe, als er sich wirklich verhalten mochte? Unser Carver hat uns schon oben nicht undeutlich merken lassen, daß er es mit der Prüfung solcher wunderbar scheinenden Wirkungen so genau

nun eben nicht zu nehmen pflegte. Es könnte daher wohl seyn, daß er auch dem jezterzählten Auftritte mit einiger Vorliebe für das Wunderbare und mit einer gewissen Glaubwilligkeit beygewohnt hätte, die ihn hinderte, die Augen gehörig aufzuthun, um die Art und Weise, wie diese angebliche Zauberscene eigentlich bewerkstelliget wurde, ausfindig zu machen. Aber gesezt nun auch, daß alles wirklich so geschahe, wie dieser Mann es wahrzunehmen glaubte: so konnte es doch immer noch sehr natürlich damit zugehn, ungeachtet unser einer, der von dem Orte, wo die Komödie aufgeführt ward, ein parr tausend Meilen entfernt ist und der nun zwangig Jahr nachher blos die Erzählung davon in einem Buche lieset, unmöglich angeben kann, durch was für Taschenspielerkünste die Täuschung eigentlich bewirkt worden sey. Vielleicht, daß das was dem jungen Manne in den Mund geworfen ward, ein plözlich betäubendes, Ohnmacht und erbrechen verursachendes Mittel war, welches wir in Europa nicht kennen! Vielleicht, daß die ganze geheimnißvolle Komödie auf Verabredung beruhete, daß der junge Mann sich nur so stellen mußte, als wäre er todt und als lebte er nachher wieder auf! Vielleicht — doch wozu noch mehr Vermuthungen, da schon eine oder die andere von den ebengenannten völlig hinreichend ist, und das Natürliche in diesem ganzen Vorgange begreiflich zu machen, und da gewiß keiner von meinen jungen Lesern so kindisch leichtgläubig mehr ist, um es wahrscheinlich zu finden, daß es auf eine übernatürliche Weise damit zugegangen sey? Also genug hiervon,

und nun wieder zurük an den eigentlichen Faden unserer Erzählung!)

Nachdem das Oberhaupt seiner Anrede geendiget hatte: so schloß die ganze Versammlung, die innerhalb der Schranken war, um den neuen Bruder einen Kreis; die Musik hob an, und der große Krieger sang ein Lied, worinn, wie gewöhnlich, die kriegerischen Thaten ihrer Nation erhoben wurden.

Ich nannte jezt ihre Musik; diese besteht in einer Trommel, die aus einem länglich gearbeiteten Stücke eines hohlen Baumes gemacht ist, worüber man eine Haut gespannt hat. Auf diese wird mit einem einzigen Stocke geschlagen. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist sehr übellautend, und man braucht ihn blos, um den Tact damit anzugeben. Zuweilen bedienen sie sich auch einer Art Pfeiffen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Ton haben.

Nunmehr fing der Tanz an. Einige Sänger verstärkten die Musik mit ihren Stimmen, und die Frauenspersonen fielen zuweilen in den Chor mit ein, wodurch eine wilde, aber eben nicht unangenehme Harmonie entstand. Ueberhaupt muß ich gestehn, daß dies eins der angenehmsten Feste war, denen ich unter den Indianern beygewohnt habe.

Ein lächerliches Stück bey diesem Tanze, welches einer Art von Zauberey gleichfalls ähnlich sehen sollte, war vorzüglich auffallend. Die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marter- oder Otterfell in der Hand, das, wenn man darauf drükte, ein pfeifendes Geräusch durch eine darinn angebrachte hölzerne

gorgelne Röhre machte. So wie nun dieses Instrument jemand vors Gesicht gehalten ward und seinen Laut von sich gab, so fiel er augenblicklich als ein Todter nieder, vermuthlich weil auch das ein verabredetes Stük der Kommödie war. Auf die Weise lagen zuweilen drei oder mehrere Mannspersonen und Frauensleute zugleich auf der Erde; allein es währte nicht lange; so schienen sie sich wieder zu erholen, sprangen auf, und mischten sich von neuem in den Tanz. Dieses Spektakel machte selbst den Vornehmen viel Vergnügen. Ich hörte nachher, daß die aufgeblasenen Häute ihre Hausgötter wären.

Nach einigen Stunden hörte der Tanz auf; und nun fieng das Gastmal an. Die Gerichte bestehen alle aus Hundefleisch zu bestehn, dessen sie sich, wie ich in der Folge erfuhr, bei allen ihren öffentlichen Gastereien beständig zu bedienen pflegen. Der junge Kandidat muß dasselbe herbeischaffen, es koste was es wolle.

Eben die Gewohnheit, Hundefleisch bei gewissen feierlichen und religiösen Gelegenheiten zu essen, findet sich auch in den nordöstlichen Ländern von Asien. Die Bewohner eines Theils von **Kamschatka** schlachten, so oft sie den von ihnen geglaubten bösen Geistern opfern, allemal ein Rennthier oder einen Hund, essen das Fleisch davon, und stecken den Kopf mit der Zunge auf einen Pfahl, so daß die Seite nach Osten gekehrt ist. Auch wenn sie ansteckende Krankheiten befürchten, so schlachten sie einen Hund, winden seine Gedärme zum zwei Pfähle,

und gehen dazwischen durch. Das thun sie denn, ihrer Meynung nach gegen alle Ansteckung. Auf solche Albernheiten verfällt der ungebildete menschliche Verstand, wenn er von Aberglauben unmündig ist. Wohl uns, ihr jungen Freunde, daß wir über so was lachen, und unsre armen ununterrichteten Brüder, die noch in so großer Dummheit leben, herzlich dabey bedauren können!

14.

Von den Jagden der Indianer.

Die Jagd und der Krieg sind die beyden vornehmsten Beschäftigungen der Indianer, alle andere Arbeiten überlassen sie den Weibern.

Ein geschickter und entschlossener Jäger wird fast eben so sehr bey ihnen geschätzt, als ein tapferer Krieger. Man hält daher schon die jüngsten Knaben dazu an; und sie erlangen dadurch eine ausserordentliche Geschicklichkeit, dem Wilde nachzustellen und es entweder zu fangen oder zu erlegen. Es wird auch nicht leicht irgend ein Künststück, das der menschliche Verstand erfunden hat, Thiere, die ihres Fleisches oder ihres Felles wegen schätzbar sind, zu fangen, bey ihnen unbekannt seyn.

Zu Hause liebt der Indianer, wie ich schon oben angeführt habe, den Müßiggang, auf der Jagd hingegen verläßt ihn seine angebohrne Trägheit gänzlich, und er ist alsdann bis zum Bewundern thätig, geduldig

schuldig und unermüdlich. Sie wissen die Mittel, ihnen Raub auszuspähen, eben so gut, als die ihn zu fangen. Selbst da, wo jedes andere Auge nichts mehr sieht, unterscheiden sie die Spur des Wildes und verfolgen es mit der größten Beharrlichkeit durch unwegsame Wälder.

Diejenigen Thiere, welche von den Indianern ihres Fleisches oder ihrer Felle wegen gejagt werden, sind Büffel, Elendthiere, Rehe, Muselthiere, Bären, Rennthiere, Bieber, Marder u. s. w. Die Beschreibung dieser Thiere wird weiter unten folgen; jetzt will ich die Art, wie sie gejagt werden, erzählen.

Schon in ihren Sommerversammlungen bestimmen sie, wie alle sonstigen Wintergeschäfte, so auch die Gegenden, worinn gejagt werden soll und die Partheien, welche auf die verschiedenen Züge ausgehen müssen. Der Hauptkrieger, dessen Amt es mit sich bringt, die nöthigen Einrichtungen dazu zu treffen, läßt alle, die ihm folgen wollen, feyerlich einladen: denn auch hierbey, wie bey jeder andern Sache, finden keine eigentlichen Befehle statt, weil die Indianer, wie schon oben erwähnt worden ist, von einer wirklichen Oberherrschaft und von einem gesetzlichen Zwange ganz und gar keinen Begriff haben. Ein jeder nun, der die Einladung annimmt, bereitet sich dazu dadurch vor, daß er — etliche Tage fastet.

Wohlverstanden, daß das Fasten der Indianer nicht, wie bey verschiedenen andern Völkern, blos

darin bestehe, daß man nur die schmackhaftesten und kostbarsten Dinge, oder sogenannten Fastenspeisen esse, sondern, daß es mit ihren Fasten Wirklich ernst sind gemeint sey! Sie enthalten sich in der That alles möglichen Essens und Trinkens, und ihre Geduld und Standhaftigkeit geht darinn so weit, daß der heftige Durst sie nicht bewegen kann, auch nur einen Tropfen Wasser zu kosten. Und bey dieser strengen Enthaltsamkeit behalten sie dennoch immer den Anschein von Zufriedenheit und Heiterkeit.

Wozu diese Vorbereitung durch Fasten dienen solle? Ihrer Meynung nach dazu, um desto freyer zu träumen, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey; zugleich aber auch dazu, den Zorn der bösen Geister abzuwenden und sich ihre Gunst zu erwerben. So hat der Aberglaube sich in alle ihre Verrichtungen gemischt! sie malen um diese Zeit auch alle, mit Kleidern nicht bedekte Theile ihres Körpers schwarz.

Nach geendigter Fastenzeit giebt der Anführer den verschiedenen Partheyen ein großes Gastmal, woran aber niemand Theil nehmen darf, bis er sich erst gebadet hat. Nun sollte man wohl vermuthen, daß sie bey diesem Gastmale, nach einem zweytägigen Fasten, unmäßig schmausen, und sich mit Speisen mehr, als gewöhnlich, überladen würden: aber nein! Sie suchen vielmehr eine Ehre darinn, sich bey dieser Gelegenheit recht mäßig aufzuführen. Der Anführer erzählt ihnen dabey die Thaten derer, die bey dem Geschäfte, das sie jezt vorhaben, am meisten

geleistet

geleistet hatten. Nach geendigtem Mahle treten sie ihren Zug, überall schwarz bestreichen, unter dem Zujauchzen des ganzen Volks, nach der bestimmten Gegend an.

Auf der Jagd selbst sind ihre Geschicklichkeit im Ausspüren und ihre Geduld bey der Verfolgung des Wildes in der That bewundernswürdig. Keine Gebüsche, Gräben, Flüsse oder Moräste können sie aufhalten. Sie verfolgen immer in der geradesten Linie, ohne sich durch irgend etwas hindern zu lassen, und es giebt daher wenig Thiere in den Gehölzen, die sie nicht einholen könnten.

Jezt will ich die vorzüglichsten Arten ihrer Jagd beschreiben.

Wenn sie auf die Bärenjagd ausgehn, so bemühen sie sich, das Lager dieser Thiere zu entdecken, die, so lange die strenge Witterung dauret, sich in hohlen Baumstämmen oder Erdlöchern verbergen, wo sie ohne Nahrung zubringen. Haben sie einen Ort erreicht, wo sie dergleichen vermuthen: so machen sie, je nachdem ihrer viele oder wenig sind, einen größern oder kleinern Kreis, und suchen, indem sie sich sämtlich dem Mittelpunkte nähern, den eigentlichen Aufenthalt des Thieres ausfindig zu machen. Auf diese Art sind sie gewiß, alles, was sich in der Kreisfläche befindet, aufzujagen, und mit Flinten oder Bogen zu fällen. Der Bär flieht aber, sobald er nur einen Menschen oder einen Hund ansichtig wird, und wehrt sich nicht anders, als wenn er von Hunger geplagt oder verwundet wird.

Auf

Auf der Büffeljagd verfahren sie anfangs auf die nemliche Weise. Sie schließen nemlich auch erst einen Kreis oder einen Viereck, und stecken, sobald jeder seinen Posten eingenommen hat, das Gras, welches um die Zeit dieser Jagd gewöhnlich trocken ist, in Brand. Die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, rennen hierauf in einem engen Raum zusammen, und machen dadurch denen, welche sie erlegen wollen, leichtes Spiel.

Elendthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf mehr, als eine Art. Zuweilen suchen sie dieselben in den Wäldern auf, wo sie leicht hinter den Bäumen geschossen werden können. Zuweilen machen sie sich, um sie zu fangen, die Witterung zu Nutze. Wenn nemlich die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, und sich dann durch Nachtfröste eine Rinde auf demselben sezt: so bricht dies Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich, ohne viele Mühe, nicht wieder los machen. Man jagt es daher grade in dieser Zeit; und da fällt es denn nicht schwer, es einzuholen und zu erlegen.

Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine noch leichtere und wenig gefährliche Art. Sie wählen nemlich eine Stelle nahe bey einem Flusse, und theilen sich allda in zwey Partheyen, wovon die eine sich in Fahrzeuge sezt, indeß die andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, dessen Arme sich bis ans Wasser erstrecken. Wenn sie hierauf ihre Hunde loslassen, so wird alles Wild, welches

sich

sich innerhalb des Kreises befindet, angesagt und in den Fluß getrieben. Hier wird es denn von den in den Fahrzeugen befindlichen Indianern leicht erschossen. Auf diese Weise sichern sie sich vor der Wuth verwundeten Büffel und Elendsthiere, welche sich kühn gegen ihre Verfolger zuwenden, und sie unter die Füsse zu treten pflegen.

Die einträglichsten unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlicheren Gegenden, ist unstreitig die Bieberjagd. Auf diese legen sie sich daher auch ganz vorzüglich. Die Zeit dazu ist der ganze Winter vom November bis zum April, weil alsdann das Fell dieser Thiere seine größte Vollkommenheit erreicht hat. Gewöhnlich fängt man sie in Schlingen.

Da diese Thiere ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben: so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehen selten weit vom Wasser weg, und bauen ihre Häuser gewöhnlich dicht an einem großen Fluß oder See und können daher leicht sich ins tiefste Wasser begeben, wo sie denn bis auf den Grund untertauchen und unerreichbar sind. Sie schlagen dabey mit ihrem Schwanze stark aufs Wasser, um ihrer ganzen Gesellschaft ein Warnungszeichen zu geben.

In Fallen werden sie auf folgende Weise gefangen. Ohngeachtet sie, wie bekannt, einen Wintervorrath einsammeln, so pflegen sie doch von Zeit zu Zeit in die benachbarten Gegenden zu streifen, um frische Lebensmittel einzuholen. Man stellt ihnen daher

daher eine Falle in den Weg, unter welche kleine Stücken Rinde oder junge Sprößlinge gelegt werden. Sobald der Bieber diese berühret, so fällt ein schwerer Kloz auf ihn herunter und zerbricht ihm den Rücken.

Sonst baut man auch Oeffnungen in das Eis, denen die Bieber wenn sie aus ihren Häuser verjagt sind, sich zu nähern pflegen, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Wasser, und die Jäger können daher ihre Annäherung leicht bemerken, und sich fertig halten sie auf den Kopf zu schlagen, sobald sie über dem Wasser zum Vorschein kommen. Zuweilen zieht man auch, indem man ihre Häuser zerstört, Netze unter dem Eise her und fängt sie damit auf. Allein man muß sie nicht lange ruhig darinn lassen, weil sie mit ihren scharfen und langen Zähnen sich sonst leicht wieder daraus befreyen würden.

Die Indianer verhindern sorgfältig, daß ihre Hunde die Knochen der getödteten Bieber nicht benagen dürfen: und sie haben hierzu einen zweyfachen Grund, wovon der eine vernünftig, der andere abergläubisch ist. Die Knochen sind nemlich ungemein hart, und die Hunde würden daher leicht die Zähne daran verderben können. Aber ausserdem besorgen die Indianer, daß die Geister der Bieber eine solche Mißhandlung ihrer ehemaligen Körper übel nehmen und aus Rache ihnen die nächste Jagdzeit verderben dürften. Also auch bis auf die Bieberseelen erstrekt sich der Aberglaube dieser geisterscheuen Leute!

Für

Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern die ihnen nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschäzt werden, als alles andere amerikanische Rauchwerk. Meine jungen Leser wissen schon, daß man das Haar dieser Felle vornehmlich dazu braucht, die feinste Art von Hüten, oder die sogenannten Kastorhüte, auch andere feine Haararbeiten, als Strümpfe und Mützen, daraus zu verfertigen.

Das Fleisch der gefangenen Büffel, Elendthiere, Rehe u. s. w. fällt gewöhnlich dem ganzen Stamme, zu dem die Jäger gehören, anheim. Zum Bieberfange hingegen vereinigen sich gemeiniglich nur etliche Familien; und was diese fangen, das behalten sie für sich. Man hört indeß in beyden Fällen niemals, daß Neid oder Zänkereyen darüber entstünden. Glükliche Indianer bey denen das Mein und Dein so selten bösartige Leidenschaften erwekt, und so selten eine Ursach zu gegenseitigen Feindschaften und Verfolgungen wird!

Bey den Nadoweßiern gilt folgendes Jagdgesez: wenn jemand ein Stük Wild dergestalt anschießt, daß es noch eine Strecke fortläuft, ehe es hinfällt: so muß er es demjenigen überlassen, welcher nahe genug ist, um ein Messer darin zu stoßen, ehe jener herbeykommt, wäre der andre auch von einem fremden Stamme. Ohngeachtet dies ungerecht zu seyn scheint, so lassen sie es sich doch gefallen, weil es einmal festgesezt ist. Andere Indianer haben dagegen die Gewohnheit unter sich eingeführt, daß derjenige

nige, der zuerst ein Stük Wild anschießt, auch allemal den besten Theil davon erhält.

15.

Von der Art der Indianer, Krieg zu führen.

Früh fangen die Indianer an, die Waffen zu tragen, und erst im späten Alter hören sie auf, an den Kriegen ihrer Völkerschaft Theil zu nehmen. Ihre verpflichtung dazu währt vom sechszehnten bis zum sechzigsten Jahre. Nur bey einigen südlichern Völkerschaften sind sie schon mit dem fünfzigsten Jahre davon freygesprochen.

Jeder Stamm hat eine Zahl auserlesener Leute, die vorzugsweise **Krieger** genannt werden. Diese müssen immer, so wie die Umstände es erfordern, bald zum Angriffe, bald zur Vertheidigung bereit seyn. Die Lage ihres Landes bestimmt die Art ihrer Bewaffnung. Diejenigen nemlich, welche mit Europäern umgehn und Handel treiben, haben Messer, Aexte und Flinten; diejenigen hingegen, welche in den entferntern Gegenden jenseit des Mißisipi wohnen, und sich diese Waffen nicht anschaffen können, führen Bogen, Pfeile und Streitkolben oder sogenannte Kopfbrecher (*Gassetêtes.*)

Noch weiter gegen Westen hin in denjenigen Ländern, welche bis an die Südsee grenzen, bedienen sich die eingebornen einer sehr seltsamen Art von Waffen. Sie führen nemlich blos einen mittelmäßig großen Stein bey sich, der ab einer ohngefähr fünf

Fuß

Fußlängen Schnur befestiget ist, und ihnen am rechten Arme hängt. So bewafnet sitzen sie zu Pferde, als an welcher Thierart sie einen Ueberfluß haben. Den Stein selbst halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe genug gekommen sind. Dann wissen sie denselben im vollen Rennen so geschikt zu werfen, daß sie ihren Gegenstand selten verfehlen. Da das Land, welches diese Stämme bewohnen, aus weitläuftigen Ebenen besteht: so kommen ihre Feinde selten daraus zurük, weil sie diese mit ihren schnellaufenden Pferden leicht einhohlen können.

Die Nadowessier, die mit diesem Volke Krieg geführt hatten, erzählen mir, daß sie sich blos durch Moräste und Gebüsche gegen sie hätten sichern können. Nur dann, wenn sie dieselben an solchen Plätzen, die für Pferde unwegsam waren, anträffen, konnten sie sich den Sieg versprechen.

Einige Völkerschaften bedienen sich zwar auch eines Wurfspiesses, an dessen Ende ein spitziger Knochen befestiget ist: aber die gewöhnlichste Art der Waffen, welche bei den meisten in Gebrauch ist, sind doch Bogen und Pfeile nebst der kurzen Streitkolbe. Diese lezrere wird aus einem sehr harten Holze gemacht; der Kopf daran hat die Gestalt einer Kugel von ohngefähr vierthalb Zoll im Durchmesser, und aus dieser Kugel ist eine Schneide, wie bei der Streitaxt, befestiget, welche aus Stahl oder Kieselstein gemacht ist.

Bei den Nadowessiern sahe ich noch einige andere Arten von Waffen nemlich einen Dolch und

einen Schild, allein beide nur in geringerer Anzahl. Lezterer glich dem Schilde der Alten, und war von rohen Büffelhäuten verfertiget. Ersterer ward ehemals aus Knochen oder Kieselsteinen gemacht; allein seitdem sie mit europäischen Kaufleuten handeln, so verfertigen sie ihn aus Stahl. Er ist ohngefähr zehn Zoll lang, und nahe beim Handgriffe etwa drei Zoll breit. Seine Ecken sind sehr scharf, und gehen allmählich in eine Spize über. Er wird in einer Scheide von Rehfellen, die mit Stacheln vom Stachelschweine geziert ist, getragen, und hängt gewöhnlich an einer auf die nemliche Art geschmükten Schnur, die nur bis auf die Brust herunter geht. Dieser Dolch wird indeß nur von einigen der vornehmsten Anführer getragen, und scheint blos ein Unterscheidungszeichen zu seyn.

Was die Ursachen betrift, um welcher willen die Indianer mit ihren Nachbaren Krieg zu führen pflegen; so sind sie, im Ganzen genommen, ohngefähr von der nemlichen Beschaffenheit, als diejenigen, welche in Europa angeführt werden; nur daß jene größtentheils vernünftiger und gerechter sind. Eroberungssucht verleitet sie selten, vielleicht niemals, Krieg anzufangen. Ihre häufigen und blutigen Fehden entstehen vielmehr größtentheils daher, daß eine jede Völkerschaft ihre Jagdgerechtigkeiten innerhalb gewisser Grenzen behaupten oder das Land, das sie einmal durch den langen Besiz als ihr Eigenthum ansieht, gegen alle Eingriffe sichern will. Jeder einzelne Indianer, selbst der einfältigste unter ihnen, kennt die Rechte seines Volks auf das demselben

[illegible] zukommende Gebiet, und ist immer bereit, sich jeder Verletzung dieser Rechte zu wiedersetzen. So wenig das Herz dieser Leute an irgend einem Privateigenthume klebt, so eifersüchtig sind sie auf jede Verletzung der Rechte und Besitzungen ihrer Völkerschaft. Auch dadurch zeigt sich der ihnen eigenthümliche ausserordentliche Gemeingeist.

Indeß muß man, eben nicht zu ihrem Lobe, gestehen, daß die Begierde nach Rache, und der Trieb, sich durch tapfere Thaten hervorzuthun — die beiden Hauptleidenschaften dieser Völker — bei weitem die gewöhnlichste Ursache zu ihren Kriegen sind. Sie lernen von früher Jugend an, daß man nach nichts mehr trachten müsse, als den Ruhm eines großen Kriegers zu erwerben, und daß es kein glänzenderes Verdienst gebe, als eine Menge Feinde zu erschlagen oder gefangen zu nehmen. Die Rachbegierde wird ihnen gleichfalls mit der Muttermilch, und zwar als eine Tugend eingeflößt. Beide Triebfedern wirken daher sehr stark in ihnen, und reitzen sie zu Krieg und Blutvergießen.

„Die kriegerische Beredsamkeit ihrer Anführer trägt indeß nicht wenig dazu bei, sie, so oft diese wollen, zu bewegen, die Waffen zu ergreifen. „Die Knochen eurer erschlagenen Landsleute, rufen ihnen diese zu, liegen noch unbedekt. Sie fordern uns auf, ihr erlittenes Unrecht zu rächen, und es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreien gegen uns, und wir müssen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wächter unserer Ehre, flößen

uns den Entschluß ein, die Mörder unserer Brüder aufzusuchen. Auf! laßt uns gehn und diejenigen verschlingen, durch welche sie fielen! Sey nicht länger unthätig, folgt vielmehr dem Rufe euer angebornen Tapferkeit, salbt euer Haar, bemalt euer Antlitz, füllt eure Köcher, laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen, tröstet die Geister der Erschlagenen, und gelobet ihnen Rache!" Durch solche Aufforderung begeistert, ergreifen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, und brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen.

Kleine kriegerische Streifereien werden oft von einzelnen Partheien, ohne vorhergegangene öffentliche Berathschlagung, unternommen. Zuweilen ist ein einziger Krieger, wenn Rache oder die Begierde, seine Tapferkeit zu zeigen, ihn treiben, im Stande, ganz allein etliche hundert englische Meilen weit zu laufen, um zerstreute Feinde zu überfallen und zu ermorden. Das wird nun zwar von den ältesten und verständigsten Anführern nicht gebilliget, aber sie müssen doch dabei durch die Finger sehn, weil sie kein Recht haben, weder es zu verhindern, noch zu bestrafen.

So oft hingegen ein Krieg geführt werden soll, der das ganze Volk betrift: so hält man jedesmal erst allgemeine und ernsthafte Berathschlagungen darüber an. Dann versammeln sich nicht blos die Aeltesten und Häuptlinge im Rathe: sondern auch die jungen Leute werden zugelassen. Hier wird denn

alles reiflich erwogen, und die ganze bevorstehende Unternehmung in sorgfältige Ueberlegung genommen.

Bei solchen Gelegenheiten werden auch die Priester, ja sogar auch die klügsten unter ihren Weibern um Rath gefragt. Wird die Unternehmung denn endlich beschlossen, so werden die Vorbereitungen dazu mit vielen Feierlichkeiten gemacht.

Ordentlicher Weise ist der Hauptkrieger eines Volks ihr persönlicher Anführer im Kriege; doch dies nicht immer. Zuweilen überträgt er auch wohl das Kommando einem Krieger, dessen Tapferkeit und Vorsicht man schon bei andern Gelegenheiten bewährt gefunden hat. Wer nun aber auch der Anführer ist, der wird über und über schwarz bestrichen, und ist verpflichtet, etliche Tage mit der größten Strenge zu fasten. Dabei muß er den großen Geist um seinen Beistand anflehen, um den Zorn der bösen Geister abzuwenden oder zu besänftigen suchen. So lange dieses Fasten dauert, darf er mit keinem von seinem Stamme sprechen.

Es ist schon angemerkt worden, daß diese abergläubigen Leute bei solchen Gelegenheiten genau auf ihre Träume achten. Das muß nun besonders auch der Anführer während seiner Fasten thun, weil, ihrer kindischen Meinung nach, der glückliche Erfolg größtentheils davon abhängen soll. Diese Träume sind indeß fast immer vortheilhaft, weil der kühne und stolze Indianer wachend nichts anders denken, als daß ein gewisser Sieg ihn überall begleiten werde.

Man sollte glauben, daß eine öftere Erfahrung von der Trieglichkeit solcher Träume diesen Leuten schon längst allen Glauben daran benommen haben müsse; aber nein! Es geht ihnen hierinn grade so, wie dem einfältigen Pöbel unter uns, der bekanntlich von eben dieser Geistesschwäche eben so wenig geheilt werden kann, ohngeachtet unter tausend träumen, die er für bedeutend hält, kaum Einer durch bloßen Zufall sich bestätiget, indeß 999 falsch befunden werden. Aber diese 999 werden nicht geachtet, nur jener einzige, der zufälliger Weise mit nachherigen Begebenheiten einige Aehnlichkeit hatte, wird gemerkt, behalten, verbreitet, und bei jeder Gelegenheit, als ein Beweis für die eingebildete Gültigkeit der Träume angeführt. So bei uns, und so auch bei den Indianern!

Nach geendigter Fastenzeit versammelt der Anführer seine Krieger und redet sie, mit dem abgeschriebenen Gürtel Wampum in der Hand, folgendermaßen an:

„Brüder, ich rede jetzt auf Eingebung des großen Geistes mit euch. Durch ihn werde ich, mein Vorhaben, das ich euch jetzt entdecken will, ausführen können. Das Blut unserer gefallenen Brüder ist noch nicht völlig ausgetrocknet; ihre Körper liegen noch unbedeckt, und mir liegt es sehr ob, ihnen diese Pflicht zuzeigen."

Er macht ihnen hierauf die Beweggründe bekannt, die es nöthig machen, die Waffen gegen ein gewaffnet Volk zu ergreifen, und beschließt seine Rede ohngefähr mit folgenden Worten:

„Ich

„Ich bin daher entschlossen, den Kriegesweg zu gehen, und sie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleisch essen und ihr Blut trinken; wir wollen Häute von Erschlagenen und Gefangenen zurückbringen; und sollten wir bei dieser glorreichen Unternehmung umkommen! so werden wir nicht immer im Staube verborgen liegen. Dieser Gürtel soll die Belohnung dessen seyn, der die Todten begraben wird.“

Mit diesen Worten legt er den Gürtel auf die Erde; und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt sich dadurch zu seinem Gehülfen, und wird von Stund an als der zweite Anführer angesehn. Es versteht sich indeß, daß keiner, als ein angesehener Krieger, der sich durch die Menge erlegter Feinde schon ein Recht zu dieser Stelle erworben hat, den Gürtel aufnehmen darf.

Wenn der Anführer sagt, daß sie das Fleisch ihrer Feinde essen und ihr Blut trinken wollten: so muß man das nicht buchstäblich verstehn. Es ist dies nur ein figürlicher Ausdruk, der weiter nichts sagen will, als daß sie sich an ihren Feinden rächen und ihre Augen an dem Blute derselben laben wollen. Indessen ist doch so viel wahr, daß sie zuweilen, um groß zu thun oder ihre Rachbegierde auf eine recht auffallende Weise zu befriedigen, das Herz ihres geschlagenen Feindes wirklich zu fressen und von dem Blute desselben zu trinken pflegen. Aber laß uns unsre Augen von einem so scheußlichen und unnatürlichen Schauspiele, so geschwind wie möglich, wieder wegkehren, und die ferneren Vorbereitungen zu ihren Kriegen hören.

Wenn die beschriebene Feierlichkeit geendiget ist, so wird dem Anführer die schwarze Farbe wieder abgewaschen. Man beschmiert ihn dafür mit Bärenfett, und bemalt ihn hierauf roth, und zwar mit solchen Figuren, welche, ihrer Meinung nach, dem Feinde das meiste Schrecken einflößen können. Dann besingt er in einem Kriegsliede seine Heldenthaten, und tanzet darauf mit allen Kriegern zum großen Geiste, wobei jeder seine Augen gegen die Sonne richtet.

Und nun folgen die obenbeschriebene Tänze. Den Beschluß macht ein Gastmal, das gewöhnlich aus Hundefleisch besteht. Jeder Krieger, der den Anführer auf dem bevorstehenden Zuge begleiten will, erhält seinen Theil davon; er selbst aber bleibt, des vorhergegangenen langen Fastens ungeachtet, so lange als das Fest währt, ruhig mit der Pfeife im Munde sitzen, und erzählt die tapfern Thaten seiner Familie.

Unterdeß verfertigen die Priester, die zugleich ihre Aerzte sind, allerhand heilende Arzeneien für diejenigen, welche Wunden bekommen werden. Sie sammeln dazu, unter vielen Ceremonien, eine Menge Kräuter und Wurzeln, und behaupten, daß sie die heilenden Kräfte derselben durch ihre Gaukeleyen vermehren können. So viel ist gewiß, daß dese Priester die medicinischen Eigenschaften vieler Kräuter kennen, und daß das nicht wenig dazu beiträgt, sie in den Augen des Volks ehrwürdig und wichtig zu machen.

[illegible] vor einiger Zeit ein deutscher Schriftsteller in gutgemeinter Absicht unsern vaterländischen Landgeistlichen rieth, daß auch sie in ihren Nebenstunden sich ein wenig auf die Heilkunde legen möchten; sie sagten die Leute, der Mann gienge damit um, den ehrwürdigen Stand der Geistlichen zu degradiren, und die Religion umzustossen. So verschieden wird eine und eben dieselbe Sache in verschiedenen Weltgegenden angesehn!

Während der ganzen Zeit, die zwischen dem Tage, da der Krieg beschlossen ward, bis zum Abmarsche der Krieger verfließt, werden die Nächte mit Lustbarkeiten, die Tage mit nothwendigen Zurüstungen zugebracht.

Zuweilen wird für gut befunden, eine benachbarte Völkerschaft um ihren Beistand zu ersuchen. In diesem Falle wird einer von den Anführern, der die Sprache des andern Volks versteht und dabei ein guter Redner ist, erwählt und mit einem Wampumgürtel, nebst einer rothbemalten Axt dahin geschikt. Auf dem Gürtel ist die Absicht seiner Sendung durch Figuren ausgedrükt die jedem Indianer verständlich sind.

Sobald dieser den Wohnort des Volks erreicht, so beruft der dortige Anführer alsobald einen Rath zusammen, vor welchem der Gesandte erscheinen muß. Hier wirft er die Axt auf den Boden, und erklärt mit dem Gürtel in der Hand, wozu man ihn abgeschikt habe. Er überreicht hierbei den Wampumgürtel und bittet sie, die Axt vom Boden aufzunehmen;

Ist man nun geneigt, den Antrag zu genehmigen, so tritt einer von den Anführern hervor, und nimt die Axt auf. Dann kann die Hülfe suchende Völkerschaft versichert seyn, daß man sich ihrer treulich annehmen werde. Wird aber weder die Axt noch der Gürtel angenommen: so schließt der Abgesandte hieraus, daß man sich schon mit den Feinden seiner Nation verbunden habe, und eilt, so sehr er kann, um die unangenehme Nachricht hievon zurükzubringen.

Jezt muß ich meinen jungen Lesern auch die Art erzählen, wie die Indianer bei ihrer Kriegserklärung zu verfahren pflegen.

Diese besteht darinn, daß sie eine um Gott rothbemalte Axt durch einen Sklaven überschicken. Dieser Auftrag ist gefährlich; denn oft muß der Bote, indem er sich desselben entlediget, mit seinem Leben dafür büßen. Nichtsdestoweniger wird er immer treulich ausgerichtet.

Oft erregt dies Herausforderungszeichen bei dem Volke, dem es zugesandt wird, eine solche Wuth, daß sogleich ein kleiner Trupp von demselben davon rennt, ohne erst die Erlaubniß der Aeltern abzuwarten, um den ersten den besten von der angreifenden Nation, der ihnen aufstößt, auf die grausamste Weise umzubringen. Sie hauen nemlich ein neues schuldloses unglükliches Opfer ihrer Wuth den Leib auf, und stekken eben eine solche Axt, als ihnen überschikt ward, auch wohl einen Spieß oder einen Pfeil, dessen Ende roth gefärbt ist, in das Herz

dessel-

[illegible]. Dann verstümmeln sie seinen Körper an verschiedenen Theilen, wodurch sie ihren Feinden zu erkennen geben wollen, daß man sie nicht für Männer, sondern für schwache und wehrlose alte Weiber halte.

Selten ziehen die Indianer in großen Haufen zu Felde; denn da müßten sie auch Anstalten für ihren Unterhalt auf den langen Märschen durch öde Wälder oder über Moräste und Seen, treffen, und das würde ihnen mehr Mühe machen, als sie sich geben mögen. So aber nehmen sie weder Gepäk, noch Lebensmittel mit. Jeder Krieger trägt, ausser seinen Waffen, blos eine Matte, und verläßt sich darauf, daß er auf dem Marsche Wild oder Fische zu seinem Unterhalte finden werde.

So lange sie dem Feinde noch nicht sehr nahe zu seyn glauben, sind sie wenig auf ihrer Hut. Sie zerstreuen sich vielmehr in die Wälder, um der Jagd obzuliegen, und zuweilen bleiben kaum zwölf Krieger zusammen. Aber wenn sie auch noch so weit sich vom Kriegswege entfernen: so kann man doch vollkommen sicher seyn, daß sie sich zu bestimmter Zeit wieder auf dem Sammelplatze einfinden werden.

Die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, macht, daß sie sich wenig Mühe geben, sich vor Ueberfällen in Sicherheit zu stellen. Sie schlagen daher ihre Zelte lange vor Sonnenuntergang auf, so daß der Feind, wenn er will, den Ort ihres nächtlichen Aufenthalts bemerken kann. Dann legen

sie

sie sich, ohne Posten auszustellen, ruhig schlafen, und verlassen sich auf den Schutz ihrer Hausgötter — der obenbeschriebenen Otter- oder Marderfelle — die sie immer mit sich führen, und von denen sie, troz ihrer öftern Erfahrung vom Gegentheil, fest versichert sind, daß die Schildwachenstelle für sie vertreten. Diese Felle werden bei einigen Völkerschaften Manitus; bei andern Wakon, das ist Geister, genannt, und sie stehen bei ihnen in ausnehmender Achtung.

Diese ihre Unvorsichtigkeit hört indeß auf, sobald sie sich innerhalb der feindlichen Grenzen befinden. Dann werden sie auf einmal äusserst behutsam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man hört sie nicht mehr schreien, und sie gehen nun nicht mehr auf die Jagd. Ja sie erlauben sich nicht einmal mehr mit einander zu sprechen; sondern theilen sich ihre Gedanken durch Zeichen und Gebehrden mit.

Von offenbaren Angriffen halten sie nichts; denn sie glauben, daß sie davon wenig Ehre haben würden. Destomehr legen sie sich auf Kriegeslisten, und plözliche Ueberfälle, als welche sie für ungleich rühmlicher halten. Selten greifen sie an, wenn nicht der Vortheil ganz offenbar auf ihrer Seite ist. Finden sie daher den Feind auf seiner Hut, oder zu gut gedekt, oder zu zahlreich: so ziehen sie, wen's ihnen immer möglich ist, sich alsobald zurük. Die vorzüglichste Eigenschaft eines Hauptkriegers besteht bei ihnen darinn, daß er einen Angriff gehörig zu ordnen, und viele Feinde mit geringem Verluste zu erlegen wisse.

Ihre Angriffe thun sie gewöhnlich kurz vor Tagesanbruch, weil sie alsdann ihre Feinde im tiefsten Schlafe zu finden hoffen. Die ganze vorhergehende Nacht liegen sie platt auf der Erde, und nähern sich, auf Händen und Füßen kriechend, bis auf einen Bogenschuß dem feindlichen Lager. Jezt springen sie, auf ein dem Hauptkrieger gegebenes Zeichen, alle auf, schießen ihre Bogen ab, und stürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu lassen, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, mit ihren Aexten und Streitkolben über sie her.

Zuweilen verbergen sie sich hinter Bäumen, Hügeln oder Felsen, thun alsdann etliche Schüsse, und ziehn sich unentdekt wieder zurük. Diejenigen Europäer, welche diese indianische Art zu fechten noch nicht kannten, haben oft die schreklichsten Wirkungen davon erfahren.

Wenn die Indianer in ihrem Ueberfalle glüklich sind, so läßt sich die fürchterliche Scene ihrer Wuth nicht beschreiben. Die Grausamkeit der Sieger und die Verzweifelung der Besiegten, die sehr gut wissen, was für ein Schiksal ihnen bevorsteht, wenn sie gefangen werden, machen, daß beide ihre äussersten Kräfte anstrengen. Der Anblik der Streitenden, die alle roth und schwarz bemalt und mit dem Blute der Erschlagenen besudelt sind, das fürchterliche Geheul und ihre gränzenlose Wuth übersteigen alle Begriffe eines Europäers.

Ich bin oft ein Zuschauer davon gewesen; einmal nahm ich sogar selbst auf eine sehr traurige Weise Antheil daran, und mein gänzliches Unvermögen, Widerstand zu leisten, machte den Auftritt noch schrecklicher für mich. Noch schwebt mir jeder umstand davon im Gedächtnisse; und eine Erzählung davon wird die viehische Wuth der Indianer in ein eben so helles als schreckliches Licht stellen.

16.

Ein Beispiel von indianischer Grausamkeit.

Als General Webb, der 1757 die englische Arme in Nordamerika anführte, bei dem Fort Edward sein Lager hatte: so lief die Nachricht ein, daß die französischen Truppen unter dem General Montcalm gegen das Fort William Henry anrükten. Auf diese Nachricht schikte er ein Corps von 1500 Mann, die theils aus Engländern, theils aus Provinzialen oder amerikanischen Landtruppen bestanden, zur Verstärkung der Besatzung ab. Ich selbst befand mich mit dabei, und zwar als Freiwilliger bei den Provinzialen.

Diese Vorsorge des englischen Befehlshabers war nicht vergeblich; den nicht lange nach unserer Ankunft sahen wir den Georgensee, woran das Fort liegt, mit einer unzählichen Menge von Böten bedekt. Einige Stunden darnach wurden wir förmlich angegriffen;

gewissen; und unser Feind bestund aus 1200 Franzosen und 2000 Indianern. Wir selbst waren nur 2300 Mann stark, und der tapfere Oberste Monro war unser Befehlshaber.

Dieser vertheidigte sich mit grosser Entschlossenheit. So oft der französische General ihn auffordern liess, gab er jedesmal zur Antwort: er sähe sich noch recht gut im Stande, ihm zu wiederstehen, und könne, sobald er es bedürfte, Verstärkung von der englischen Armee erhalten.

Dies leztere war indeß ohne Grund. Denn General Webb, denn er wirklich um Hülfe ersuchen liess, schrieb ihm zurük: daß er das Fort unter guten Bedingungen nur immer übergeben möchte, weil es nicht in seinem Vermögen stünde, ihm Beistand zu leisten. Unglüklicher Weise war dieser Brief dem französischen General in die Hände gerathen. Dieser liess hierauf den englischen Commendanten sogleich um eine persönliche Zusammenkunft ersuchen; und diese ward bewilliget. Beide Befehlshaber kamen hierauf, von einer kleinen Wache begleitet, mitten zwischen den Verschanzungen zusammen, und General Montcalm verlangte, daß das Fort, als dem König, seinem Herrn, zugehörig, ihm übergeben würde. Der Oberste Monro erwiederte, daß er nicht wüßte, worinn das angebliche Recht des Königs von Frankreich auf diesen Plaz bestünde, und daß er sich ferner tapfer zu vertheidigen gedächte.

Der französische Befehlshaber zog hierauf den aufgefangenen Brief des Generals Webb hervor, und

und sagte: „Hier ist die Vollmacht, die mich berechtiget, das Fort in Besitz zu nehmen!“ Der Oberste las, erstaunte, und sahe sich nunmehr gezwungen, sich in Unterhandlungen einzulassen.

Das Fort wurde übergeben, und der Besatzung, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, verwilligt, mit allen militärischen Ehrenzeichen abzuziehen. Man versprach ihr überdem bedekte Wagen, zur Abführung ihres Gepäks, und eine Wache, die sie gegen die Wuth der Wilden schützen sollte. Aber dieser Vertrag blieb schändlicher Weise unerfüllt.

Unser Corps, welches jezt auf 2000 Mann, Weiber und Kinder ungerechnet, zusammengeschmolzen war, mußte sich am folgenden Morgen innerhalb der Festungswerke formiren, und war eben im Begriff abzumarschieren, als eine große Menge Indianer sich um uns her versammelte und zu plündern anfieng. Wir ließen dies geschehen, theils weil wir es nicht hindern konnten, und theils weil wir hofften, daß sie sich damit begnügen würden. Man hatte uns nemlich zwar die Gewehre, aber nicht eine einzige Patrone gelassen.

Aber bei dem bloßen Plündern blieb es nicht. Denn bald darauf fielen die wüthenden Indianer unsere Kranken und Verwundeten an. Diejenigen davon, welche noch kriechen konnten, suchten sich zwischen unsern Gliedern zu retten; die übrigen alle wurden, ihres Schreiens und Jammerns ungeachtet, schändlich niedergemacht.

Unsere

Unsere kleine Armee fieng jezt an sich in Bewegung zu setzen und vorzurücken: allein nicht lange, so sahen wir, daß unser Vortrab zurükgetrieben wurde; wir selbst wurden von den Wilden ganz umringt. Sehnsuchtsvoll blikten wir nach der Wache aus, welche die Franzosen uns versprochen hatten; aber diese blieb leider! aus. Die Indianer wurden mit jedem Augenblicke frecher und wüthender, und jezt fingen sie an, uns die Waffen und Kleider abzureissen, und schlugen jeden, der sich ihnen wiedersetzen wollte, mit der Streitaxt nieder.

Ich war im Vortrabe, und nahm an dem Schikksale meiner Gefährten Theil. Einige Wilde pakten mich wüthend an, und rissen mir meine Kleidungsstücke, meine Schnallen und mein Geld weg. Ich erblikte in diesem Augenblicke eine französische Schildwache, welche nahe bei mir stand, und lief zu ihr hin, um Schuz bei ihr zu suchen: aber der Kerl schalt mich einen englischen Hund, und stieß mich wieder mitten unter die Wilden zurük.

Ich bemühete mich jezt, einen Trupp von unsern Leuten zu erreichen, der sich in einiger Entfernung gesammelt hatte: aber man schlug von allen Seiten her so gewaltig auf mich los, daß ich gewiß hätte erliegen müssen, wenn die Indianer nicht so gedrängt gestanden hätten, daß sie dadurch gehindert wurden, ihre Hiebe gehörig zu vollführen. Einer verwundete mich indeß mit einem Spieße in der Seite, und ein anderer versezte mir eine Spießwunde am Knöchel. Dennoch erreichte ich glüklich

den Flek, wo meine Landsleute standen, und drängte mich mitten unter sie. Ich hatte unterdeß nicht bloß alle meine Kleidungsstücke verlohren, sondern man hatte mir auch mein Hemd so zerrissen, daß nichts als der Kragen und die Vordertheile der Aermel davon noch übrig waren. Ausserdem trug ich überall sichtbare Spuren von wüthenden Handgriffen der Wilden.

Ich glaubte jezt, der größten Gefahr entronnen zu seyn; aber in diesem Augenblicke erhoben die Indianer ihr fürchterliches Kriegsgeschrei, und fiengen zugleich an, alle die ihnen nahe waren, ohne Unterschied zu ermorden. Es ist mir unmöglich, das Schreckliche dieses Auftritts mit Worten auszudrücken. Männer, Weiber und Kinder wurden auf die grausamste Weise ermordert und auf der Stelle geschunden. Viele der wilden Unmenschen tranken das Blut ihrer Schlachtopfer, so wie es warm aus ihren Wunden floß! —

Und das alles sahen unsre christlichen Landsleute, die Franzosen, so mit an, ohne im mindesten daran zu denken, ihr Versprechen gegen uns in Erfüllung zu bringen! Mit empfindungen, die sich nicht ausdrücken lassen, sahe ich die französischen Officiere deutlich in einiger Entfernung herumspatzieren, und bey dem Jammergeschrei der Unsrigen ganz gleichgültig mit einander reden. Schande über diese christlichen Ungeheuer! Zwar will ich zur Ehre der Menschheit mich gern überreden, daß diese schändliche Verletzung des Völker, und Menschenrechts mehr

durch

durch die unbändige Grausamkeit der Indianer, als durch die Treulosigkeit des französischen Befehlshabers veranlaßt wurde: allein man sollte doch glauben, daß zehntausend christliche truppen dem Morden von zweitausend Indianern leicht hätten Einhalt thun können, wenn sie nur gewollt hätten.

Das Blutbad wurde nunmehr immer größer. Der Kreis, indem ich mich befand, hatte schon sehr abgenommen, weil einer nach dem andern daraus niedergeschlagen wurde. Einige der Entschlossensten unter uns schlugen daher vor, alle unsere Kräfte zusammenzuraffen, um durch die Wilden durchzubrechen. So verzweifelt dies Mittel auch zu seyn schien, so ergriffen wir es doch, als das einzige, welches uns zu unserer Rettung nun noch übrig war.

Es stürzten sich daher ohngefähr zwanzig von uns mitten unter die Indianer; aber es währte kaum einen Augenblik, so waren wir schon von einander getrennt. Der eine suchte sich hier, der andere dort einen Weg zu bahnen, der eine fiel, der andere wurde gepakt. Nur sieben von uns hatten, wie ich in der Folge erfuhr, das Glük, sich durchzuschlagen.

Wenn ich jezt noch an die Art, wie ich mich zu retten suchte, zurükdenke, so kommt mir meine Erhaltung wie ein Wunder vor, und ich begreife kaum, wie sie bewerkstelliget werden konnte. Was ich mich davon erinnere, ist dieses. Ich stieß einige nieder,

andern entgieng ich durch meine Geschwindigkeit. Endlich aber pakten mich zwei starke Anführer, die, wie ich an ihrer Bekleidung sehen konnte, zu den wildesten Stämmen gehörten, bei den Armen, und schleppten mich fort.

Jezt hielt ich mich für verloren: allein sie hatten mich kaum einige Schritte weit fortgezogen, als ein Engländer, vielleicht von Stande, wie aus seinen rothen sammtnen Beinkleidern, der einzigen ihm noch übrigen Bedeckung, zu schließen war, dicht bei uns vorbei stürzte. Augenbliklich ließ einer der beiden Indianern mich wieder fahren, um jenen zu haschen. Er ergrieff ihn auch, allein der Engländer war ihm überlegen, und warf ihn zu Boden. Dieser würde nun vermuthlich glüklich entkommen seyn, wenn nicht der andere Indianer, der mich bis dahin gehalten hatte, seinem Gefährten zu Hülfe gesprungen wäre. Ich machte mir diesen Augenblik zu Nuze, und lief nach einem noch ungetrinnten Haufen von Engländer hin, den ich in einiger Entfernung von mir sahe. Ich warf im Laufen einen mitleidigen Blik auf den Engländer, dem ich meine Rettung zu danken hatte, und sahe mit Grausen und Bejammern, daß der zweite Indianer ihn von hinten zu mit seiner Streitaxt niederhieb.

Kaum war ich einige Schritt weiter gekommen, so lief ein kleiner niedlicher Knabe auf mich zu, und flehete, daß ich ihn anfassen und ihn mit fortziehen mögte. Ich wollte, aber ich konnte ihn nicht retten. Er ward bald, ohne daß ich es hindern konnte, von

mir

mir gerissen, und, aus seinem Schreien zu urtheilen, ermordert. Das Schiksal dieses armen Kindes verursachte mir unaussprechlichen Schmerz.

Jezt befand ich mich wieder unter Freunden; allein wir waren nicht im Stande, einander zu schützen. Jeder suchte für sich dem Verderben zu entrinnen, so gut er konnte. Was mich betrifft, so sezte ich meine lezte Hofnung auf einen nahe vor uns liegenden Wald, den ich zu erreichen suchte. Ich erreichte ihn glüklich; allein ich war nun auch so ganz ausser Athem und abgemattet, daß ich mich halb todt unter einem Busch auf die Erde warf.

Auch hier verfolgte mich der Schrecken des Todes. Es liefen nemlich ein paar Wilde bei mir vorbei, welche vermuthlich mich entwischen sahn, und mich wieder einholen wollten. Ich war jezt zweifelhaft, ob es sicherer wäre, mich hier zu verbergen, bis die Nacht einbräche, oder tiefer ins Gehölz zu flüchten. Aus Furcht, daß die Indianer zurükkommen und mich finden mögten, wählte ich das lezte, und eilte so schnell davon, als die Dornsträuche und der Verlust eines meiner Schuhe mir nur erlauben wollten. Nach einigen Stunden erreichte ich einen Berg, von dem ich den schrecklichen Schauplaz übersehen und ganz deutlich wahrnehmen konnte, daß das Blutvergießen noch immer fortwährte.

Um meine Leser nicht zu ermüden, will ich nur noch hinzusetzen, daß ich drei Tage und drei Nächte.

ohne Speise und Schlaf herumirrte, bis ich endlich so glüklich war, das englische Lager bei Fort Edward zu erreichen, wo ich durch gehörige Verpflegung bald wieder zu meiner vorigen Stärke und Munterkeit gelangte.

Man rechnet, daß die Wilden an diesem traurigen Tage fünfzehenhundert Personen theils umbrachten, theils gefangen wegschleppten. Von den leztern sahen nachher nur wenige den Rükweg in ihr Vaterland, nachdem sie eine lange und höchsttraurige Gefangenschaft ausgestanden hatten.

Um den Vorwurf, den diese schrekliche Geschichte auf die französische Nation bringen könnte, der Gerechtigkeit gemäß zu mildern, füge ich noch hinzu, daß ich in der Folge durch viele Beweise überzeugt ward, daß die Grausamkeit und Treulosigkeit des Generals **Montcalm** von seinen Landsleuten durchgängig gemißbilliget wurde. Ein kanadischer Kaufmann z. B. wollte auf die erste Nachricht von der Eroberung des Forts William Henry ein großes Freudenfest anstellen; aber kaum hatte er von dem dabei vorgefallenen unmenschlichen Blutbade gehört, als er alles sogleich wieder abbestellte und seinen Unwillen über das Verfahren des Generals laut zu erkennen gab.

Genug von einer Geschichte, die ich aus den Jahrbüchern der Menschheit für immer auszulöschen wünschte. Ich hatte meinen Lesern ein Beispiel von der grausamen Wuth der Indianer gegen ihre Feinde ver-

versprochen; und ich denke, ich habe nur zu gut Wort gehalten. Ich hielt es aber für nüzlich, dieses schrekliche Beispiel auszuheben, um den jungen Leser nicht durch das sonstige Gute, welches ich von diesen unkultivirten Menschen erzählt habe, zu dem unreifen Gedanken zu verleiten, daß der rohe und ungesittete Mensch besser als der ausgebildete und gesittete sey. Alles wohl erwogen, haben wir die größte Ursache von der Welt, mit unserem Schikſale, Europa und unter kultivierten Menschen zu leben, höchst zufrieden zu seyn, und Gott dafür zu danken. Ich hoffe, diese wahre und zu unserer Zufriedenheit nöthige Empfindung in den Gemüthern meiner jungen Leser durch obige Erzählung sattsam erwekt zu haben. Also genug davon!

17.

Fortsezung von der Art der Indianer Krieg zu führen.

Ich habe schon oben angeführt, daß die Indianer gewöhnlich nicht viel Sorgfalt darauf verwenden, sich vor Unfällen zu sichern; aber daß sie desto unerschöpflicher an List und Verschlagenheit sind, wenn es darauf ankommt, selbst einen Ueberfall zu bewerkſtelligen. Dabei kommt ihr angebohrnes Talent, die Spur ihrer Feinde, selbst da, wo sie einem europäischen Auge gar nicht weiter sichtbar ist, mit Sicherheit zu verfolgen, ihnen ausserordentlich zu statten. Auf dem kürzesten Grase, auf dem

härtesten Boden, ja sogar auf Steinen können sie die Fußstapfen nicht bloß erkennen, sondern auch daraus bestimmen, ob eine Frau oder ein Mann sie eingedrükt habe, ja sogar — so unglaublich dies auch immer klingen mag — zu welcher Völkerschaft derjenigen gehörte, von dem sie herrühren. Ich würde diese Versicherung für eben so übertrieben halten, als sie meinen Lesern vorkommen muß, wenn ich nicht selbst so viele Proben davon gesehen hätte, daß ich die Wahrheit der Sache gar nicht weiter bezweifeln kann.

Während eines Gefechts schlagen sie ohne Gnade und Barmherzigkeit alles todt, was ihnen vorkommt. Sobald sie aber ihres Sieges gewiß sind: so schaffen sie erst alle diejenige aus dem Wege, deren Fortbringung ihnen zu viel Mühe machen würde, und dann erst suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie können.

Den Todten sowohl als auch den schwer Verwundeten ziehen sie mit einer barbarischen Geschiklichkeit in einem Nu die Haut vom Köpfe. Dies beschaffen sie auf folgende Weise. Sie wikeln das Haar des unglüklichen Schlachtopfers um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die dadurch ausgespannte Haut mit ihrem Schindemesser, welches sie immer dazu gut geschärft halten, in etlichen Schnitten herunter. Die ganze gräßliche Operation dauert kaum eine Minute. Diese abgezogenen Häute sind ihre Siegeszeichen, und sie heben dieselben, als Beweise

ihrer

ihrer Tapferkeit und ausgeübter Rache, sorgfältig auf.

Packen zwei Indianer einen Gefangenen zugleich an, und können sie nicht sogleich eins darüber werden, wenn von beiden er eigentlich gehören sollte: so kommen sie dem Streite, der darüber entstehen könnte, dadurch zuvor, daß sie den unglüklichen Zankapfel mit ihrer Axt oder Streitkolbe alsobald aus dem Wege räumen.

Sobald sie einen Sieg erfochten und so vielen Schaden gestiftet haben, als ihnen möglich war, ziehen sie sich, aus Besorgniß die Früchte des Sieges wieder einzubüßen, auf das eilfertigste nach ihrem Lande zurük.

Merken sie aber auf ihrem Rükzuge, daß ihnen nachgesezt werde: so suchen sie zuvörderst ihren Verfolgern durch allerhand Kunststücke zu entgehen. Sie streuen Sand oder Blätter über ihre Fußstapfen, treten einer in des andern Spur, um ihre Anzahl zu verbergen, oder treten so leise zu, daß man gar keinen Eindruk davon bemerken kann. Will dies alles nicht helfen, und gerathen sie dennoch in Gefahr, eingeholt zu werden: so bringen sie ihre Gefangenen um, ziehen ihnen die Kopfhaut ab, und sprengen hierauf aus einander, um ihr Land auf diese Weise desto leichter wieder zu erreichen.

Ihre eigenen Verwundeten schleppen sie auf Bahren fort, oder ziehen sie auf Schlitten hinter sich her, wenn es grade im Winter ist.

Die Bahren sind nur ganz grob aus Aesten und Zweigen zusammengesezt. Ihre Schlitten bestehen aus zwei dünnen Bretter, die zusammen ohngefähr zwei Fuß breit und sechs Fuß lang sind. Sie stehen vorn etwas in die Höhe und sind auf den Steinen mit kleinen Leisten beschlagen. Auf diesen schlechtgemachten Schlitten ziehen sie große Lasten mit einem Riemen fort, der ihnen um die Brust geht. Dieser Zugriemen heißt Metump, und ist sehr künstlich gearbeitet.

Die Gefangenen bewachen sie auf dem Marsche mit äusserster Sorgfalt. So lange die Reise zu Lande geht, werden sie von ihren Ueberwindern festgehalten; schift man sich ein, so werden sie in dem Fahrzeuge angebunden. Zur Nachtzeit hingegen werden sie nakt auf die Erde gelegt, und mit den Armen, den Beinen und dem Halse an Hacken gebunden. Ausserdem bindet man ihnen Seile um die Arme oder Füße, die ein Indianer hält und daher gleich aufwachen muß; wenn sie sich bewegen.

Dieser ausserordentlichen Sorgfalt ungeachtet, fand doch ein Frau aus Neu-England fast ganz allein Mittel, sich aus den Händen eines ganzen Haufens von Kriegern, der sie wegführte, zu erlösen und ihr Vaterland zu rächen. Diese Heldin hieß Rowe, und ihre Geschichte verdient, als ein Beispiel von weiblicher Entschlossenheit, aufbewahrt zu werden.

Man hatte sie, nebst ihrem unerwachsenen Sohne, schon zwei Tagreisen fortgeführt, und legte sich,

als die Nacht wieder einbrach, zum zweitenmale schlafen. Sie selbst wurde auf die ebenbeschriebene Weise festgebunden, ihren Sohn hingegen, von dem man sich, seines Alters wegen, nichts Böses versahe hatte man freigelassen. Als nun der ganze Haufe in den tiefsten Schlaf versunken war, bemühete sie sich, ihrer Bande los zu werden. Dies gelang. Sie legte hierauf alle Waffen der Indianer bei Seite, gab ihrem Sohne eine Axt, und befahl ihm mit leiser Stimme, ihrem Beispiele zu folgen. Sie schlug hierauf mit einer zweiten Axt verschiedene Indianer nach einander todt, und ihr Sohn wollte ein Gleiches thun. Allein die Schwäche und Unentschlossenheit desselben hätte bald ihr ganzes Unternehmen vereitelt: denn er gab einem Indianer einen so leichten Schlag; daß er bloß davon erwachte. Sie kam indeß allsobald zu Hülfe, und schlug ihn nieder, bevor er seine Waffen finden konnte. Auf diese Art brachte sie nach und nach alle mit einander um, bis auf ein indianisches Weib, welches früh genug erwachte, um ihr entwischen zu können.

Die Heldin zog hierauf den Erschlagenen die Kopfhaut ab, und brachte sie nebst den Kopfhäuten ihrer von den Indianern getödteten Landsleute, im Triumpfe nach ihrem Wohnplatze zurük.

Auf dem Marsche werden die armen Gefangenen von ihren Ueberwindern gezwungen, den Todtengesang zu singen. Dieser hat gewöhnlich folgenden Inhalt:

„Ich

„Ich gehe zum Tode, ich werde viel leiden müssen; aber ich will die gröſste Qualen, die meine Feinde mir anthun können, mit Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapferer Mann sterben, und zu den Helden gehen, die auf ähnliche Weise starben.

Dieser Gesang wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis sie das bestimmte Dorf oder Lager erreichen.

Wenn die Krieger so nahe gekommen sind, daſs man sie hören kann, so schreien sie zu verschiedenen malen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zuges überhaupt kund zu thun. Ihr wiederholtes Todtengeschrei zeigt an, wie viel sie von ihren eigenen Leuten verloren haben, und ihr Kriegsgeschrei bezeichnet die Menge ihrer Gefangenen.

Das Todtengeschrei klingt ohngefähr, wie hu, hu, huy! und wird in einem kreischenden Tone so lange ausgehalten, als sie, ohne von neuem Athem zu holen, es ertragen können, und dann auf einmal mit einer plözlichen Erhebung der Stimme abgebrochen. Das Kriegsgeschrei ist diesem ähnlich, aber lautet, und wird dadurch, daſs sie die Hand vor den Mund halten, etwas abgeändert. Beide kann man in einer beträchtlichen Entfernung hören.

So lange dies Geschrei währt, bleiben alle, die dadurch benachrichtiget werden sollen, voller Aufmerksamkeit stehen. Ist es geendiget, so läuft alles

aus

aus dem Dorfe, um die einzelnen Umstände der Begebenheit zu erfahren, und je nachdem die Nachricht freudig oder traurig ist, wird durch ein wiederholtes Freuden- oder Trauergeschrei darauf geantwortet.

Jezt eröffnet sich ein unbarmherziges Schauspiel. Weiber und Kinder stellen sich, mit Knippeln bewafnet, in zwei Reihen, und die armen Gefangenen müssen dazwischen hingehen. Sie schlagen dann auf diese Elenden so unbarmherzig los, daß sie kaum noch einige Spuren vom Leben übrig behalten. Nicht aus Schonung, sondern aus unmenschlicher Grausamkeit nehmen sie sich dabei wohl in Acht, ihnen keine völlig tödtlichen Schläge zu geben, weil sie sonst das teuflische Vergnügen einbüssen würden, sie noch grausamer zu quälen.

Nach diesem liebreichen Empfange werden den Gefangenen Hände und Füße gebunden, und die Anführer halten einen Rath, worinn ihr Schikſal entschieden wird. Diejenigen, welche durch die gewöhnlichen Qualen sterben sollen, werden dem Hauptkrieger, die andern hingegen, denen man das Leben schencken will, dem Oberhaupte der Völkerschaft übergeben. Schon hierdurch erfahren die Gefangenen ihr unvermeidliches Schikſal, weil sie wissen, das der Urtheilsſpruch allemal unwiderruflich ist. Das erste nennen ſie dem Hauſe des Todes, das andere dem Hauſe der Gnade zugeführt werden.

Gefangene, die schon etwas bey Jahren sind und sich durch ihre kriegerischen Thaten berühmt gemacht haben, erhalten niemals Pardon. Sie büssen vielmehr für das von ihnen vergossene Blut immer durchs Feuer. Ob aber jemand Thaten verrichtet habe, welche diese Todesart nach sich ziehen, das kann man, ohne sie zu kennen, an gewissen blauen Zeichen sehen, die sie an den Armen und auf der Brust tragen, und die einem Indianer eben so verständlich sind, als dem Europäer seine Buchstabenschrift.

Die Art, wie sie sich diese Hieroglyphen*) einprägen, ist folgende: Sie ritzen sich die Haut mit Fischzähnen oder scharfen Kieselsteinen auf, die sie vorher in eine gewisse Dinte von Kienruß getaucht haben. Dergleichen Zeichen sind nachher unauslöschlich und werden für einen großen Ehrenschmuk gehalten; aber dem Gefangenen gereichen sie allemal zum vermeidlichen Verderben.

Die Art, wie diese Unglüklichen hingerichtet werden, macht die Menschheit schaudern. Aber so sehr auch meine Vorstellungskraft sich weigert, das greuliche Bild einer solchen Scene zurükzurufen: so muß ich sie doch beschreiben, um meinen Lesern noch einmal eine Veranlassung zu geben, ihr Glük, unter ausgebildeten Menschen von milderer Denkungsart zu leben, nach seinem ganzen großen Werthe zu schätzen.

Wenn

*) Sinnbilder.

Wenn das Todesurtheil über einen Gefangenen gefällt ist, so wird es ihm mit folgenden Worten angekündiget: **Mein Bruder, fasse ein Herz, du sollst verbrannt werden.** Und der Gefangene antwortet: **Ganz wohl, mein Bruder; ich danke dir.** *)

Man führt die zum Tode verurtheilten Gefangenen auf den Richtplaz, der gewöhnlich mitten im Dorfe oder Lager ist. Hier werden sie ausgezogen und vom Kopf bis zu den Füßen schwarz bemahlt. Man stekt ihnen auch eine Rabenfeder auf den Kopf, und bindet sie, so ausgepuzt, an einen Pfahl, um welchen Holzbündel herumliegen.

Aber die Absicht hiebei ist nicht, sie sofort aus der Welt zu schaffen: man sucht vielmehr ihre Qualen, so sehr als möglich, in die Länge zu ziehen. Die unglüklichen Schlachtopfer werden dabei gezwungen, ihren Todtengesang anzustimmen; und das thun sie auf eine umständliche Art und mit vieler Feierlichkeit. Sie erzählen mit vernehmlicher Stimme alle ihre tapfern Thaten, und thun stolz auf die Menge der von ihnen erlegten Feinde. Bei dieser Erzählung suchen sie ihre Peiniger auf alle mögliche Art zu beleidigen und aufzubringen, damit man im Zorn sie geschwinder aus dem Wege räumen möge, als es sonst geschehen würde. Zuweilen erreichen sie auch dadurch ihre Absicht wirklich.

Das

*) Aus Raynals Histoire philosophique, &c. Tom. VIII. pag. 14.

Das Verbrennen ist zwar die gewöhnliche Todesart der gefangenen Krieger, aber nicht die einzige. Es giebt noch andere, wovon die eine immer grausamer, als die andere ist.

Als ich mich bei den Ottagamiern aufhielt, ward ein gefangener Illinese eingebracht, bei welchem ich alle Grausamkeiten, welche die Indianer gegen ihre Gefangene ausüben, ansehen konnte. Der Unglückliche ward am frühen Morgen in eine kleine Entfernung von dem Orte geführt, und daselbst an einen Baum gebunden. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte, deren es eine große Menge gab, Erlaubniß; mit Pfeilen nach ihm zu schiessen. Da keiner von diesen über zwölf Jahr alt war, und sie ausserdem sehr weit von ihm standen: so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen. Die Folge davon war, daß das unglükliche Schlachtopfer zwei volle Tage gequält wurde, bevor es den Geist aufgab.

Unterdessen besang der Gequälte mit ruhiger Umständlichkeit seine Kriegesthaten, und erzählte alle Kunstgriffe, die er angewandt hätte, seine Feinde zu überfallen. Er rechnete die Menge von Kopfhäuten und Gefangenen her, die er fortgeschleppt hätte. Er beschrieb alle die grausamen Martern, die er diesen angethan hätte, und schien, mitten im Gefühl seiner eigenen Qualen, bei dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Welch ein Grad von unmenschlicher Abhärtung!

Am meisten hielt er sich bei den Grausamkeiten auf, die er gegen Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt hätte; und es schien als wenn er es recht eigentlich darauf anlegte, sie durch alle mögliche Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen anzureitzen, damit er Gelegenheit erhielte, desto größere Proben seiner Standhaftigkeit abzulegen. Selbst wie er schon mit dem Tode rang und nicht mehr sprechen konnte, sahe man noch Züge von Hohn und Stolz auf seinem Gesichte.

Ausser der Befriedigung ihrer abscheulichen Rachbegierde haben die Indianer bei diesen barbarischen Schauspielen noch den besondern Zwek, ihrer Jugend früh eine Neigung zur Grausamkeit und zum Blutvergiessen einzuflößen; und man muß gestehen, daß sie diese Absicht nur gar zu gut erreichen.

Man erzählte mir unter andern folgendes, woraus die Grausamkeit der Indianer gegen ihre Feinde, und ihre Unempfindlichkeit bei eigenen Qualen noch mehr hervorleuchtet.

Ein Indianer, welcher auf die ebenbeschriebene Weise gemartert wurde, berühmte sich, er habe die Kunst zu quälen, noch viel besser verstanden. Er habe seine Gefangenen an einen Pfahl gebunden, ihre Körper voller kleinen Splittern vom Lerchenbaume gesteckt, und diese dann angezündet. Seine Peiniger wären dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verstünden, wie man einen tapfern Krieger hinrichten müsse.

Diese barbarische Prahlerei hatte selbst für ein indianisches Ohr zu viel Beleidigendes. Einer von den Oberhäuptern unter den Siegern wurde dadurch so aufgebracht, daß er ihm das Herz aus dem Leibe riß, und damit den Mund verstopfte, welcher diese Abscheulichkeiten ausgesprochen hatte.

O Menschheit! Wo ist hier noch eine Spur von dir zu finden?

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Geschichten, die, so wahr sie auch sind, doch allen Glauben übersteigen würden; und eine, meinen jungen Leserin eine etwas mildere Seite von dem kriegerischen Charakter der Indianer vorzuhalten.

Die jezt beschriebenen Grausamkeiten üben sie gewöhnlich nur an gefangenen Kriegern aus. Gegen wehrlose Weiber, Kinder und junge Leute ist ihr Verfahren ordentlicher Weise minder barbarisch. Man hat Beyspiele, daß sie gefangenen englischen Frauenspersonen mit aller Bescheidenheit und Achtung begegneten, und das Elend ihrer Gefangenschaft ihnen liebreich zu erleichtern suchten.

Solche Personen, die man gewöhnlich dem Hause der Gnade zuführt, werden nachher unter diejenigen, welche Anverwandte, verloren haben, als ein Ersaz für ihren Verlust ausgetheilt. Diese Austheilung geht immer ohne allen Streit vor sich; und wenn sie geschehen ist, so führt jeder seinen Antheil nach Hause. Hier werden die Gefangenen entfesselt, ihre Wun-

Wunden, wenn sie welche haben, ausgewaschen und verbunden; worauf man sie ankleidet, und ihnen das beste Essen vorsezt, das im Hause zu haben ist.

Während der Mahlzeit suchen ihre Herrn sie zu trösten. Sie ermuntern sie, fröhlich und guten Muths zu seyn, da sie dem Tode entgangen wären, und versichern, daß, wenn sie ihnen treu dienen würden, sie auf ihrer Seite alles thun wollten, was in ihrem Vermögen stünde, um ihnen den Verlust ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu ersetzen. Hier wird meinen Lesern, so wie mir, gewiß wieder etwas wohl ums Herz.

Wenn erwachsenen Mannspersonen das Leben geschenkt wird, so fallen sie gewöhnlich diejenigen Wittwen zu, die ihre Männer im Kriege verloren haben. Diese heirathen sie auf der Stelle, wenn sie ihnen anstehen. Hat aber die Wittwe ihre Neigung schon auf einen andern geworfen, oder gefällt ihr der Gefangene nicht: so muß der arme Verschmähte gemeiniglich mit dem Leben büssen, besonders wenn die Frau sich in den Kopf gesezt hat, daß ihr Mann in dem Lande der Geister einen Bedienten brauchte.

In diesem traurigen Falle führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegenen Ort, und schlagen ihn da ohne Umstände todt. Von einem solchen nemlich, dem der Rath einmal das Leben geschenkt hat, glauben sie, daß er nicht werth sey, lange gequält zu werden.

Einst hatte man einen großen und wohlgewachsenen Mann gefangen genommen, der in der Schlacht verschiedene Finger verloren hatte. Er wurde einer Wittwe zum Ersaz für ihren verlohrnen Mann zuerkannt. Diese betrachtete ihn etwas genauer, und redete ihn hierauf mit folgenden Worten an; mein Freund, ich hatte dich ausgesucht, um mit mir zu leben. Aber da du, wie ich jezt wahrnehme, unfähig geworden bist, zu kämpfen, und mich zu beschützen: so sehe ich nicht, wozu das Leben dir noch nützen könne? Der Tod wird besser für dich seyn. „Ich glaub's," erwiederte der Gefangene. wohl! sagte hierauf die Frau; du sollst noch diesen Abend an den Brandpfal gebunden werden. Um deines eigenen Ruhms und um der Ehre meiner Familie willen, die dich aufnehmen wollte, denke daran, daß du deinen Muth nicht verleugnest! Der Wilde versprachs und hielt Wort. Man marterte ihn drei Tage lang; und er blieb unter den größten Qualen nicht bloß standhaft, sondern auch heiter und fröhlich. Seine neue Familie verließ ihn dabei nicht; sie ermunterte ihn von Zeit zu Zeit; reichte ihm zu trinken und Tabak zum rauchen.— Welch Gemisch von Tugend und Barbarei! *)

Die gefangenen Frauensperſonen fallen gemeiniglich Männern zu, die ihrer nöthig haben, und bei diesen werden sie größtentheils ganz gut gehalten. Die Knaben und Mädchen werden entweder von kin-

*) Raynal, Tom. VIII. p. 41.

kinderlosen Eltern an Kindesstatt aufgenommen oder zu Sklaven gemacht. Zuweilen werden sie auch an die europäischen Handelsleute verkauft.

Eine Auswechselung der Gefangenen findet bei den Indianern gar nicht statt. Sie werden entweder umgebracht, oder in Familien aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Die beiden leztern haben auch durchaus keine Hofnung, jemals wieder zu den Ihrigen zurükzukehren. Denn wollten sie sich auch durch die Flucht in Freiheit setzen, so würde ihr eigenes Volk, wenn sie zu ihm kämen, sie wieder zurükstossen, weil man glaubt, daß sie durch die ihnen wiederfahrne Begnadigung, Angehörige des andern Volks geworden wären.

Dies werden sie auch wirklich. Sie treten nemlich in alle Rechte derer, an welcher Stellen sie gekommen sind, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, sie nachher gegen ihr eigenes Volk mit zu Felde ziehen zu sehen. Sollte ein solcher Mensch demohngeachtet zu entfliehen suchen, und wieder gefangen werden: so wird seine Undankbarkeit aufs grausamste bestraft.

Die französischen Missionarien glaubten ein Werk der Menschlichkeit zu verrichten, wenn sie den Indianern Anleitung gäben, ihre Gefangenen lieber zu verkaufen, als sie umzubringen; und ihre Ueberredungen hatten den Erfolg, daß der Sklavenhandel auch in diesen Weltgegenden, wo er vorher unbekannt war, wirklich eingeführt wurde. Ihre Absicht

Hierbei war gut und lobenswürdig: allein sie wurde nicht erreicht. Denn, anstatt dem Blutvergiessen dadurch vorzubeugen, machten sie nur die Kriege zwischen den Indianern weit häufiger und heftiger. Sie fochten nemlich jezt nicht mehr bloß aus Rache und Ruhmbegierde, sondern auch aus Gewinnsucht: denn sie vertauschten ihre Gefangenen für hitzige Getränke, die sie ungemein lieben, und fiengen nicht selten Krieg an, bloß um ihren Durst nach Branntewein oder Rum zu stillen.

Hierzu kommt, daß sie die gefangenen Krieger nach wie vor ihrer grausamen Rachsucht aufopfern, und nur Weiber und Kinder verkaufen. Es ist daher durch die Einführung des Menschenhandels weit mehr bei ihnen verdorben, als verbessert worden.

Als die Missionarien sahen, wie wenig der Erfolg dieses von ihnen eingeführten Sklavenhandels ihrer Absicht entsprach: so ersuchten sie den damaligen französischen Statthalter von Kanada, diesen schändlichen Handel zu verbieten. Dies geschahe nun zwar, allein Verbote sind oft leichter gegeben, als geltend gemacht. So auch hier. Der Sklavenhandel wurde zwar nicht mehr öffentlich, aber desto mehr insgeheim getrieben. Einige, die man darauf ertappte, giengen zu den Indianern über, heiratheten eine Indianerin, und verbannten sich für immer aus ihrem Vaterland.

18.

Von der Art der Indianer, Frieden zu schliessen.

Gewöhnlich sind die Kriege der Indianer erblich, und dauren von Geschlecht zu Geschlecht fast ununterbrochen fort.

Wird nun aber ein Waffenstillstand nöthig, so suchen beide Theile sorgfältig den Anschein zu vermeiden, als wenn sie denn ersten Antrag dazu gethan hätten. Man wendet sich daher entweder an einen neutralen Stamm, und überträgt diesem die Vermittelung, oder wenn ein Anführer der einen Parthei bei der andern selbst erscheint, um die Unterhandlungen anzufangen: so thut er es mit vielem Stolze; und giebt, auch wenn es mit seiner Völkerschaft noch so schlecht steht, im geringsten nicht nach, sondern sucht vielmehr zu beweisen, daß nicht ihr, sondern ihrer Feinde Vortheil es erfordert, Frieden zu machen.

Oft bringt der bloße Zufall einen Frieden zwischen Völkerschaft zu Stande, die sonst durch nichts vereiniget werden konnten. Dahin gehört folgendes Beispiel.

Einst wurden die Ottogamier von zweien Völkerschaften, den Irokesen und den Tschipiwäern, zugleich bekriegt. Nun unternahmen einmal im Winter tausend Irokesen eine Streiferei in das Gebiet

ihrer Feinde; und, um ihre Anzahl zu verstecken, giengen alle hintereinander und traten sorgfältig einer in des andern Fußtapfen.

Allein dieser Vorsicht ohngeachtet wurde ihre Absicht dennoch von vier Tschipiwäern entdekt, die aus der Richtung ihres Marsches und aus ihrer Behutsamkeit auf ihr Vorhaben schlossen. Ob nun gleich die Tschipiwäer selbst Feinde der Ottogamier waren, so entschlossen sie sich dennoch, diese von der ihnen bevorstehenden Gefahr zu benachrichtigen. Sie nahmen daher mit der ihnen eigenen Geschwindigkeit einen Umweg, und kamen auf der Wildbahn der Ottogamier an, ehe ein so großer Haufen, der noch dazu so behutsam anrükte, sie erreichen konnte. Sie fanden hier ohngefähr vierhundert Krieger, und gaben ihnen von der Annäherung ihrer Feinde Nachricht.

Die Anführer hielten sogleich einen Rath, und fanden, da sie ihre Familien bei sich hatten, daß es unmöglich wäre, sich durch die Flucht zu sichern. Sie beschlossen daher, eine recht vortheilhafte Stellung zu nehmen, und dann die Irokesen aufs wärmste zu empfangen.

Nicht weit von da waren zwei kleine Seen die durch eine schmale aber lange Erdenge voneinander getrennt wurden. Da sie nun vermutheten, daß die Irokesen darüber anrücken würden, so theilten sie ihr kleines Herr in zwei Haufen, wovon der eine dasjenige Ende des Passes, welches auf die Wildbahn

bahn stieß, besezte, und daselbst ein Verhak von gefällten Bäumen machte, indeß der andere Trupp sich um die Seen herumzog und sich in der Gegend des andern Endes verbarg, um dem Feinde, wenn er sich erst innerhalb des Passes befände, den Rükweg abzuschneiden.

Dieser Plan glükte vortreflich; Sobald die Irokäsen alle auf der Erdenge waren, so machte der zweite Haufen in ihrem Rücken gleichfalls ein Verhak, wozu sie das Holz schon in Bereitschaft hatten. Und nunmehr waren ihre Feinde auf beiden Seiten völlig eingeschlossen.

Die Irokesen bemerkten die misliche Lage, worin sie sich befanden, bald, und berathschlagten sich über die Mittel, die sie zu ihrer Befreiung ergreifen müßten. Zu ihrem Unglücke war eben Thauwetter eingefallen. Das Eis auf den Seen war schon zu mürbe, als daß man darüber hätte hingehen können, und verhinderte gleichwohl auf der andern Seite, daß man weder durch Flößen noch durch Schwimmen entwischen konnte. Es blieb ihnen also nichts mehr übrig, als ein Versuch sich durchzuschlagen. Dieser wurde nun zwar gemacht, aber ohne glüklichen Erfolg, und sie blieben also nach wie vor auf der Erdenge eingeschlossen.

In dieser äusserst gefährlichen Lage brachten sie mit der den Indianern eigenen Gleichgültigkeit einige Tage mit Fischen zu. Unterdeß war das Eis völlig geschmolzen, und sie hofften nun auf Flößen, wozu

sie grade etliche Bäume auf der Erdenge fanden, über einen von den Seen zu gehen, und sich so aus ihrer Falle zu befreien. Allein die Ottogamier, die ihre Absicht merkten, schikten von jedem Haufen hundert und fünfzig Mann ab, um ihnen die Landung streitig zu machen.

So wie nun die Irokesen sich dem Ufer näherten, empfingen die Ottogamier sie mit einem Regen von Pfeilen und Kugeln. Darüber zur Verzweiflung gebracht, sprangen sie zwar ins Wasser, und schlugen sich durch; allein sie verloren doch dabei mehr als die Hälfte ihrer Leute, und zugleich den ganzen Vorrath von Pelzwerk, den sie den Winter über gesammelt hatten. Von dem leztern drangen die Sieger denjenigen Tschipiwäern, denen sie ihre Rettung zu verdanken hatten, das Beste auf, und schikten sie hierauf unter einer hinreichenden Bedeckung nach ihrem Lande zurük.

Dieser Vorfall brachte zwischen den Ottogamiern und Tschipiwäern, welche leztere das Betragen ihrer vier Landsleute vollkommen billigten, einen Frieden zu Stande, auf welchen nachher eine völlige Freundschaft folgte.

Wenn die Indianer eines Krieges, den sie Jahr lang gegen ein benachbartes Volk geführt haben, endlich müde werden, und durch eines andern Volkes Vermittelung einen Frieden zu Stande zu bringen wünschen: so pflegt die Art ihrer Unterhandlungen folgende zu seyn.

Eine

Eine Anzahl Anführer, sowohl von ihren Landsleuten, als auch von dem vermittelnden Volke, reisen nach dem Lande ihrer Feinde ab. Diese tragen die Friedenspfeife vor sich her, welche eben das bedeutet, was in Europa die weisse Fahne ist, und selbst bei den wildesten Völkerschaften mit großer Achtung aufgenommen wird. Mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt geworden, daß irgend jemand, der die Friedenspfeife trug, eine Beleidigung erfahren hätte. Auch glauben die Indianer, daß der große Geist eine solche Uebelthat nie ungestraft lassen würde.

Die Gestalt der Friedenspfeife, welche die Franzosen calumet nennen, ist folgende. Sie ist ohngefähr vier Fuß lang; der Kopf besteht aus rothem Marmor, und die Röhre aus einem leichten Holze, das mit vielfarbigen Sinnbilder schön bemahlt und mit Federn von den schönsten Vögeln geziert ist.

Jedes Volk hat dabei seine unterscheidenden Zierrathen, und die Indianer können gleich auf den ersten Blik bestimmen, welchem Stamme sie zugehört. Sie dient übrigens bei allen Unterhandlungen zum Schuz der Abgeordneten und zur Vorbereitung, und wird mit vielen Feierlichkeiten gebraucht

Sobald die Oberhäupter sich versammlet und gesezt haben, so füllt der Gehülfe des großen Kriegers sie mit Tabak an, und hütet sich dabei sorgfältig, die Erde damit zu berühren. Wenn sie gestopft ist, so nimmt er eine völlig brennende Kohle

aus

aus dem Feuer, das gemeiniglich mitten in der Versammlung brennt, und legt sie auf den Tabak. Ist dieser nun gehörig angebrannt, so wirft er die Kohle weg, und hält hierauf die Röhre erst gegen den Himmel und dann gegen die Erde. Hierauf drehet er sich in einem Kreise herum, wobei er sie immer wagerecht in der Hand hält. Dies alles nicht ohne Absicht und Bedeutung. Durch die erste Bewegung bietet er sie dem großen Geiste an, um seinen Beistand zu erhalten; durch die zweite glauben sie den Tücken der bösen Geister vorzubeugen, und durch die dritte den Schuz derjenigen Geister zu erlangen, welche, ihrer Meinung nach, die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen.

Nach dieser feierlichen Religionshandlung wird die Pfeife dem Erbregenten des Volks gegeben, der etliche Züge daraus thut, und den Rauch erst gegen den Himmel, dann rund um sich herum auf die Erde bläst. Nachher geht sie auf die nämliche Art bei den Abgesandten und Fremden herum, welch ebendieselbe Ceremonie damit beobachten. Von diesen kommt sie an den Hauptkrieger und an die übrigen Oberhäupter in ihrer Ordnung. Der Anführer, der das Geschäft verrichtet, die Pfeife herumzureichen, hält sie dabei so leicht in der Hand, als wenn er befürchtete, dies heilige Werkzeug zu hart zu drücken. Die übrigen berühren sie gleichfalls nur eben mit den Lippen.

Nunmehr fangen die Unterhandlungen an. Gehen dieselben glüklich von Statten, so wird, zum Zeichen,

chen, daß alle Feindseligkeit zwischen beiden Völkern aufgehört habe, die bemahlte Art in die Erde gegraben. Bei den rohern Indianer, die keinen Handel mit Europäern treiben, wird anstatt der Axt eine Streitkolbe dazu gebraucht.

Sonst wird bei solcher Gelegenheit auch noch ein Gürtel Wampum übergeben, der sowohl zur Bestätigung des geschlossenen Friedens, als auch zur Erinnerung an die Bedingungen dient, unter welchen er geschlossen ward. Diese werden nemlich durch die Art, wie die Muschelknöpfe auf dem Gürtel zusammengesezt sind, auf eine für alle Indianer verständliche Weise ausgedrükt, und so bis auf die späteste Nachkommenschaft fortgepflanzt.

19.

Von den Spielen der Indianer.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die Indianer leidenschaftliche Spieler sind; nur daß sie sich von den Spielern in Europa dadurch unterscheiden, daß sie bei solchen Gelegenheiten ihre schäzbarsten Besitzungen verlieren können, ohne dadurch jemals aus ihrer ruhigen Gelassenheit zu kommen.

Sie haben viele Arten von Spielen; aber das Ballspiel ist ihnen unter allen das liebste und das gewöhnlichste. Ihre Bälle machen sie aus Rehfellen, und stopfen sie mit Haaren aus. Die Ballhölzer

sind

sind ohngefähr drei Fuß lang, und haben am Ende eine Art von Rakete, die wie eine flache Hand aussieht und aus Riemen besteht, die aus einer Haut geschnitten werden. Mit dieser Rakete fangen sie den Ball auf und schlagen ihn wieder weit weg.

Gewöhnlich wird dieses Spiel von einer großen Menge zugleich gespielt, die sich oft über dreihundert beläuft. Zuweilen spielen nicht bloß ganze Dörfer, sondern auch ganze Stämme gegeneinander; und die Art, wie dabei verfahren wird, ist folgende.

Zuerst werden zwei Pfähle, ohngefähr 1800 fuß voneinander in die Erde geschlagen; und hinter denselben hat jede der beiden Partheien ihr eigenes Quartier. Zwischen den beiden Pfählen, also in der Mitte der beiden Quartieren, wird der Ball in die Höhe getrieben, und jede Parthei bemüht sich, ihn in das ihrige zu schlagen. Diejenige Parthei, welcher dieses glükt, hat den Sieg davon getragen und erhält den ausgesezten Preis.

Sie beweisen hierbei so viel Geschiklichkeit im Schlagen und Auffangen, daß der Ball fast immer in verschiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne ein einziges mal während des ganzen Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn aber bloß mit der Rakete, nie mit den Händen auffangen, so daß der Ball daher auch immer in Bewegung bleibt. Sie laufen dabei einander mit unglaublicher Geschwindigkeit nach, und wenn eben einer im Begriff ist, den Ball nach dem Revier seiner Parthei hinzuschlagen: so

dringt oft plötzlich ein Gegner hinzu, und schlägt ihn mit entgegengesetzter Richtung nach der seinigen.

Sie treiben dies schöne Spiel mit so vielem Eifer, daß sie sich oft dabei verwunden oder gar Arm und Bein zerbrechen; aber nie sieht man, daß dies aus Bosheit geschieht, und nie hört man überhaupt dabei das Geringste von Uneinigkeit oder Zänkereien.

Ich nannte dieses Spiel ein schönes; und ich denke, meine jungen Leser werden mir darin beipflichten, wenn sie nur erwägen wollen, wie sehr der Körper dadurch an Gewandtheit, Hurtigkeit, Stärke und Gesundheit gewinnen müsse, da es nicht blos in freier Luft gespielt wird, sondern auch mit den heilsamsten Leibesbewegungen verbunden ist. Wie unweise und zweckwidrig sind dagegen unsere europäischen Kartenspiele; welche weder dem Gemüthe eine angenehme Erholung gewähren, weil sie größtentheils ein angestrengtes Nachdenken erfordern, noch dem Körper irgend eine zuträgliche Bewegung verschaffen, weil sie sitzend verrichtet werden, sondern den armen Spieler zwingen, mehrere Stunden lang wie angenagelt dazusitzen, sich an Leib und Seele zu kasteien, und dadurch nicht blos seine Gesundheit, sondern auch nicht selten seine Gemüthsruhe und sein ganzes Wohlergehen aufzuopfern. Mögten wir doch in diesem Stücke endlich einmal auch so weise werden, als die von uns verachteten Indianer in dieser Betrachtung sind, und ihr freies Ballspiel, oder ähnliche mit Leibesübung verbundene Vergnügungen, an die Stelle unsrer verderblichen

Stu-

Stubenspiele setzen! Aber dazu ist dermalen noch wenig Anschein; der Strom der Gewohnheit und der allgewaltigen Mode wälzt sich unaufhaltbar fort. Wer vermag in abzudammen? — Aber das vermag ein jeder von uns, sich für seine eigene Person von diesem Strome nicht fortreissen zu lassen, sondern ans Ufer zu schwimmen, und von da aus den reissenden und wirbelnden Fluthen desselben mit Mitleid über die Fortgerissenen zuzusehen. Wohl dem, der dies bei Zeiten thut!

Andere Arten von Spielen, welche bei den Indianern üblich sind, verdienen weniger unsere Aufmerksamkeit und Nachahmung, weil sie nicht so zweckmäßig sind. Ich will daher meine jungen Leser mit der Beschreibung derselben hier nicht aufhalten.

20.

Von den Heirathsceremonien der Indianer.

Das Gesetz, welches die Männer in christlichen Staaten verbindet, nur Eine Frau zu heirathen, ist den Indianer völlig unbekannt; sie richten sich also auch nicht darnach. Es ist vielmehr durchgängig die Vielweiberei bei ihnen eingeführt. Die Oberhäupter heirathen gewöhnlich sechs bis vierzehn Weiber; von den Geringern nimmt jeder so viel, als er, zusammt ihren künftigen Kindern, ernähren zu können glaubt.

Ein

Ein zweiter auffallender Unterschied, der hierinn zwischen ihren und unsern Sitten herrscht, ist der, daß es bei ihnen erlaubt und gewöhnlich ist, zwei oder mehrere Schwestern zugleich zu heirathen. Ja es giebt Fälle, daß einer alle Töchter einer Familie, so viel ihr auch sind, zugleich nimmt. Das Merkwürdigste hierbei ist — was nahe an das Unglaubliche gränzt — daß alle diese Weiber unter sich und mit ihrem gemeinschaftlichen Manne in der größten Eintracht leben!

Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbietung, und diejenigen, welche kleine Kinder haben, verrichten für die andern, welche Mütter sind, beinahe Sklavendienste. So sehr wird es hier, wie ehemals bei den Juden, für einen Vorzug, und für ein Glük gehalten, mit einer Nachkommenschaft gesegnet zu seyn! Was aber das Merkwürdigste ist, so werden die den geehrteren Mitweibern zu leistenden Dienste nie mit Unzufriedenheit und Murren, sondern allemal gern und willig geleistet, weil jede weiß, daß dies das Mittel sey, die Gunst des gemeinschaftlichen Mannes zu erwerben und zu erhalten.

Die Art, wie Heirathen geschlossen und Ehen wieder getrennt werden, ist fast bei allen indianischen Völkerschaften die nämliche.

Der junge Mann bemühet sich zuvörderst, die Einwilligung desjenigen Mädchens zu erhalten, auf welches er seine Neigung geworfen hat. Ist

er hierinn glüklich, so hat er von Seiten der Eltern nicht leicht ein Hinderniß zu besorgen. Er macht ihnen bloß seinen Wunsch bekannt, und es wird hierauf sofort ein Tag angesezt, an welchem die Verwandten und Freunde von beiden Seiten sich in der Wohnung des ältesten Anverwandten vom Bräutigam zu einem Gastmale versammlen.

Hierbei ist die Gesellschaft oft sehr zalreich. Man schmauset, tanzt und singt, und macht sich auf jede andere Art lustig, die bei ihren öffentlichen Festen üblich ist. Nach geendigter Lustbarkeit entfernen sich alle, welche nur aus Höflichkeit eingeladen waren; Braut und Bräutigam hingegen, nebst ihren ältesten Anverwandten bleiben. Von des Bräutigams Seite werden hierzu lauter Männer, und von Seiten der Braut lauter Weiber gewählt.

Die Braut geht hierauf mit ihren Verwandten weg, kehrt aber bald mit denselben an eine der Thüren des Hauses zurük: wo sie von dem Bräutigam empfangen und auf eine mitten im Zimmer liegende Matte geführt wird. Hier fassen beide einen ohngefähr vier Fuß langen Stok an den Enden an, und halten ihn zwischen sich. In dieser Stellung bleiben sie eine Weile stehen, indeß die alten Männer eine der Sache angemessene kurze Rede halten.

Wenn diese geendiget ist, so erklären die beiden Brautleute öffentlich, daß sie Freundschaft und Liebe gegen einander fühlen; worauf sie zusammen tanzen und singen, doch so, daß sie noch immer den

Stok

Stok zwischen sich halten. Dann wird dieser Stok in so viele Theile zerbrochen, als Zeugen zugegen sind. Jeder empfängt davon ein Stük, und verwahrt dasselbe mit großer Sorgfalt.

Die Braut wird hierauf wieder nach dem Hause ihres Vaters zurükgeführt, wohin der neue Ehemann ihr folgt. Oft bleibt sie daselbst so lange, bis sie Mutter wird, und alsdann erst pakt sie ihre Kleidungsstücke, worinn gewöhnlich ihr ganzer Brautschaz besteht, zusammen, und folgt ihrem Mann nach seiner eigenen Wohnung.

So werden Ehen bei ihnen geschlossen; jezt will ich erzählen, wie man sie, wofern es für nöthig erachtet wird, wieder zu trennen pflegt.

Eigentlicher Zank hat hier zwischen Eheleuten selten statt. Wenn aber irgend ein Mißvergnügen zwischen ihnen einreißt und eine Ehescheidung veranlaßt: so zeigen sie ihr Vorhaben einige Tage vorher ihren Freunden an. Dann kommen an dem bestimmten Tage diejenigen Zeugen, welche bei der Hochzeit zugegen waren, in dem Hause der Eheleute zusammen. Jeder bringt das Stük des Stokes mit, welches er am Hochzeittage erhielt, und wirft es in Gegenwart der ganzen Gesellschaft ins Feuer.

Dies ist die ganze Ceremonie, nach deren Endigung das Paar für geschieden angesehen wird. Es geht dabei ohne allen Zank und Haß zu; und nach

einigen Monaten haben die Geschiedenen die Erlaubniß, sich nach Gefallen wieder an einen andern zu verheirathen.

Auf den Fall, daß Kinder da sind, werden sie unter beide gleich vertheilt. Ist aber die Zahl derselben ungleich, so fallen der Frau die meisten zu.

Bei den Nadoweſſiern sind die Heirathsgebräuche etwas anders.

Wenn bei diesen ein junger Mann ein Mädchen heirathen will, so wird er von den Eltern desselben eingeladen, mit ihnen in ihrem Zelte zu wohnen. Indem er dieses Anerbieten annimmt, so macht er sich dadurch anheischig, ein ganzes Jahr lang die Stelle eines von ihren geringern Bedienten zu vertreten. Er geht alsdann, während dieser Zeit, für sie auf die Jagd, und bringt das Wild, welches er erlegt, der Familie. Dies dient dem Vater der Braut zum Probierstein, ob er auch im Stande sey, seiner Tochter und ihren künftigen Kindern den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Aber eben deswegen findet dieser Gebrauch auch nur bei denen statt, welche schon bewiesen haben, daß sie den Hausvaterpflichten eine Genüge leisten können.

Wenn nun diese Probezeit verflossen ist, so wird die Verheirathung selbst auf folgende Art vollzogen.

Bräutigam und Braut erscheinen, von ihren ältesten männlichen Anverwandten begleitet, auf einem

nem freien Platze in der Mitte des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger des Stamms zu ihrem Empfange schon versammlet sind. Sobald jene ankommen, stellen diese sich auf beiden Seiten des Brautpaars in zwei Reihen; und das vornehmste Oberhaupt hält eine Rede. Er zeigt darinn der Versammlung die Ursachen an, warum man hier zusammengekommen sey; und frägt darauf beide junge Leute insbesondere, ob es noch ihr Verlangen sey, als Mann und Frau mit einander verbunden zu werden? Wenn dies von beiden mit vernehmlicher Stimme bejaht worden ist, so schiessen die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe derselben hin, und der Anführer erklärt sie hierauf für Mann und Frau.

Jezt dreht der Bräutigam sich herum, bükt sich nieder, nimmt seine Frau auf den Rücken, und trägt sie unter dem Zurufe aller Umstehenden nach seinem Zelte. Daselbst wird ein so prächtiges Gastmal angestellt, als der junge Mann es aufbringen kann; und Gesänge und Tänze beschliessen, wie gewöhnlich, das Fest.

Ehescheidungen fallen bei den Nadowessiern so selten vor, daß ich nicht erfahren konnte, wie sie es damit halten.

Die Untreue im Ehestande wird bei den Indianern für ein eben so großes verbrechen gehalten, als bei gesitteten Völkern. Die Strafe aber, welche einer Frau in solchem Falle widerfährt, ist sehr sonderbar. Der Mann beißt ihr nemlich, bevor er sich

von ihr scheidet, die Nase ab, damit sie, als eine schändliche Person, jedem gleich beim ersten Anblicke kenntlich sey. Ich sah, während meines Aufenthalts bei ihnen, ein Beispiel von dieser Strafe. Die Kinder werden bei andern Ehescheidungen, unter beide Eltern gleich vertheilt.

Nichts kann die Zärtlichkeit der Indianer gegen ihre Kinder übertreffen; und es giebt kein besseres Mittel, sich ihre Gunst zu erwerben, als wenn man diesen liebkoset. Daß ich selbst so gastfrei bei ihnen aufgenommen wurde, habe ich größtentheils den Geschenken zuzuschreiben, die ich den Kindern der Vornehmern machte.

Unter was für Gebräuchen die Indianer ihren Kindern einen Nahmen gebe, habe ich nie erfahren können. Ich hörte bloß, daß sie es mit vielen Feierlichkeiten thun, und diesen Umstand überhaupt für eine sehr wichtige Sache angesehen. Gewöhnlich geschieht diese Benahmung erst nach den Jahren der Kindheit.

Ausserdem erhalten sie im männlichen Alter noch einen besondern Ehrennahmen, der eine Beziehung auf ihre Fähigkeiten und auf die Verdienste hat, die sie sich im Kriege und auf der Jagd erwerben. So hieß z. B. der große Krieger der Natowessier Ottatongûmlischka, der große Vater der Schlange, ein Titel, der fast eben so schwerfällig und sinnlos klingt, als unser Hochwohl oder Hochgebohrner Herr. Otta bedeutet nemlich in der indianischen Sprache Vater;

tongûm

tengûm groß, und lischka eine Schlange. Ein anderer Anführer ward Honapadschatin, ein schneller Läufer über die Gebirge genannt, vermuthlich, weil er sich durch eine ausserordentliche Geschwindigkeit im Laufen auszeichnet. Als sie einst mich zu ihrem Anführer erwählten, so erhielt ich den Nahmen Schibâgo, welches einen Schreiber oder einen Menschen bedeutet, der geschikt ist, Hieroglyphen zu mahlen, weil sie mich oft schreiben sahen.

21.

Von der Religion der Indianer.

Die Religion eines Volks gehört ohnstreitig zu denjenigen Gegenständen, auf welche der beobachtende Reisende, der dasselbe kennen zu lernen wünscht, seine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich richten muß; weil man aus der Beschaffenheit derselben auf die Geistesbildung und auf den Charakter ihrer Bekenner schliessen kann. Ich gab mir daher viel Mühe, das Eigenthümliche, welches die Indianer in dieser Rüksicht haben, zu erforschen; allein ich fand es sehr schwer, meine Absicht zu erreichen, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Indianer sind von denjenigen Europäern, denen sie ihre Religionsbegriffe und Ceremonien erzählten, so oft ausgelacht worden, daß sie, aus Besorgniß, wieder in den nemlichen Fall zu gerathen, sie jetzt vor uns zu verheelen suchen. Hierzu kommt,

daß ihre Begriffe über manche Dinge so dunkel und schwankend seyn mögen, daß sie selbst wohl nicht vermögend sind, sie auf eine deutliche Weise wieder von sich zu geben. Man denke sich diese Leute in dieser Betrachtung, wie unsern gemeinen Mann, von dem man auch nicht leicht bestimmt erfahren kann, worin seine Religionsbegriffe eigentlich bestehen. Endlich muß man auch dieses noch in Erwägung ziehen, daß durch die französischen Missionarien manche Ideen und mancher Saz in das Religionssystem der Indianer gekommen seyn mag, welche vorher nicht dazu gehörten; so daß es jezt schwer zu entscheiden ist, was sie hierin Eigenthümliches haben, und was hingegen von unsern europäischen Vorstellungsarten hinzugekommen sey.

Ich schränke mich hier bloß auf eine Beschreibung von der Religion der Nadowessier ein, so weit ich dieselbe kennen zu lernen Gelegenheit hatte: denn auch diese waren damit sehr zurükhaltend. Uebrigens scheint diese indianische Völkerschaft ihre alte Nationalreligion noch am lautersten erhalten zu haben, weil ihre Wohnplätze von den europäischen Kolonien zu weit entfernt sind, als daß sich von unsern Vorstellungsarten etwas bei ihnen hätte einschleichen können.

Die Idee von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ist, dem menschlichen Geiste, sobald er nur ein wenig sich zu entwickeln beginnt, gar zu natürlich und gar zu nothwendig, als daß man sie nicht, mehr oder weniger

niger geläutert und bestimmt, bei allen Völkern der Erde, auch bei den allerrohesten und wildesten finden sollte. Auch die Indianer entbehren dieser Hauptstütze unsers Wohlverhaltens und unserer Ruhe keineswegs. Sie erkennen vielmehr und ehren ein höchstes weltregierendes Wesen, welches sie den **großen Geist** nennen, und für die Urquelle alles Guten halten. Von diesem behaupten sie, er wolle und könne den Menschen nie etwas Böses zufügen; sondern er überschütte sie mit alle dem Segen, welchen sie durch ihre Aufführung verdienen.

Glüklich, wenn sie bei diesem wahren, der Gottheit würdigen Begriffe stehen geblieben wären; und nun ihr ganzes Bestreben bloß dahin gerichtet hätten, sich der Liebe und der Wohlthaten dieses guten Gottes durch Gerechtigkeit und wohlwollende Gesinnungen gegen ihre Mitgeschöpfe würdig zu machen! Aber es standen Priester unter ihnen auf, angebliche Diener und Vertraute der Gottheit, deren Vortheil es mit sich brachte diese einfachen und reinen Religionsbegriffe mit Schrekbildern und geheimnißvollen Lehren zu vermischen, wodurch sie, die Lehrer und Ausleger derselben, eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther ihrer betrogenen Mitmenschen erhielten. Und nun wimmelte es in dem Religionssystem und in den Köpfen der Indianer von Geistern jeder Art, besonders von bösen, denen eben so viel Gewalt, als dem höchsten Wesen eingeräumt wurde, und von welchen sie sich weis machen liessen, daß sie einen starken Einfluß auf alle menschliche Handlungen und Schikfale hätten; daß sie mit dem guten Geiste in einer ewigen

Feindschaft ständen und die Absichten desselben zu vereiteln suchten, und daß sie daher auf nichts anders sännen, als darauf, den von dem guten Wesen geliebten Menschen so viel Schaden zuzufügen, als sie nur immer könnten. Eine, der menschlichen Vernunft unwürdige und höchstschädliche Vorstellungsart, wodurch da, wo sie einmal angenommen ist, dem finstersten und verderblichsten Aberglauben Thür und Thor geöfnet wird!

Dies war denn auch der Fall bei den Indianern. Ihr Glaube an das höchste Wesen wurde dadurch unkräftig, ihr Aberglaube hingegen in eben dem Maaße wirksam und mannigfaltig gemacht. Nun war es nicht mehr der große und gute Geist, der alles lenkte und regierte; es waren vielmehr in ihrer Vorstellung eben so viel Unterweltregenten und Weltverderber, als es besondere Gegenstände in der Natur giebt; und die Schikfale der Menschen hingen fernerhin mehr von diesen, als von jenen, ab. Jeder See, jeder Fluß, jeder Berg, jedes Thier, ja sogar Pflanzen und Steine hatten ihr besonderes unsichtbares Oberhaupt, unter dessen Aufsicht und Lenkung sie standen. Da mußte also auch jedes dieser mächtigen unsichtbaren Wesen gefürchtet und geehrt werden; da mußte denn auch jedem derselben, nach der Vorschrift des Priesters, welcher Stellvertreter derselben war, geopfert werden:

Sacrifices and shews were prepar'd;
The priests eat roast meat. and the people star'd.*)

So

*) Opfer und Gepränge wurden zu gerichtet:
Die Priester aßen Gebratenes, und das Volk staunte.

So gieng es bei den Indianern; und grade eben so bei den meisten andern Völkern der Erde!

Uebrigens scheint der Begriff, den sie mit dem Worte Geist verbinden, noch lange nicht der unsrige zu seyn. Ich glaube nemlich bemerkt zu haben, daß sie sich ihre Geister nicht als einfache, sondern als körperliche Wesen denken, und ihnen eine Menschengestalt, aber freilich eine weit schönere, als die indianische, beilegen.

„Jeder Mensch hat, nach dem Glauben der Indianer, so wie jedes andere Wesen in der Natur, seinen besondern Schuzgeist. Dieser wird indeß nicht mit ihm gebohren, sondern er bekömmt ihn erst in demjenigen Alter, da er anfängt, Bogen und Pfeile zu führen. Zu dieser Zeit muß der junge Mensch sich sehr ernsten und harten Ceremonien unterwerfen. Man fängt damit an, ihm den Kopf schwarz zu färben; dann läßt man ihn acht Tage lang hungern, und man erwartet, daß der Geist, der dem Jünglinge zugesellt werden soll, sich demselben durch irgend ein Bild im Traume zu erkennen geben werde. Ein solches Bild braucht indeß gar nichts seltenes oder ausserordentliches zu seyn, um dafür gehalten zu werden. Bald ist es der Fuß eines Tiers, bald ein Stük Holz oder irgend eine andere ganz alltägliche Sache. Ist dem jungen Menschen etwas dieser Art im Traume vorgekommen, so wird das so angesehen, als wenn sein nunmehriger Schuzgeist sich ihm dadurch zu erkennen gegeben habe; und dies Bild bleibt ihm heilig, so lange er lebet. Man unterrichtet ihn nemlich zu

gleicher

gleicher Zeit von der Ehrfurcht, die er dem ihm vorgekommenen Dinge, als seinem Schuzgeiste, schuldig sey; sticht ihm die Figur desselben in die Haut, und beschliest hierauf die Feierlichkeit mit einem tüchtigen Schmause.“

„Die Weiber haben zwar auch ihren Schuzgeist; aber sie scheinen ihn lange nicht für so wichtig zu halten, als die Männer: vermuthlich, weil sie seltener in Gefahren gerathen, wobei sie eines höhern und unsichtbaren Schutzes nöthig zu haben glauben.“

„Die Gunst und den Beistand dieser Geister sucht man durch allerhand Opfer und Geschenke zu erwerben. In dieser Absicht wirft der Indianer oft solche Dinge, die ihm die liebsten sind, als Pfeifen, Tabak, erlegte Thiere u. s. w. ins Wasser, ins Feuer, oder an solche Oerter hin, wo er des unsichtbaren Beistandes vorzüglich zu bedürfen glaubt. Daher findet man oft am Rande beschwerlicher Wege über jähe Felsen und bei Wasserstürzen, Halsbänder, Tabak, Maizähren, Thierhäute und ganze Thiere, besonders Hunde. Zuweilen wird ein lebendiger Hund bei den Vorderpfoten an einen Baum aufgehangen, damit er so auf eine martervolle Weise und in der Wuth sterbe: vermuthlich weil man glaubt, daß die Geister an den Qualen eines zu Tode gemarterten Wesens ein eben so großes Vergnügen finden, als sie selbst.“

„Oft macht man auch den Geistern, wenn man etwas von ihnen haben will, besondere Gelübde. Fehlt es z. B. auf langen Reisen oder Jagden an Lebensmitteln,

feln, so versprechen sie, zu Ehren der Schuzgeister, ein Stük von dem ersten Thiere, das sie aufzutreiben und zu erlegen hoffen, dem Oberhaupte ihrer Ortschaft zu bringen, und nicht eher einen Bissen zu essen, bis dieses Gelübde abgetragen worden. Ists denn immer möglich, so wird dieses Versprechen erfüllt; kann dies aber wegen Entfernung des Oberhaupts unmöglich geschehen: so werfen sie dasjenige, was für ihn bestimmt war, ins Feuer und lassen es verbrennen.“ *)

Eben so sinnlich und kindisch, als ihre Vorstellungen von den Geistern, sind auch die Begriffe, die sie sich von dem Leben nach dem Tode machen. Sie zweifeln zwar keinesweges an der Gewißheit desselben, aber alle ihre Vorstellungen davon entlehnen sie von ihrem gegenwärtigen Leben. Sie glauben nemlich, daß sie sich einst auf die nemliche Art, wie jezt, nemlich mit jagen, fischen, schmausen, tanzen, singen und tabakrauchen beschäftigen werden; nur daß dies alles ohne Mühe und Arbeit vor sich gehen werde; nur daß sie in eine reizendere Gegend kommen, und daselbst eines nie umwölkten Himmels eines immerwähenden Frühlings und eines nie zu verwelgenden Vorraths an Wild, Fischen, Früchten und andern Nothwendigkeiten und Erquickungen genießen würden!

Für bloße freuden der Seele haben sie noch gar keinen Sinn; diese kommen daher auch nicht in ihren Plan von Glükseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden

*) Allgemeine Hist. der Reisen zu Wasser und zu Lande. 13ter Band, S. 29.

werden dort, wie hier, die Belohnung des Verdienstes seyn. Der geschikte Jäger und der tapfere Krieger erhalten einen grössern Antheil davon, als der Träge und Feige.

„Ohne das Land der Seelen, oder den Ort, wohin sie fahren, wenn sie den Körper verlassen, zu kennen, glauben sie, es sey eine weit gegen Westen gelegene Gegend, und man brauche viele Monate, um dahin zu kommen. Man redet von einem Flusse, über den sie hinüber müssen, und auf welchem viele Schifbruch leiden; von einem gräulichen Hunde, wieder den sie sich zu vertheidigen haben; von einem Orte des Leidens, wo sie für ihre Fehler büßen; von einem andern wo die Seelen der hier verbrannten Kriegsgefangenen gemartert werden, und wohin sie daher sich so spät begeben als sie nur immer können. Daher der Gebrauch, daß man nach dem Tode dieser Unglüklichen, aus Furcht, ihre Seelen mögten bei den Hütten ihrer Peiniger bleiben, um sich wegen der ihnen angethanen Marter zu rächen, alle benachbarten Oerter sorgfältig durchgeht, überall mit Ruthen stark um sich haut, und ein entsezliches Geschrei erhebt, um sie fortzuscheuchen. Wie abgeschmakt kindisch"! *)

Die Priester der Indianer sind auch ihre Aerzte, und — was ihr Ansehn noch weit mehr befestiget — zugleich ihre Zauberer, ihre Traumdeuter und ihre Propheten! Sie heilen ihre Krankheiten und Wunden nicht bloß durch die Kräfte verschiedener Kräuter, die

*) Allgem. Reisen, 17ter Band, S. 31.

die sie gut zu kennen scheinen, sondern auch durch den Glauben an die abgeschmakten Ceremonien, die sie dabei verrichten; sie verstehen sich vortreflich darauf die bösen Geister zu bannen und zu verhüten, daß sie kein Unheil stiften; sie wissen ganz genau, was jeder Traum bedeute und wenn gleich der Zufall ihre Auslegung unter tausend Fällen kaum ein einzigesmal bestätiget, so schadet ihnen das doch nicht. Der Eine glükliche Fall bringt die tausend verunglükten leicht in Vergessenheit. Sie können durch Hülfe gewisser Gaukeleien, wovon ich oben ein Beispiel beschrieben habe, in die Zukunft blicken, und künftige Dinge vorhersagen; und sie wissen es durch allerlei Anordnungen darauf anzulegen, daß von ihren Prophezeihungen je zuweilen wirklich eine in Erfüllung gehen muß. Welche mächtige Mittel, das blinde Volk bei der Nase herumzuführen, und sich in den Augen desselben ein übermenschliches Ansehen zu geben!

Auf solche Dinge haben die Priester aller unkultivierten Nationen sich von jeder verstanden. Aber überall, wo das Licht der Aufklärung einbrach, da hatten diese ihre Geschiklichkeiten ein Ende, und mit ihnen auch das übermenschliche Ansehen solcher Priester. Begreifen meine jungen Leser nun, warum dergleichen Leute die fortschreitende Aufklärung eines Volks auf alle Weise zu hindern, und diejenigen, welche das Volk zu bekehren wagen, als Religionsverächter und Gottesläugner zu verschreien und zu verfolgen suchen?

Wohl uns und allen, die in Ländern leben, wo die Geistlichen nicht mehr Zauberer, Traumdeuter und Wahr-

Wahrsager, sondern gewissenhafte Lehrer reiner Religionsbegriffe und guter Sitten sind! Da gehören diese Männer zu den ehrwürdigsten Stützen der öffentlichen Glükseligkeit, indeß sie dort die schändlichsten Werkzeuge zur Erhaltung und Vermehrung der Dummheit, des Aberglaubens, der Intoleranz und des Sittenverderbens sind! Mögte es doch einst der allgütigen Vorsehung gefallen, alle Völker der Erde mit einer aufgeklärten, gutdenkenden und heilsamen Priesterschaft zu segnen!

Wenn ein Indianer krank ist, so bleibt sein Arzt und Priester Tag und Nacht bei ihm, und macht mit einer Klapper, worin trockene Bohnen sind, und die sie Tschitschikue nennen, ein sehr unangenehmes Geräusch, welches sich nicht gut beschreiben läßt. Einen europäischen Kranken würde das ungemein beunruhigen, und die guten Wirkungen der Arzenei hindern: aber bei den Indianern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu vereiteln. Deswegen erträgt man dieses unharmonische Geräusch mit Vergnügen; und die Einbildung, daß es die jeztgenannte Wirkung haben werde, mag vielleicht zur Genesung des Kranken je zuweilen etwas beitragen. Denn die Wirkungen, welche die Einbildungskraft auf unsern Körper hat, gehen weiter, als man gemeiniglich glaubt; und ich bin sehr überzeugt, daß ein Arzt, der das volle Vertrauen der Leute hat, manchen Kranken bloß dadurch kuriren könnte, wenn er ihm mit Zuversicht seine nahe Genesung verkündigte. Dies wissen und bestätigen in unsern Tagen diejenigen, welche die Leute wissentlich oder unwissentlich

lich durch das sogenannte Magnetisiren täuschen. Nicht die Gaukeleyen, die sie dabei vornehmen, sondern der starke Glaube und die erregte Einbildungskraft ihrer Patienten, sind das Mittel, wodurch sie Convulsionen und schlafähnliche Beraubungen, zuweilen auch wohl eine vorübergehende Besserung bewirken können. Die Herrn scheinen bey den indianischen Priestern in der Lehre gewesen zu seyn. —

Beim Anfange des Neumonds singen und tanzen die Indianer: ob aber dies ein gottesdienstlicher Gebrauch, oder blos ein natürlicher Ausdruck ihrer Freude über die Wiederkunft des Lichts sey, welches die Nächte erleuchtet, habe ich nicht erfahren können.

Einige Reisende haben bey diesen Völkern alle Gebräuche der Juden, andere sogar verschiedene dunkle Religionsbegriffe der Christen finden wollen. Was mich betrift, so muß ich gestehen, daß ich weder von den einen noch von den andern etwas bey ihnen habe bemerken können.

Ueberhaupt haben die Indianer nur sehr wenige und einfache Lehrsätze. Ihre ganze Religion besteht nicht sowohl in gewissen Glaubensartikeln, als vielmehr blos darin, daß sie alle ausserordentlichen Naturbegebenheiten, die sie, aus Mangel an Physikalischen Kenntnissen, nicht zu erklären wissen, als Erdbeben, Donner und Stürme, für unmittelbare Wirkungen unsichtbarer Wesen halten und sich durch die angeblichen Zaubereyen und Beschwörungen ihrer Priester davor zu sichern suchen. Die Furcht hat daher

mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als Dankbarkeit, und sie geben sie — grade wie bey uns der unwissende gemeine Mann — weit mehr Mühe, dem Zorne der bösen Geister auszuweichen, als sich die Gunst der guten zu erwerben.

Alle abergläubische Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Länder viel mit Träumen zu schaffen gehabt; so auch die Indianer. Will man sehen, zu welchen Albernheiten und Ausschweifungen der Aberglaube auch in diesem Stücke führen kann: so lese man folgende Nachrichten, die sich von französischen Mißionarien herschreiben.

„Nichts gleicht den Ausschweifungen, welche die Indianer in Ansehung der Träume begehen, die sie, wie alle einfältige und abergläubische Leute, für Eingebungen der Geister und also für bedeutend halten. Dieser Einbildung zufolge hält nicht allein derjenige, welcher geträumt hat, sich für verbunden, das Geträumte wahr zu machen; sondern es würde auch ein Verbrechen für diejenigen seyn, an welche er sich wendet, wenn sie ihm dasjenige versagten, was er träumend gewünscht hat, die Sache bestehe, worin sie wollte.“

„Wenn dasjenige, was einer im Traume wünschte, von der Art ist, daß es ihm durch einen einzelnen Menschen nicht verschaft werden kann: so nimmt der ganze Stamm es über sich, ihm dazu zu verhelfen. Es muß herbeygeschaft werden, es koste was es wolle, und müßte man es auch mehrere hundert Meilen

weit

weit suchen. Hat man es erlangt, so verwahrt man es mit erstaunlicher Sorgfalt, als ein Heiligthum. Ist das Begehrte ein Thier, und stirbt dasselbe über kurz oder lang, so geräth man darüber in eine Unruhe, die sich nicht beschreiben läßt. Die Sach ist noch weit ernsthafter, wenn es jemand einfällt, zu träumen, erschlage diesen oder jenen todt; denn er tödtet ihn wirklich, wenn er kann: allein wehe ihm, wenn es einem andern einkömmt, zu träumen, daß er den Getödteten räche! Denn in diesem Falle wird der Todtschläger wieder todtgeschlagen. Das einzige Mittel im Fall eines solchen Traums für diejenigen, welche nicht blutgierig sind, ist dieses, daß sie den Schutzgeist durch Geschenke versöhnen.

„Zwey Mißionarien, welche mit Indianern reisten, erzählen folgenden seltsamen Vorfall, wovon sie Augenzeugen waren. — Es war mitten in der Nacht, als plözlich einer von diesen Indianern in grosser Bewegung aufwachte, und alle andere in Unruhe und Schrecken versezte. Er war ganz ausser Athem; das Herz klopfte ihm; er wollte schreyen, aber er konnte nicht, er schlug als ein rasender Mensch um sich herum.

„Der ganze Haufe war sogleich auf den Beinen. Man glaubte anfänglich, er habe einen Anfall vom bösen Wesen. Man bemächtigte sich daher seiner Hände, und wandte alles an, um ihn zu besänftigen. Umsonst! Seine Wuth nahm beständig zu; und weil es immer schwerer wurde, ihn zu halten: so versteckte man alle Waffen. Einigen fiel es ein, ihm einen Trank von gewissen gekochten Kräutern zu geben.

Allein unter der Zeit, da man denselben fertig machte, fand er Mittel, zu entwischen, und sprang in einen benachderten Fluß. Man zog ihn sogleich wieder heraus; er versicherte hierauf, es frore ihn sehr, aber er war nicht zu bewegen, sich zu einem Feuer zu setzen, welches man in der Geschwindigkeit angemacht hatte. Er ließ sich vielmehr an dem Fusse eines Baums nieder, und verlangte, man sollte eine Bärenhaut mit Stroh ausstopfen. Sein Wille wurde sogleich erfüllt."

„Jezt schien er etwas ruhiger zu seyn. Man reichte ihm daher den Trank, welcher unterdeß fertig geworden war; allein er wollte ihn nicht nehmen. Man muß ihn, sagte er, dem Kinde geben, indem er auf die ausgestopfte Bärenhaut zeigte. Auch hierin wurde ihm augenblicklich gewillfahret; man goß den ganzen Trank in den Rachen der Thierhaut."

„Nunmehr fragte man ihn: was ihm denn eigentlich fehlte? Mir hat geträumt, war seine Antwort, es sey mir ein Vogel in den Magen gekrochen. Kaum hatte er dieses ausgesprochen: so war die ganze Gesellschaft fast eben so unsinnig, als er. Alle schrien aus voller Kehle: sie hätten auch ein Thier im Leibe. Jeder ahmte hierbey die Stimme desjenigen Thieres nach, welches er bey sich zu haben glaubte, indem der eine wie eine Gans, der andere wie eine Ente, der dritte wie ein Trappe, der vierte wie ein Frosch u. s. w. schrie. Unter diesem unsinnigen Geschrey richteten sie eine Badstube auf, um die im Leibe habenden Thiere durch Schweiß wieder herauszutreiben. Der Schluß dieses Possenspiels bestand darin, daß am Ende alle

anfingen, den, der die Hauptrolle gespielt hatte, taktmäßig zu schlagen, um ihn durch Schläge zu ermüden und in den Schlaf zu bringen. Dies Mittel half. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und wachte am andern Morgen gesund wieder auf, ohne daß er sich über irgend etwas beklagte, obgleich sein ganzer Leib von Schlägen mürbe gemacht war."

„Sollte man es glauben — wenn man nicht so viel ähnliche Früchte eines dummen Aberglaubens mitten in den aufgeklärtesten europäischen Ländern noch immer vor Augen hätte — daß Menschen, welche mit Vernunft begabt sind, zu solchen abergläubischen Ausschweifungen fähig wären? Aber so ists; man sey nur erst so weit gekommen, daß man kein Bedenken mehr trägt, ohne vernünftige Gründe etwas blos deswegen für wahr zu halten, weil es wunderbar klingt, und weil Betrüger und Betrogene ihm einen religiösen Anstrich zu geben wußten: und von Stund an läßt sich nichts so ungereimtes, Hirnloses und Schädliches erdenken, welches man uns nicht als etwas Uebernatürliches, Heiliges und Göttliches aufbinden kann; von Stund an giebt es keine Ausschweifung, keine Thorheit und kein Laster mehr, die wir, sobald uns irgend eine abergläubische Grille dazu auffordert, nicht zu begehen im Stande wären! O meine jungen Freunde, verschließt eure Herzen dem Gifte des Aberglaubens und einer frommen Schwärmerey, und um dieses zu können, bildet eure Vernunft — die edelste Gottesgabe — durch fleißige Uebungen im Nachdenken, und durch Erlernung nützlicher Wissenschaften

aus! — Jetzt noch ein Wort von der Traumsucht der Indianer.

„Man hat bey diesen Leuten zur Verstärkung ihres Glaubens an den übernatürlichen Ursprung der Träume ein eigenes **Traumfest** angeordnet, welches einige, und zwar mit großem Rechte in ihrer Landessprache mit einem Namen belegt haben, welcher eine **Umkehrung des Gehirns** bedeutet. Dieses Fest gleicht den Bachanalien der Alten; es dauert ordentlicher Weise vierzehn Tage, und wird gegen das Ende des Winters gefeyert. Alle Einfälle und Thorheiten sind alsdann erlaubt; und die Ausschweifungen, denen man sich dabey überläßt, überschreiten fast allen Glauben.“

„Ein jeder lauft von Hütte zu Hütte unter tausenderley lächerlichen Verkleidungen. Man zerbricht, man zerschlägt alles, und niemand hat das Herz sich zu wiedersetzen. Man frägt diejenigen, welche man antrift, um die Auslegung seines lezten Traums; und diejenigen, welche ihn errathen, sind verbunden, den Gegenstand des Traums zu schaffen. Nach dem Feste wird alles wieder zurükgegeben. Es endiget sich mit einem grossen Schmause, und jeder denkt an nichts weiter, als wie er das, was er verdorben oder beschädiget hat, wieder gut machen solle, welches oft viel Zeit und Mühe erfordert. Ein französischer Missionar, welcher einst das Unglük hatte, in ein solches Fest mit verwickelt zu werden, macht davon folgende Beschreibung:“

„Das

„Das bevorstehende Fest wurde, sagt er, den 22sten des Hornungs ausgerufen; und die Alten, durch welche diese Ankündigung geschahe, thaten es mit einem so ernsthaften und feyerlichen Wesen, als wenn es eine wichtige Staatssache beträfe. Kaum waren diese wieder in ihre Hütte zurükgekehrt, so sahe man Männer, Weiber und Kinder aus ihren Wohnungen fast nackend hervorlaufen, obgleich eben eine unträgliche Kälte herrschte. Sie breiteten sich auf allen Seiten aus, und liefen wie besoffene oder rasende Leute herum, ohne zu wissen, wohin sie wollten, oder was sie eigentlich verlangten. Einige bedienten sich der Freyheit des Festes, welches alle Gewaltthätigkeiten rechtfertiget, und suchten ihre Rachbegierde gegen diejenigen zu befriedigen, die ihnen etwas zuwider gethan hatte. Sie zerschlugen alles in den Hütten derselben, und prügelten diejenigen, auf welche es eigentlich gemünzt war. Einigen gossen sie einen ganzen Kübel voll Wasser über den Kopf; andere bewarfen sie mit heisser Asche oder allerley Unreinigkeiten; noch andern warfen sie Feuerbrände und glühende Kohlen an den Kopf. Das einzige Mittel, sich vor dieser Verfolgung zu sichern, war, daß man Träume errathen mußte, die eben so abgeschmakt als dunkel waren.“

„Der Mißionar und sein Gefährte liefen gleichfalls Gefahr, erbärmlich gemißhandelt zu werden. Einer der wahnwitzigen kam in die Hütte, wohin sie sich anfangs geflüchtet hatten; aber zu ihrem Glücke hatte die Furcht sie schon wieder aus derselben herausgetrieben. Der Wüthende, welcher dadurch verhindert wurde, seinen Vorsaz auszuführen, rief: man

solle seinen Traum errathen: und weil sich keiner fand, der das vermogte; so erklärte er ihn selbst, indem er sagte: ich tödte einen Franzosen! Sogleich warf der Eigenthümer der Hütte ihm ein französisches Kleid hin, welches der andere mit vielen Stichen durchlöcherte. Darauf aber gerieth derjenige, welcher das Kleid hingeworfen hatte, gleichfalls in Wuth, und schwur: er wollte den Franzosen rächen, und das ganze Dorf in Asche legen. Er fing auch in der That an, seine eigene Hütte in Brand zu stecken, und als jederman hinauslief, so schloß er sich selbst darinnen ein. In dem nemlichen Augenblicke kehrte der Missionar zurük, er hörte, was sein Wirth vorhabe; schlug hierauf die Thür ein, löschte das Feuer, welches noch nicht weit um sich gegriffen hatte, glüklich, und zwang den Wirth hinauszugehen. Dieser lief herauf durchs ganze Dorf und schrie, er wolle alles in Brand stecken! Man warf ihm hierauf einen Hund hin, in der Hofnung, daß er seine Wuth an diesem Thiere stillen würde; allein er sagte: das wäre noch nicht genug, den Schimpf zu tilgen, den man ihm dadurch angethan habe, daß man einen Fremden in seiner Hütte getödtet hätte. Man warf ihm noch einen Hund hin, den er in Stücken zerriß; worauf denn seine Wuth gestillt war."

„Dieser Indianer hatte einen Bruder, welcher auch seine Rolle spielte. Er war gekleidet wie man einen Satyr vorstellt, und vom Kopfe bis auf die Füße mit Blättern bedekt. Zwey Weiber, die ihn begleiteten, hatten das Gesicht schwarz gefärbt, die Haare zerstreut um den Kopf fliegen, eine Wolfshaut um den Leib gewickelt und in der Hand einen Pfahl. Mit diesem

diesem Gefolge gieng der Mann in alle Hütten, heulte aus allen Kräften, kletterte auf die Dächer, machte daselbst tausenderley geschikte Windungen, die mit einem entsezlichen Geschrey begleitet waren; stieg dann wieder herunter und marschirte ernsthaft ab, indem seine begleiterinnen vorangiengen, die nun auch ihrer Seits rasend geworden waren, und alles, was sie unterwegens antrafen, mit ihren Pfählen umwarfen."

„Diese edle Gesellschaft von Rasenden war nicht sobald wieder zu sich selbst gekommen, als eine andere Weibsperson auftrat, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Sie drang mit Gewalt in diejenige Hütte ein, worin die beyden Mißionarien sich versteckt hielten; und war dabey mit einer Flinte bewafnet, die sie irgendwo bekommen hatte, da sie ihren Traum errathen ließ. Mit diesem Gewehr in der Hand sang sie ein Kriegslied, und stieß tausend Flüche wider sich selbst aus, wofern es ihrem Muthe nicht gelingen sollte, einen Gefangenen zurükzubringen."

„Dicht hinter dieser Furie kam ein Krieger, der in der einen Hand einen Bogen, in der andern ein Bajonet hielt; — man kann denken, wie den armen wehrlosen Geistlichen dabey zu Muthe werden mußte! Nach langem Geheule fiel er auf einmahl über das Weib her, welches unterdeß wieder ruhig geworden war. Er sezte ihr das Bajonet an die Kehle, faßte sie bey den Haaren, schnitt ihr eine Handvoll davon ab, und begab sich hierauf zurük."

„Bald darauf erschien ein Gaukler mit einem Stabe in der Hand, der mit Federn geziert war. Er rühmte sich, durch Hülfe dieses Werkzeugs die verborgensten Dinge entdecken, zu können. Man trug ein Gefäß vor ihm her, welches mit einem Tranke angefüllt war, wovon er bey jeder ihm vorgelegten Frage etwas in den Mund nahm, es herauf wieder wegspukte, auf seine Hände und seinen Stab hauchte, und dann das Räthsel, welches man ihm vorgelegt hatte, errieth."

„Auch ihm folgten zwey Weiber, die zu erkennen gaben, daß sie etwas verlangten. Die eine breitete eine Matte aus; man errieth, daß sie Fische begehrte, und man willfahrte ihr auf der Stelle. Die andere trug ein Werkzeug zum Ackerbau in der Hand, und man erkannte daran, daß sie ein Stük Land verlangte, um es anzubauen. Sogleich führte man sie zum Dorfe hinaus, um ihr anzuweisen, was sie begehrt hatte."

„Einem Oberhaupte hatte geträumt, er sähe zwey Menschenherzen. Dieser Traum, den, niemand erklären konnte, sezte jedermann in die größte Unruhe. Man verlängerte das Fest um einen Tag; aber auch an diesem blieben alle Versuche, die Bedeutung des Traums zu finden, fruchtlos. Endlich ergrif man die Parthey, den Schuzgeist des Mannes durch Geschenke zu besänftigen; und damit hatte das tolle Fest ein Ende." *)

Man

*) Allgem. Reisen, 17ter Band. S. 32. u. f.

Man sieht, daß diese unsinnige Festlichkeit eine Art von religiösem Karneval war, welches seinen Ursprung dem Glauben an Geister und Traumdeutereyen verdankte.

22.

Von den Krankheiten der Indianer.

Wer einfach, natürlich, hart und thätig lebt, der ist in der Regel gesund, und erreicht ein hohes Alter; wer hingegen ein verzärteltes, weichliches, wollüstiges und faules Leben führt, der ist ordentlicher Weise mancherley Krankheiten unterworfen, wird vor der Zeit alt, und stirbt, wenn jener noch im vollen Genuß seiner ungeschwächten Kräfte und seines thätigen Lebens ist.

Nach dieser Regel, welche sich überall bestätiget — seltene Ausnahmen abgerechnet — werden meine jungen Leser wohl schon von selbst vermuthen, daß die Indianer überhaupt gesünder sind, als wir, und viele schmerzhafte und tödliche Krankheiten, welche eine Folge der Ueppigkeit bey gesitteten Völkern sind, gar nicht kennen. So verhält es sich denn auch wirklich; und wir können daher auch von ihnen lernen, wie man es anfangen müsse, wenn man gesund und stark zu werden wünscht. Das sichere Mittel dazu ist ein der Natur gemäßes einfaches Leben, bey Anstrengung und Mäßigkeit.

Aber

Aber so wie unsere Landleute, welche bey ihrer Art zu leben auch viel gesünder seyn und ein höheres Alter erreichen müßten, als die üppigen, schwelgerischen und verfeinerten Menschen der gesitteten Stände, sich nicht selten bald durch eine Ueberladung, bald durch übertriebene Anstrengung ihrer Kräfte, bald durch Mangel an Kenntniß dessen, was unserm Körper schädlich ist, Krankheiten und einen frühen Tod zuzuziehen pflegen: so machen auch verschiedene Indianer eine Ausnahme von der Regel, und büssen für die Fehler, die sie entweder aus Unwissenheit oder aus Sieirigkeit, oft auch aus unvermeidlicher Noth begehen.

Vorzüglich greift der anhaltende Hunger, dem sie auf ihren langen Streifereyen oft ausgesetzt sind, und die darauf folgende Gefräßigkeit, ihren Körper an; und gefährliche Krankheiten sind zuweilen die Folge davon. Ihre gewöhnlichste Krankheit ist das Seitenstechen, gegen welches sie ihr allgemeines Hülfsmittel, das Schwitzen, brauchen. Sie richten dazu eine eigene Schwitzstube, und zwar auf folgende Art ein.

Es werden einige kleine Stangen in die Erde gesteckt, die sie oben zusammenbiegen und an einander binden, so daß dadurch eine Art von Kuppel entsteht. Hierüber legen sie so viel Felle oder Decken, daß keine Ritze übrig bleibt, wodurch Luft hinein oder heraus kommen könnte. Vorn bleibt blos eine kleine Oefnung übrig, wodurch ein Mensch eben hineinkriechen kann, dann aber auch verschlossen wird. In die Mitte dieses engen Gerüstes legen sie glühende Steine, auf welche Wasser gegossen

wird

wird, das durch seine Dämpfe eine sehr grosse Hitze erregt.

Wenn sie nun eine Zeitlang darin ausgehalten haben und in starke Ausdünstungen gerathen sind: so laufen sie sofort an das nächste Wasser und tauchen darin unter. Sie bleiben indeß nicht über eine halbe Minute darin; sondern ziehen gleich ihre Kleidung wieder an, und rauchen eine Pfeife in der festen Ueberzeugung, daß das Mittel helfen werde. Oft schwitzen sie auch auf diese Weise blos um sich zu erfrischen oder sich zu einem Geschäfte vorzubereiten, das viele Ueberlegung und List erfordert. Sie wissen nemlich aus ihrer Erfahrung, daß die Seele nie freyer wirkt, als wenn der Körper reichlich ausgedünstet hat, dann aber auch durch ein kaltes Bad wieder gestärkt worden ist. Eben diese Erfahrung kann, wer da will, in Europa auch machen.

Sonst trift man hie und da, jedoch nur selten, auch wohl Lähmungen und Wassersuchten bey den Indianern an. Ihre Mittel dagegen sind Bähungen und Tränke, aus Kräutern gekocht, die ihre Aerzte gut zuzubereiten und anzuwenden wissen. Aber diese Arzneymittel mögen noch kräftig seyn: so traut der Indianer ihnen allein doch nicht, sondern er nimmt immer einige abergläubische Ceremonien zu Hülfe, die eben derselbe geistliche Mann, der sein Doktor ist, zu verrichten versteht. Auf diese verläßt er sich mehr, als auf die Arzneyen.

Nach

Noch gröſſer iſt ihre Geſchiklichkeit und Erfahrung in chirurgiſchen Kurarten. Sie wiſſen ſehr gut, gewiſſe Kräuter zur Heilung von Wunden, Quetſchungen und Knochenbrüchen anzuwenden. Durch ſie können ſie Splitter, Stüke Eiſen oder andere Dinge, wodurch die Wunde verurſacht wahr, ohne Erweiterung des Schadens ausziehen; und ſie bringen eine ſolche Kur geſchwinder und glüklicher zu Stande, als man bey ihrer rohen Art zu verfahren erwarten ſollte.

Um Splitter aus den Wunden zu ziehen, bedienen ſie ſich auch der Haut, welche die Schlangen jährlich abzuwerfen pflegen. Ohngeachtet dieſe ganz aufgetroknet ſind, ſo thun ſie doch in ſolchen Fällen die gehofte Würkung. Ueber das wie? geſtehe ich meine Unwiſſenheit.

Wenn heftige Arbeiten oder allzuſtarke Hitze und Kälte ihnen Gliederſchmerz zuziehen: ſo kuriren ſie ſich damit, daß ſie den ſchmerzenden Theil ſchröpfen. Diejenigen Völkerſchaften, welche mit Europäern noch gar keine Gemeinſchaft, alſo auch noch gar keine europäiſche Werkzeuge haben, bedienen ſich hierzu eines ſcharfen Kieſelſteins, dem ſie mit groſſer Geſchiklichkeit eine ſehr feine Spitze zu geben wiſſen. Eine Lanzette kann kaum ſchärfer ſeyn, als dergleichen Inſtrumente, die ſie aus Stein verfertigen.

So lange jemand noch eſſen mag, können ſie ſich nicht überzeugen, daß er krank ſey. Nur dann erſt, wann ihm die Eßluſt vergeht, ſehen ſie ſeine Krankheit für gefährlich an, und bemühen ſich, ihm zu helfen.

Uebri-

Uebrigens wissen sie nichts von einer Krankendiät, und ihr Patient darf essen, wozu er Lust hat.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Priester vor dem Kranken ein unaufhörliches Geräusch mit der Klapper Tschitschikue machen. Man glaubt, daß sie hierdurch von den Geistern die Ursache der Krankheit erfahren, um sie zweckmäßig behandeln zu können. Die bösen Geister haben, ihrer Meynung nach, an allen Krankheiten Antheil; sie wenden daher auch zu jeder Kur nicht blos die ihnen nöthig scheinenden Arzneyen, sondern auch allerley alberne Ceremonien an, die gegen die eingebildeten Wirkungen der bösen Geister schützen sollen; grade so wie der unwissende gemeine Mann bey uns sich nicht auf die natürlichen Arzneymittel verläßt, sondern auch seine Zuflucht zu einem sogenannten klugen Manne oder klugen alten Weibe nimmt, die, wie sie sagen, das Uebel besprechen, das ist, durch Zauberworte bändigen müssen, damit es nicht weiter um sich greife.

Wie ähnlich sich doch im Grunde die Menschen, bey allen äusserlichen Verschiedenheiten, unter aller Himmelsstrichen sind! Wie besonders Unwissenheit und Aberglaube überall fast einerley Albernheiten erzeugen!

23.

Von der Art der Indianer, ihre Todten zu behandeln.

Eben dieselbe Kaltblütigkeit, welche der Indianer bey den meisten Vorfällen seines Lebens beweiset, verläßt ihn auch in der Stunde des Todes nicht. Er sieht seinem herannahenden Ende mit einer Ruhe und Gleichmüthigkeit entgegen, deren in Europa kaum der größte Weltweise fähig seyn dürfte.

Sobald der Arzt ihm das Todesurtheil zugesprochen hat: so redet er die umstehenden mit einer Fassung an, welche die größte Bewunderung verdient. Ist er ein Oberhaupt und hat er Familie: so hält er eine Art von Sterberede, worin er seinen Kindern allerhand nöthige Regeln giebt. Dann nimmt er Abschied von seinen Freunden, und ordnet ein Gastmahl für diejenigen an, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

Hat er nun den Geist aufgegeben, so wird sein entseelter Körper eben so angekleidet, als er im Leben zu gehen pflegte. Man bemahlt ihm das Gesicht, und setzt ihn hierauf in aufrechter Stellung auf eine Matte, oder auf ein ausgebreitetes Fell mitten in der Hütte nieder. Seine Waffen legt man neben ihn. Die Anverwandten setzen sich hierauf rund um ihn herum, und jeder hält ihm der Reihe nach eine Art von Leichenrede. Mann erzählt und rühmt dabey, wenn er ein berühmter Krieger war, alle seine Heldenthaten, auf eine Art, die in ihrer Sprache eben

so

so gefällig als dichterisch klingt. Ich will ein Beyspiel davon hersetzen.

„Du sitzest noch unter uns, Bruder! Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme: nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor wenigen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen jezt diese Lippen, von denen wir noch kürzlich so gefällige und nachdrükliche Reden hörten? Warum sind diese Füsse ohne Bewegung, die noch vor wenigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebürgen? Warum hängen ohnmächtig diese Arme, welche sonst die höchsten Bäume hinaufkletterten, und den stärksten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansehen, ist jezt wieder eben so unbesetzt, als er vor dreyhundert Wintern war!“

„Dennoch wollen wir dich nicht betrauren, als wenn du auf immer für uns verlohren wärest, oder als wenn dein Nahme nie wieder gehört werden sollte! Deine Seele lebt noch in dem großen lande der Geister, bey den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurükgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen.“

„Besetzt von der Achtung, die wir bey deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jezt, um dir den lezten Liebesdienst zu erweisen. Damit dein Körper

nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hofnung daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen werden."

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob seines abgeschiedenen Freundes.

Wenn dies vorbey ist, und man sich grade in einer großen Entfernung von dem allgemeinen Begräbnißplatze befindet, oder wenn der Todesfall sich im Winter ereignet: so wickeln sie den Körper in Häute und legen ihn auf ein hohes Gerüst oder auf die Zweige eines grossen Baums, und lassen ihn daselbst bis zum Frühlinge liegen. Alsdann tragen sie ihn, nebst den übrigen Leichen ihres Stammes, nach dem allgemeinen Begräbnisorte, wo er mit verschiedenen Feyerlichkeiten, die ich nie erfahren konnte, begraben wird. Stirbt hingegen ein Indianer zur Sommerzeit und in einer weiten Entfernung von dem Begräbnisplatze, so daß die Leiche eher in Fäulniß übergeht, als sie dahin gebracht werden kann: so wird das Fleisch von den Knochen gebrannt, und diese werden aufbewahrt, um in der Folge auf die gewöhnliche Weise begraben zu werden.

Als die Nadoweßier ihre Todten nach der großen Höhle brachten, um sie daselbst beyzusetzen: so suchte ich die übrigen Ceremonien, die sie bey der Beerdigung vor-

vornehmen, mit anzusehen: allein ich merkte, daß sie mich nicht gern dabey sahen; es sey nun, daß sie ihre Gebräuche vor mir geheim halten, oder mich dem übeln Geruche, den die Leichen von sich gaben, nicht gern aussetzen wollten. Ich hielt es daher auf allen Fall der Klugheit gemäß, ihnen zu willfahren und mich zu entfernen.

Nach vollendeter Beerdigung setzen die Anverwandten Hieroglyphen an die Stelle, wo ihr Todter ruht, damit seine Vorzüge und Verdienste auf die Nachwelt kommen mögen.

Dem Glauben gemäß, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf eben die Art, wie hienieden, beschäftigen, daß sie ihren Unterhalt dort auch auf der Jagd erwerben, und so wie hier mit Feinden kämpfen müssen, begraben sie dieselben mit allen ihren Waffen. Ausserdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen auch allerhand Hausrath und sogar Farbe, sich zu bemahlen, mit ins Grab.

Meine jungen Leser werden dies vermuthlich sehr lächerlich finden; und sie haben Recht. Aber ist es wohl weniger lächerlich, wenn wir, die wir edlere Begriffe von dem Zustande der Verstorbenen haben, und die wir gar wohl wissen, daß sie von alle dem, was sie hier auf Erden hatten, weder etwas mitnehmen noch etwas brauchen können, wenn wir, sage ich, dem Leichnam unserer Verstorbenen gleichfalls theure Kleidungsstücke anziehen und ihnen Kostbarkeiten

mitgeben, die nachher in der Erde verfaulen oder verrosten müssen? Ist es weniger lächerlich, wenn wir glauben, daß der leblose Körper an der einen Stelle besser, als der andern ruhen werde? — Thorheit gegen Thorheit gehalten, ist, dünkt mich, die eine gar wohl der andern werth; und es steht uns schlecht an, über die lächerlichen Gebräuche der Indianer zu spotten, indeß wir selbst uns gleicher oder ähnlicher Lächerlichkeiten noch immer schuldig machen.

Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen betrauren seinen Verlust mit grossem Kummer und Schmerz. Sie schreyen und heulen, und verdrehen ihre Glieder, wenn sie um die Leiche herumsitzen; doch machen sie von Zeit zu Zeit Pausen darin, um die Lobrede der Oberhäupter nicht zu stören.

Bey den Nadoweßiern fand ich einen Trauergebrauch, den ich bey keiner andern Völkerschaft bemerken konnte, diesen nemlich; die Männer zerstechen sich, zum Beweise ihres Schmerzens, das Fleisch an den Armen über den Ellbogen mit Pfeilen, wovon ich bey Vornehmen und Geringen häufige Narben fand. Die Frauenspersonen zerfetzen sich in gleicher Absicht die Beine mit einem scharfen Kieselsteine bis das Blut häufig herausquillt.

Während meines Aufenthalts bey den Nadowessiern verloren die Bewohner eines benachbarten Zelts ihren vierjährigen Sohn. Die Liebe der Indianer gegen ihre Kinder ist unbeschreiblich groß; sie wurden daher über diesen Verlust so tief gerührt, daß der Va-

ter

ter theils durch seinen Kummer, theils durch den Verlust des Bluts, welches er darüber vergoß, sich selbst den Tod zuzog. Bis dahin war die Mutter eben so untröstbar gewesen; aber kaum sahe sie ihren Mann sterben: so hörte sie auf einmahl auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen.

Diese schleunige Veränderung befremdete mich: ich fragte sie also um die Ursache davon. Sie antwortete hierauf: der Gedanke, daß ihr Kind, seiner grossen Jugend wegen, in dem Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, hatte ihren Mann und sie am meisten beunruhiget; jezt hingegen, da ihr Mann eben dahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte, und die Jagd sehr gut verstünde, fiele ihre Besorgniß weg. Nunmehr wäre sie überzeugt, ihr Kind sey glüklich, und sie wünsche jezt nichts mehr, als bey ihnen zu seyn.

Eben diese Frau gieng nachher jeden Abend an den Baum, auf dessen Zweige ihr Mann und Sohn lagen, schnitt sich eine Locke von ihrem Haare ab, streute dieselbe auf der Erde herum, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede den frühzeitigen Tod derselben. Sie rechnete dabey gemeiniglich die Thaten her, die ihr Sohn, wenn er länger gelebt hätte, verrichtet haben würde. Dieser Gedanke schien sie jedesmal zu begeistern und ihren Schmerz auf eine Zeitlang zu besänftigen.

„Wärest du bey uns geblieben, mein lieber Sohn — so pflegte sie zu singen — wie würde der Bogen deine Hand geziert haben, wie tödlich würden deine Pfeile

den Feinden unsers Stamms geworden seyn! Du würdest oft ihr Blut getrunken, oft ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sclaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arm würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bären bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendthier eingeholt, und auf dem Gipfel des Gebirges dem schnellen Rehe Troz geboten. Was für Taten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen indianischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden?“

Man erstaunt über die schönen und kühnen Ausdrücke, welche den rohesten Indianer bey solchen Gelegenheiten von selbst zufliessen. Die Frau, von welcher hier die Rede ist, war an ähnlichen rührenden Klagen unerschöpflich, und sie brachte oft den größten Theil der Nacht mit diesem traurigen Geschäfte zu.

Ueberhaupt beobachten die Indianer die Trauer über ihre Todten mit grosser Strenge. Bey einigen Völkerschaften schneiden sie sich das Haar ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, sitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenem Kopfe, und entsagen allen Vergnügungen. Diese Strenge beobachten sie etliche Monate, und einen geringern Grad von Trauer wenigstens etliche Jahre.

Man erzählt mir, daß die Nadoweßier, wenn sie an ihre verstorbenen Anverwandten von ohngefähr erinnert würden, oft noch nach neun Jahren anfingen laut

laut zu heulen. Dieser Beweis ihrer fortdaurenden Achtung und Liebe währte oft etliche Stunden; und wenn er ihnen grade gegen Abend einfiele, ihren Schmerz über den ehemaligen Verlust derselben zu erneuern! so stimmten ihre Nachbaren gemeiniglich mit ein.

24.

Von der Sprache und den Hieroglyphen der Indianer

Die Sprachen der nordamerikanischen Indianer können in vier Hauptsprachen abgetheilt werden: Die erste wird von den Irokesischen Völkerschaften in den westlichen Gegenden, die zweyte von den Tschipiwäern oder Algonkinen in den nordwestlichen, die dritte den Nadoweßiern in den westlichen, und die vierte von den Tscherokisen und Tschikasaern in den südlichen geredet. Die übrigen Völkerschaften haben entweder die eine oder die andere von diesen angenommen.

Indessen scheint die Sprache der Tschipiwäer unter allen am meisten verbreitet zu seyn. Diese wird auch durchgängig, als die vornehmste, so sehr geschäzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreyßig verschiedenen Stämmen sie fast allein in ihren Rathsversammlungen reden, wenn sie gleich nicht ihre Landessprache ist. Vermuthlich wird sie nach und nach bey allen indianischen Völkerschaften die Oberhand gewinnen, da schon izt keiner es wagen darf, weite Reisen zu

unternehmen, oder sich zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volke brauchen zu lassen, ohne diese Sprache zu verstehen.

Da die Indianer nichts von Complimenten und ceremoniösen Umschreibungen wissen, sondern jede Sache bey ihrem rechten Namen nennen: so fehlen ihnen auch eine Menge Wörter und Redensarten, welche in den Sprachen gesitteter Nationen gefunden werden. Bey ihren einfachen und unverfeinerten Sitten haben sie blos Ausdrücke für ihre Bedürfnisse und für einige Bequemlichkeiten des Lebens, deren man aber bey einer so natürlichen Lebensart, als die ihrige ist, nur sehr wenige kennt.

Buchstabenschrift kennen die Indianer ganz und gar nicht. Aber sie verstehen die Kunst, sich ihre Gedanken durch bedeutende Bilder, oder Hieroglyphen, mitzutheilen. Diese werden besonders dazu gebraucht, das Andenken an vorzügliche Handlungen und Begebenheiten zu erhalten; wie auch dazu, sich gegenseitig von gewissen Dingen zu benachrichtigen, worüber keine Mündliche Mittheilung statt findet. Wenn sie z. B. auf ihren Streifereyen irgend ein wichtiges Unternehmen ausgeführt haben oder auszuführen im Begriff sind: so schälen sie die Rinde von den Bäumen, die sie auf ihrem Wege antreffen, und bezeichnen darauf für die zurükgebliebenen Partheyen auf eine sinnbildische Weise den Weg, den sie nehmen mögten, um sie wieder einzuholen.

Als ich den Miſſippi verließ, und nach dem Obernſee den Fluß Tſchipiwä hinaufgieng: ſo nahm mein Führer, ein Oberhaupt der Tſchipiwäer aus der Ortſchaft der Ottogamier, folgende Maaßregel, um zu verhindern, daß nicht gewiſſe Partheyen von Nadoweßiern, mit denen ſeine Nation beſtändig Krieg führt, uns überfallen und Schaden zufügen möchten, ehe ſie erführen, wer wir wären.

Er ſchälte beym Ausfluſſe von Tſchipiwä die Rinde von einem großen Baume, machte hierauf aus Holzkohlenſtaub und Bärenfett eine Farbe, und zeichnete damit auf die abgeſchälte Rinde folgende Hieroglyphen. Zuerſt ein rohes aber deutliches Zeichen der Ortſchaft der Ottogamier; dann auf der linken Seite deſſelben einen Mann in Rehfellen, wodurch die Nadoweßier bezeichnet werden, aus deſſen Munde ein Strich in den Mund eines Rehes ging, welches das Sinnbild der Tſchipiwäer iſt. Weiter hin zeichnete er einen indianiſchen Kahn, der den Fluß hinaufging, und in demſelben einen Mann mit einem Hute. Dieſe Figur ſollte einen Engländer, oder mich vorſtellen. Mein Franzoſe war mit einem Tuche um den Kopf abgebildet, und zwar als einer, welcher ruderte. Hierzu fügte er noch verſchiedene andere Sinnbilder, unter andern die Friedenspfeife am Vordertheile des Kanoes.

Durch dieſe ganze Vorſtellung wollte er den Nadoweßiern andeuten: „ein Anführer der Tſchipiwäer, in der Ortſchaft der Ottogamier, wäre von etlichen Oberhäuptern der Nadoweßier gebeten worden, den

Engländer, der sich vor einiger Zeit bey ihnen aufhielt, den Fluß Tschipiwá hinaufzuführen, und daß sie ihm daher sicher seine Fahrt vollenden lassen mögten.

Dergleichen Sinnbilder sind allen Indianern so verständlich, als uns die Buchstabenschrift in unsrer Muttersprache.

Um meinen jungen Lesern eine kleine Probe von indianischer Mundart zu geben, will ich ein kleines Lied in der Sprache der Nadowessier hersetzen, welches sie zu singen pflegen, wenn sie ihre Jagdzüge anfangen. Die Uebersetzung will ich hinzufügen.

Meo acùna eschta pàta negoschtaga schedscha mena. Tongo Uàkon meo uoschta pàta accuna. Hopiniyahie ouie accuyie meo, uoschta pàta oto tohinoscha meo tiebie.

„Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehn, wie das neue Licht die Dünste wegjagt, und die Wolken vertreibt. Grosser Geist, verleihe mir Glük! Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurükzuführen.“

Man wird bemerken, daß jedes Wort in diesem Liede mit einem Selbstlauter schließt; und daß überhaupt der Selbstlauter mehr, als der Mitlauter sind. Man kann hieraus schliessen, daß diese Sprache sanfter, als die unsrige klingen müsse.

25.

Von einigen merkwürdigen Thierarten, die in den innern Theilen von Nordamerika gefunden werden.

Zu den vierfüßigen Thieren dieser Gegenden gehören: Tiger Bären, Wölfe, Füchse, Hunde, Bergkatzen, wilde Katzen, Büffel, Rehe, Elendsthiere, Muſethiere, Rennthiere, Wolfsbären, Stinkthiere, Stachelſchweine, Igel, Hamſter, Marder, Biberratzen, Eichhörnchen, Haſen, Kaninchen, Maulwürfe, Wieſel, Mäuſe, Murmelthiere, Biber, Fiſchottern, Sumpfottern und Fledermäuſe.

Ich will aber von dieſen allen nur diejenigen beſchreiben, welche entweder dieſem Lande eigenthümlich ſind, oder ſich von ähnlichen Thieren in andern Ländern weſentlich unterſcheiden. Zu den leztern gehört zuvörderſt

Der Tiger.

Dieſer hat zwar eine Aehnlichkeit mit den Tigern in Aſien und Afrika: aber er kommt ihnen weder an Größe, noch an Wildheit und Gefräßigkeit bey. Seine Farbe iſt dunkelgraugelb und völlig ohne Flecken. Ich ſahe einſt einen auf einer Inſel im Fluſſe Tſchipiwä. Er ſaß in einer kleinen Entfernung von mir auf dem Hintertheile, nach Art der Hunde, und ſchien ſich eben ſo wenig vor uns zu fürchten, als etwas arges gegen

gegen uns im Sinne zu haben. Uebrigens trift man dergleichen Thiere hier nur selten.

Der Bär

ist hier gleichfalls kleiner und minder grimmig, als in andern Nordländern. Aber sein Geschlecht ist in den nördlichen Gegenden von Amerika ungemein zahlreich, und gewährt den Einwohnern mehr als einen sehr beträchtlichen Nutzen. Die Felle derselben dienen ihnen zu Betten, und ihr Fleisch zur Nahrung. Das leztere ist hier sehr saftig und wohlschmeckend, weil das Futter der Bären in diesen Gegenden zum Theil in Weintrauben und andern dergleichen Früchten besteht. Von den Weintrauben sind sie so große Liebhaber, daß sie die höchsten Bäume erklettern, um ihrer habhaft zu werden.

Nur ein heftiger Hunger oder Schmerz kann diese Thiere bewegen, einen Menschen anzufallen; denn ordentlicher Weise sind sie furchtsam, und ein einziger Hund kann mehrere von ihnen zum Laufen bringen.

Mit dem Fette der Bären schmieren die Indianer ihre Glieder ein; und diesem Gebrauche haben sie vermuthlich zum Theil ihre ausserordentliche Geschmeidigkeit zu verdanken.

Gegen den Winter kriechen die Bären in hohle Bäume oder graben sich in die Löcher ausgewurzelter Bäume ein, indem sie den Zugang mit Zweigen verstopfen. Daselbst liegen sie unbeweglich still, so lange die

die strenge Witterung währt; und da man weiß, daß sie keinen Vorrath von Futter mitnehmen; so glaubt man, daß sie etliche Monate zubringen können, ohne irgend ein Nahrungsmittel zu genieſſen.

Die Bergkatze

unterscheidet sich von einer gewönlichen Katze nur dadurch, daß sie gröſſer und wild ist. Menschen greift sie nur selten an.

Der Biſon oder Höckerochs

ist in diesen Gegenden sehr zahlreich. Diese Thiere sind gröſſer, als gewönliche Ochsen, haben kurze schwarze Hörner, und einen langen Bart unter dem Kinne. Ihr langes Kopfhaar hängt ihnen über die Augen, und giebt ihnen ein fürchterliches Ansehen. Der Höcker, den sie auf dem Rücken haben, fängt bey den Hüften an, und geht, indem er gegen die Schultern zu immer höher wird bis an den Nacken. Das ganze Thier ist mit langen krausen Haaren bewachsen, die eine dunkelbraune oder Mauſefarbe haben. Dieſes Haar, oder vielmehr diese Wolle wird sehr geschäzt. Der Hals ist ungemein kurz und der Kopf gröſſer, als bey einem Stiere. Die Brust ist breit, und der Körper wird gegen die Lenden zu immer dünner. Grimmig ist dieſes Thier in diesen Gegenden nicht; es läuft vielmehr, sobald es einen Menschen erblikt. Ein einziger Hund kann ganze Herden von ihnen jagen. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Haut auſſerordentlich

deutlich nüzlich; und das Haar schikt sich gut zu verschiedenen Manufakturarbeiten.

Das Elendsthier

ist viel gröſser als ein Hirsch, ohngeachtet es eben so gebaut ist, und hat fast die Dicke eines Pferdes. Sein Haar, welches fast kameelfarbig ist, nur etwas mehr ins röthliche fällt, ist beynahe drey Zoll lang, und so hart, als Pferdehaar. Die Geweihe erreichen eine erstaunliche Höhe, und gehen so weit aus einander, daß zwey bis drey Leute dazwischen sitzen können. Ihre Enden haben sie nur an der Aussenseite; auch sind dieselben platt und sehr breit. Sie werfen diese Geweihe jährlich im Winter ab, und gegen den August haben die neuen wieder ihre völlige Gröſse. Sie sind übrigens eben so scheu, als bey uns die Hirsche.

Das Musethier

ist eine blosse Abänderung von Elendsthiere, fast eben so groß und beynahe eben so gestaltet. Es unterscheidet sich zuvörderst dadurch, daß seine Geweihe auf beyden Seiten Zacken haben. Dann ist sein Kopf etwas gröſser und ohngefehr zwey Fuß lang. Seine Oberlefze ist weit gröſser, als die untere, und die Nasenlöcher sind so weit, daß ein Mensch seine Hand ziemlich weit hineinstecken kann. Sein Haar ist hellgrau mit Schwarzbraun untermischt. Das Fleisch ist sehr angenehm, gesund und nahrhaft. Dies Thier läuft immer im Trabe, und doch so geschwind, daß es von wenig andern Thieren an Schnelligkeit übertroffen wird.

Das

Das Rennthier

ist schon im ersten Theile dieser Reisen beschrieben worden.

Der Wolfsbär

gehört zum Katzengeschlecht, und ist ein schrecklicher Feind, der drey vorhergehenden Thierarten. Er lauert auf dem Zweige eines Baums, bis sich eins derselben nähert; springt ihm dann auf den Nacken, und erwürgt es, indem er ihm die Kehlader abbeißt.

Das Stinkthier

ist das wunderbarste von allen, die man in den nordamerikanischen Wäldern antrift. Es hat Aehnlichkeit mit einem Iltis, ist aber etwas kleiner. Sein Fell ist langhaarig und glänzend, die Farbe schmuzig weiß mit verschiedenen schwarzen Stellen, so das es hin und wieder schwarz schattirt zu seyn scheint. Sein Schwanz ist lang und dik, wie beym Fuchse. Es lebt in Wäldern und Gebüschen. Sein Vertheidigungsmittel ist eine starkriechende Feuchtigkeit, die es, sobald es sich in Gefahr sieht, von hinten auf eine große Entfernung ausspritzt, und dadurch einen so entsezlichen Gestank verursacht, daß Menschen und Thiere sich dadurch gezwungen sehn, von ihrer Verfolgung abzulassen, um einen Ort zu suchen, wohin dieser scheußliche Gestank sich noch nicht verbreitet hat. Die Franzosen haben es deswegen Enfant du diable — Teufelskind — oder bête puante, Stinkthier, genannt.

Wenn

Wenn nur ein Tropfen dieser häßlichen Feuchtigkeit jemanden aufs Kleid sprüzt, so kann es nicht weiter getragen werden, weil der dadurch verursachte Gestank nicht wieder ausgetilgt werden kann. Komme etwas davon ins Auge, so verursacht es Blindheit, wenigstens heftige Entzündung und unerträgliche Schmerzen. Im Grunde ist der Gestank dieser Feuchtigkeit nicht anders, als ein sehr starker Moschusgeruch. Einige Naturforscher haben bisher geglaubt, daß diese Feuchtigkeit der Urin des Thieres sey; allein ich schnitt viele von diesen Thieren auf, die ich schoß, und fand nahe bey der Harnblase ein kleines besonderes Wasserbehältniß, in welchem die stinkende Feuchtigkeit enthalten war. Wenn ich dies Gefäß sorgfältig herausgenommen hatte, so fand ich das Fleisch des Thieres sehr schmakhaft. Allein ein einziger Tropfen, der verschüttet wird, verdirbt nicht allein alles Fleisch, sondern erfüllt auch das ganze Haus, und macht alle Eßwaaren darin unbrauchbar.

Der Bieber

ist eins der merkwürdigsten Thieren auf Erden, und seines Felles wegen ungemein schäzbar. Es verdient daher, daß ich eine etwas umständlichere Beschreibung davon gebe.

Es ist bekanntlich ein vierfüßiges Thier, welches sowohl auf dem Lande, als auch im Wasser, jedoch im leztern nur eine kurze Zeit leben kann. Man versichert, daß es des Wassers völlig entbehren könne, wenn es nur dann und wann Gelegenheit habe, sich zu baden.

Die

Die grösten Biber sind fast vier Fuß lang und über den Hüften vierzehn bis fünfzehn Zoll breit. Ein solcher wiegt ohngefähr sechzig Pfund. Der Kopf desselben gleicht dem eines Otters, nur daß er etwas gröſſer ist. Die Augen sind klein, die Ohren rund, und von aussen haarigt und inwendig glatt. Seine Zähne sind sehr lang; die unter stehen etwa drey, die obern einen Finger breit aus dem Maule hervor. Alle diese Zähne sind breit, gekrümmt und scharf. Ausser den Schneidzähnen haben sie sechszehn Backenzähne. Mit jenen können sie grosse Bäume absägen, und mit diesen die härtesten Dinge zermalmen.

Ihre Beine, welche den Dachsbeinen gleichen, sind kurz, indem ihre Länge nur vier bis fünf Zoll beträgt. Die Zähen an den Vorderfüssen sind von einander abgesondert: die Nägel liegen schief und sind hohl, wie Federkiele. Die Hinterfüsse sind ganz verschieden, und mit einer Schwimmhaut versehen. Durch diese Einrichtung ist er im Stande, sowohl langsam zu gehen, als auch zu schwimmen.

Sein Schwanz hat die Gestalt von einem Fische, und scheint gar nicht zu seinem Körper zu passen, der, bis auf die Hinterfüsse, dem Bau der Landthiere völlig ähnlich ist. Dieser Schwanz, der gegen zwölf Zoll lang und in der Mitte, wo er seine gröſte Breite hat, ohngefähr vier Zoll breit ist, besteht aus einem dichten Fette oder zarten Knörpel, und mit einer schuppichten Haut bedekt. Die Schuppen darauf sind wieder durch ein feines Häutchen mit einander verbunden. Diese Schuppen sind ohngefähr so dik als Pergament, und gewöhnlich sechseckig.

Die Farbe des Bibers ist nach der Gegend, worin er lebt, verschieden. In den nördlichsten Gegenden ist er gemeiniglich ganz schwarz; in gemäßigtern braun, und je weiter man gegen Süden geht, desto heller wird seine Farbe.

Sein Haar ist von zwey verschiedenen Arten. Das längste, welches er auf dem Rücken hat, und das gegen zwey Zoll lang ist, wird am wenigsten geschätzt, weil es grob und spröde ist. Das übrige besteht aus einer dicken und feinen Wolle, die fast so weich, wie Seide, anzufühlen ist. Aus dieser werden die sogenannten Castorhüte, Strümpfe und andere feine Manufakturarbeiten gemacht.

Die Arzneykunst verdankt diesem Thiere das sogenannte **Bibergeil**; ein sehr schätzbares Mittel wider verschiedene Krankheiten, besonders wider die unter unsern Damen jezt so sehr gewöhnlichen Krämpfe. Es ist dasselbe in vier kleinen Beuteln enthalten, welche dem Thiere unter dem Leibe sitzen. Zwey daran sind mit einer weichen, harzigen und klebrichen Materie angefüllt, welche äusserlich grau, inwendig gelb ist. Sie giebt einen unangenehmen durchdringenden Geruch und läßt sich leicht entzünden. Sie verhärtet sich an der Luft, wird braun, broklicht und reibbar. Dies ist das wahre Bibergeil.

Die zwey andere Beutel enthalten eine schmierige Feuchtigkeit, wie Honig. Die Farbe derselben ist blaßgelb, und der Geruch etwas schwächer, aber noch unangenehmer, als der des eigentliche Bibergeils.

Auch

Auch diese verdikt sich nach und nach, und erhält eine Dichtigkeit wie Talg. Sie wird zwar auch als Arzney gebraucht, aber nicht so hoch geschäzt, als das wahre Biebergeil.

Sehr bewundernswürdig ist die Geschiklichkeit, welche diese Thiere in der Baukunst beweisen, und die Art, wie sie in Gesellschaft zusammen leben und eine ordentliche Haushaltung führen. Wenn sie im Begriff stehen, sich einen Wohnplaz zu suchen: so versammlen sie sich oft zu zwey bis dreyhunderten, und wählen hierauf mit grosser Klugheit eine Stelle, wo ein Ueberfluß von Lebensmitteln und alle übrige Nothwendigkeiten zu finden sind. Sie legen ihre Häuser immer im Wasser an, und findet sich hierzu kein See oder Teich: so wissen sie diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie einen kleinen Fluß oder Bach abdämmen, und das Wasser auf diese Weise so hoch steigen lassen, als sie es nöthig haben.

In dieser Absicht sägen sie durch Hülfe ihrer Vorderzähne Bäume um, und zwar solche, die oberhalb der Stelle wachsen, wo sie sich anbauen wollen, um sie den Fluß hinabtreiben zu lassen. Sie sehen hierbei immer dahin, das sie den Baum nach dem Wasser zu fallen lassen, damit sie ihn nicht so weit zu schleppen brauchen. Sie sägen hierauf den umgefallenen Stamm in solche Stücken, als sie zu ihrem Baue nöthig haben, und lassen dieselben nach dem bestimmten Orte hintreiben.

Ihre Dämme verfertigen sie durch Hülfe eines Mörtels, den sie mit den Füssen kneten und auf ihrem

breiten Schwanze an die Stelle tragen, wo sie seiner bedürfen. Denn Schwanz brauchen sie dann auch statt einer Mauerkelle. „Der Grund solcher Dämme ist gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß dik, und nimmt nach oben zu bis auf zwey oder drey Fuß ab. Man bewundert die Genauigkeit, womit alle Verhältnisse daran beobachtet werden. Die Seite nach dem Strome des Wassers zu ist allezeit abschüßig; die andere vollkommen senkrecht.“ *)

Auf diese Weise bauen sie ihre Häuser und Dämme so fest und zugleich so regelmäßig, als der erfahrenste Arbeiter nur immer thun könnte. Das Bewundernswürdigste dabey ist dieses, daß sie die Pfeiler, auf denen ihre Gebäude ruhen, senkrecht einzurammen verstehen, ohngeachtet man nicht wohl begreifen kann, wie sie das anfangen. Die Figur ihrer Häuser ist rund oder eiförmig. Zwey Drittel davon ragen über dem Wasser hervor, und in diesen, welche für acht bis zehn Bewohner geräumig genug sind, hat jeder Bieber seine eigene Kammer, deren Fußboden er sorgfältig mit Blättern oder kleinen Fichtenzweigen bestreut, um ihn rein und warm zu halten.

Nie übereilt sie der Winter, ehe sie mit dieser Arbeit zu Stande gekommen sind, welches gewöhnlich gegen das Ende des Septembers geschieht. Zu eben dieser Zeit haben sie auch den nöthigen Wintervorrath an Lebensmitteln zusammengebracht, welche in kleinen Stücken Holz von weichen Fasern, als

Pap-

*) Allgem. Reisen, 17ter Band. S. 79.

Pappeln, Espen oder weiden bestehn, die sie in Haufen so aufstellen, daß ihre Säfte nicht austroknen können.

„Jedes Haus hat meist eine doppelte Oefnung, von denen die eine ins Wasser, die andere ans Ufer führt. Die ganze Wohnung wird überaus reinlich gehalten, und die Bieber entledigen sich sogar ihres Unraths nur ausser dem Hause. Im Herbst und Winter halten sie sich häuslich, bringen ihre Jungen zur Welt und erziehen sie. Wenn aber der Frühling herannaht, so verlassen sie mit denselben ihre Wohnungen bis zu der Zeit des Wärmern Sonnenscheins, und bringen diese Tage in Gehölzen zu, wo sie bey saftigen Rinden und Knospen es sich wohl seyn lassen.“

„Die Dämme, welche sie aufführen, sind oft so stark und von so weitem Umfange, daß ansehnliche Teiche dahinter entstehen. Man hat dergleichen gefunden, welche einen hinlänglichen Wasservorrath enthielten, um Sägemühlen dabey anzulegen.“ *)

Daß übrigens die Bieber auch Castore genannt werden, wird dem jungen Leser schon bekannt seyn.

Zu den nordamerikanischen Vögeln gehören: Adler, Habichte, Nachthabichte, Fischhabichte, Nachtschwalben, Raben, Krähen, Eulen, Papagayen, Pelikane

*) S Blumenbachs Naturgeschichte und Allgem. Reisen.

kane oder Kropfgänse, Kraniche, Störche, Wasserrohen, Reiher, Schwäne, Gänse Enten, Wasserhühner, Kalekuten, Birkhüner Rebhüner, Wachteln, Tauben Schnepfen, Lerchen, Spechte, Kukuke, Häher, Schwälben, Amsel, Rothvögel, Krammetsvögel, Scharfsäger, Nachtigallen, Königsvögel, Rothkehlchen und Colibri's oder vielmehr eine Art derselben, Fliegenvögel genannt. Auch von diesen will ich diejenigen kürzlich beschreiben; welche bey uns entweder unbekannt sind, oder von den unsrigen merklich abweichen.

Der Fischhabicht

hat seinen Namen theils von der Aehnlichkeit mit andern Habichten, theils daher, weil seine Nahrung größtentheils in Fischen besteht. Er schwebt über Seen und Flüssen und zwar oft so dicht, daß er auf dem Wasser zu ruhen scheint. Sobald er sieht, daß er einen Fisch erreichen kann, stürzt er wie ein Pfeil auf ihn los und erhascht ihn. Er soll in einem kleinen Sacke, den er im Leibe trägt, ein gewisses Oel bey sich haben, welches die Fische, wenn er dicht über dem Wasser schwebt, unwiderstehlich reizt, sich ihm zu nähern. So viel ist gewiß, daß jede Art Köder, die nur mit einem Tropfen von diesem Oele angefeuchtet ist, eine sehr starke Lokspeise für die Fische abgiebt.

Die Nachtschwalbe

wird auch **Nachtrabe, Tagschläfer, Ziegenmelker** und **Hexe** genannt. Sie gleicht einem kleinen Habicht, nur daß sie durch weißlichte Streifen ein schön mar-

marmorirtes Ansehen erhält. Dieser Vogel läßt sich selten vor Sonnenuntergang sehen daher seine drey ersten Nahmen. Den vierten und fünften hat er einer abergläubischen Meinung zu verdanken, welche ungegründet ist. Man sagt nemlich von ihm, daß er des Nachts die Ziegen aussauge,*) und daß er einem Hause, worauf er sich niederlasse, Unglük bringe. Die Engländer nennen ihn Whipperwill, die Indianer Muck-a-wisele, weil die einen jenes, die andern dieses zu hören glauben, wenn der Vogel schreit, welches er bis Mitternacht fast unaufhörlich thut. Dieser Umstand beweist, daß einerley Töne verschiedenen Menschen auf eine sehr verschiedene Weise ins Gehör fallen können. — Man sieht und hört ihn nur in den Frühlings- und Sommermonaten. Sobald die Indianer durch seine traurigen Töne von seiner Ankunft benachrichtiget werden: so schliessen sie daraus, wie wir aus der Ankunft der Schwalben, daß der Winter gänzlich vorüber sey, und sehen sich hierin selten betrogen.

Die Rebhüner

sind hier entweder braun, oder roth oder schwarz; und durchgängig grösser, als die unsrigen. Sie gleichen beynahe an Gestalt und Grösse den europäischen Fasanen. Sie haben alle lange Schwänze, die sie, wie ein Pfau, nur nicht lothrecht, ausbreiten. Wider die Gewohnheiten anderer Rebhüner setzen sie sich des

*) Siehe Blumenbachs Naturgeschichte, S. 243.

Abens auf Zweige von Pappeln und Birken nieder, von deren Knospen sie fressen; und können alsdann leicht geschossen werden.

Der Rothvogel

ist ohngefähr so groß, wie ein Sperling: aber er hat einen längern Schwanz und über den ganzen Leib eine glänzende Zinoberfarbe. In einigen Gegenden erblikte ich Vögel dieser Art, die durchgehends schön gelb waren.

Der Scharfsäger

gehört zu den Kukuken. Er liebt die Einsamkeit und läßt sich selten sehen. In den Sommermonaten hört man ihn in den Wäldern, wo er ein Geräusch, wie eine Säge macht, die hin und her gezogen wird. Davon hat er seinen Nahmen.

Der Kolibri

ist unter allen Vögeln der kleinste und der schönste. Seine Grösse beträgt nur ohngefähr ein Drittel unsers Zaunkönigs. Seine Beine sind kaum einen Zoll lang und sehen wie Nädeln aus. Die Farben seiner Federn sind so schön, daß kein Pinsel sie nachahmen kann. Auf dem Kopfe hat er ein kleines Büschel von glänzender Agatfarbe. Die Brust ist roth, der Bauch weiß, die Flügel und der Schwanz grün und blau, worüber kleine Flecke von Gold mit unaussprechlicher Anmuth ausgestreut sind. Diese Farben thun im

Sonnen-

Sonnenscheine eine Wirkung, die nicht beschrieben werden kann. Er saugt mit seinem dünnen röhrenförmigen Schnabel im Schweben und Flattern den Honigsaft aus den Blumen, welcher ihm zur Nahrung dient. Diese Thierchen sind so zart, daß sie leicht den grossen Buschspinnen zum Raube werden. Um sich ihrer zu bemächtigen, besprüz man sie mit Wasser; den selbst mit dem feinsten Schrote würde man sie ganz in Stücken schiessen. Indem er, wie eine Biene, um die Blumen schwärmt, macht er ein Gesumse wie eine grosse Fliege oder Bremse: daher der Nahme Fliegenvogel oder Stumvogel. *)

Von den übrigen nordamerikanischen Thieren will ich, um meine jungen Leser nicht zu ermüden, nur noch ein einziges auszeichnen. Dies sey

Die Klapperschlange

Ein fürchterliches Thier, vornemlich in dem wärmern Amerika. Es giebt zwey Arten davon, die schwarze und die gelbe; die leztere ist die grösste. Wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht haben, so sind sie gegen sechs Fuß lang, und haben in der Mitte des Körpers, wo sie am dikksten sind, etwa neun Zoll im Umfange. Gegen den Kopf und Schwanz zu werden

*) Eigentlich ist der Colibri nur in dem wärmern Amerika zu Haus. Diejenigen, welche man in Nordamerika sieht, sind vermuthlich die allerkleinste Abart desselben, die man durch den lateinischen Nahmen Trochilus minimus unterscheidet. S. Blumenbachs Naturgeschichte. S. 198.

sie allmählig dünner. Der Kopf ist breit und eingedrükt. Kopf und Hals sind hellbraun, der Stern im Auge ist roth, und der ganze obere Theil des Körpers braun mit rothgelb untermischt und mit vielen regelmäßigen dunkelschwarzen Strichen durchkreuzt, die allmählig in eine Goldfarbe spielen.

Ueberhaupt ist dies gefährliche Geschöpf ungemein schön, und seine manigfaltigen Farben würden ihm ein sehr reizendes Ansehn geben, wenn man es nur ohne Schreken ansehen könnte. Aber nie zeigen sie sich schöner, als wenn sie in Wuth gesezt werden, weil sich dann durch einen starken Andrang von Feuchtigkeiten gegen die Oberfläche, die Farben ihrer Haut erhöhen. Diese Eigenschaft durch Zorn verschönert zu werden, ist grade das Gegentheil von dem, was der Natur unsers menschlichen Körpers eigen ist. Dieser wird nemlich dadurch, wie jedermann weiß, überaus häßlich, und scheußlich gemacht, wenn er auch sonst noch so schön gebaut ist; so wie umgekehrt das menschliche Antliz durch keine Schminke so viel Liebreiz und Anmuth erhalten kann, als durch den Ausdruk einer freundlichen, sanften und wohlwollenden Gemüthsart; eine Bemerkung, die unsern Damen aus der grossen Welt entgangen seyn muß, weil sie sich sonst vermuthlich noch mehr bestreben würden, statt der rothen, weissen und blauen Farbe, die sie ihrem Gesichte auftragen, sich mit den unwiederstehlichen Reizen einer schönen, sanften und reinen Seele zu schmüken, die ihnen weit besser stehen würden.

„Die Klapper, wodurch der gütige Himmel dieses Thier, um es unschädlich zu machen, ausgezeichnet hat,

hat, besteht aus einem hellbraunen, harten, trocknen und knochenartigen Wesen, das verschiedene Zellen macht, die wie Gelenke an einander schliessen. Diese Gelenke vermehren sich mit jedem Jahre, so daß man dadurch das Alter des Thieres erkennen kann. So oft die Schlange den Schwanz schüttelt, machen diese Gelenke ein klapperndes Geräusch, welches dem Gerassel einer mit Erbsen angefüllten hölzernen Kinderklapper gleicht. Dieses Geräusch macht sie jedesmal, so oft sie Gefahr befürchtet. Sie zieht sich zu gleicher Zeit, in Gestalt eines Schneckenganges zusammen, und hält in dem Mittelpunkte dieser Krümmungen den Kopf in die Höhe, mit welchem sie Menschen und Thiere, die ihr zu nahe kommen, Rache droht. In dieser Stellung erwartet sie ihre Feinde, und klappert unaufhörlich mit dem Schwanze, so wie sie solche ankommen sieht oder hört. Durch diese zeitige Warnung lernt der unvorsichtige Wanderer die ihm drohenden Gefahr kennen, und weicht ihr aus.

Die Klapperschlange ist daher nur denen schrecklich, welche ihr entweder unvorsichtiger Weise zu nahe kommen oder einen Angriff auf sie thun. Sie selbst greift ungereizt nie an. Sie verfolgt niemand, aber sie flieht auch vor keinem Feinde, der sich ihr nähert, sondern bleibt in der beschriebenen Stellung liegen, wobey sie immer mit dem Schwanze klappert, als wenn sie warnen wollte, und ungern schaden mögte.

Die Zähne, womit sie vergiftet, sind von denen, deren sie sich bey andern Gelegenheiten bedient, völlig unterschieden. Sie hat deren nur zwey, und beyde

sind

und sehr klein und scharf zugespizt. Sie liegen in einem sehnigten Wesen nahe am Vorderrande des obern Kinnbackens und haben viel Aehnlichkeit mit den Klauen einer Katze. Sie kann sie ausdehnen, zusammenziehen oder ganz verbergen. An der Wurzel eines jeden derselben liegen zwey kleine Blasen, die so eingerichtet sind, daß, sobald die Zähne einen Einschnitt machen, gleich ein Tropfen von einer grünlichen giftigen Feuchtigkeit in die Wunde fällt, und das ganze Blut mit ihrer tödtenden Eigenschaft erfüllt.

Schon in dem Augenblicke des Bisses fühlt das unglükliche Opfer ihrer Wuth eine fieberhafte Kälte durch den ganzen Körper. An der Stelle selbst, wo der Zahn eingedrungen ist, erhebt sich alsobald eine Geschwulst, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet, und überall auf der Haut die verschiedenen Farben der Schlange hervorbringt. Der Biß ist zu verschiedenen Jahrszeiten mehr oder weniger gefährlich, in den Hundstagen ist er oft in einem Augenblicke tödlich, und vorzüglich wenn die Verwundung zwischen der Sehne über den Hacken statt findet. Im Frühjahre, im Herbste oder an einem kühlen Sommertage kann man seinen Wirkungen durch gehörige Mittel, wenn man sie nur gleich braucht, zuvorkommen.

Diese Mittel hat die gütige Vorsehung in allen den Ländern, wo die Klapperschlange lebt, reichlich verliehen. Der Klapperschlange Wegerich, ein bewährtes Gegenmittel gegen das Gift dieses Thieres, wächst in jenen Gegenden überall im größten Ueberflusse.

fluſſe. Auſſerdem giebt es noch verſchiedene andere Mittel gegen den giftigen Biß derſelben. Man muß den verlezten Theil augenbliklich ſchröpfen, und viel lauwarme Milch trinken. *) Eine Abkochung von den Knoſpen oder der Rinde der weißen Eſche, innerlich gebraucht, iſt gleichfalls heilſam befunden worden. Salz iſt ein neu entdektes Mittel; und wenn man daſſelbe gleich auf die Wunde legt, oder ſie mit Sohle auswäſcht: ſo kann man vor aller Gefahr ſicher ſeyn. Auch das Fett der Schlange ſelbſt, wenn es eingerieben wird, ſoll ſehr wirkſam ſeyn.

Durch dieſe Mittel kann man nun zwar das Leben eines Menſchen, der von der Klapperſchlange gebiſſen iſt, retten und ſeine Geſundheit gewiſſermaßen wieder herſtellen; aber er erfährt dennoch alle Jahre eine kleine Anwandlung von eben den fürchterlichen Zufällen, die er damals empfand, als er gebiſſen ward.

Der Biß dieſer Schlange iſt nicht blos für Menſchen, ſondern auch für Thiere gefährlich. Aber es iſt eben ſo merkwürdig, als gewiß, daß die Schweine hierin eine Ausnahme von der Regel machen. Dieſe können ſich nemlich dreiſt an den Klapperſchlangen vergreifen, ohne ihre giftigen Zähne fürchten zu dürfen. Sie freſſen ſie ſogar, und werden fett davon.

Man hat oft beobachtet, und ich ſelbſt kann dieſe Beobachtung beſtätigen, daß die Klapperſchlangen gern eine jede Art von Muſik hören, ſie beſtehe in Geſang oder

*) S. Blumenbachs Naturgeſch. S. 268.

oder rühre von Instrumenten her. Ich habe oft gesehen, daß sie, so gar wenn sie in Wuth gesezt waren, sich plözlich in eine horchende Stellung sezten, und mit grosser Aufmerksamkeit, ja mit einem Anscheine von Vergnügen unbeweglich still saßen, wenn man ihnen etwas vormusicirte.

Wenn die Klapperschlange jemanden verletzen will, so schießt sie jedesmal mit aufgesperrtem Rachen und in einer krummen Linie schnell auf ihn los, aber auch eben so schnell in ihre vorige Vertheidigungsstellung wieder zurük. Sie schießt dabey nie weiter, als die Hälfte ihrer Länge vor, und ohngeachtet sie ihren Angriff zwey bis dreymal wiederholt: so springt sie doch eben so oft schnell wieder in ihre vorige Lage zurük. Auch dieser Umstand macht, daß man ihr leicht ausweichen kann, wenn man nicht unglüklicher Weise ganz unvermuthet auf sie stößt.

Wie diese Thiere sich fortpflanzen, ist noch nicht ausgemacht. Ich habe oft Eier von verschiedenen andern Schlangenarten gefunden, allein von Klapperschlangen nie, ohngeachtet sich wohl niemand mehr Mühe gegeben hat, als ich, jeden Umstand, der dieses Thier betrift, genau zu erforschen. Ich tödtete einmal ein Weibchen, das siebenzig junge im Leibe hatte; aber diese waren schon völlig ausgebildet, und ich hatte selbst gesehen, daß sie zu dem Rachen ihrer Mutter, als einem sichern Orte, ihre Zuflucht nahmen, als ich mich ihnen näherte.

Sowohl die Galle, als auch das getrokuete Fleisch dieser Thiere, in Suppen gekocht, hat heilsame Arzneykräfte

kräfte; das leztere besonders wird als ein Mittel wider die Schwindsucht gerühmt. Sollte dies gegründet seyn, so würde dadurch abermals die Wahrheit bestätiget, daß in der Natur nichts schädliches ist, was nicht auch zugleich irgend eine wohlthätige Absicht hätte.

Das Eichhörnchen, kleine Vögel und andere Thiere von den Bäumen herab der darunder liggenden Klapperschlange von selbst in den Rachen fallen, ist zwar bisher bezweifelt worden, bestätigt sich aber immer mehr durch wiederholte Beobachtungen. Vermuthlich rührt dies von dem Schrecken her, wovon jene Thiere beym Anblik dieses furchtbaren Geschöpfes befallen werden.*) Und dies vorausgesezt, können sie ein warnendes Beyspiel für den Furchtsamen abgeben, und ihn lehren, daß Furcht und Aengstlichkeit kleine Gefahren in grosse, scheinbare in wirkliche verwandeln.

*) S. Blumenbachs Naturgeschichte, S. 262.